DER FREUND. (EINE WOCHENSCHRIFT.) - ANSPACH, JAC. CHR. POSCH...

Digitized by Google

Sa. 3. C. 9.

1871-B.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Freund.

Zweiter Band.

Idole d'un coeur juſte et paſſion du ſage
Amitié ! que ton nom couronne cet ouvrage.

Voltaire.

Anſpach.
Zu finden bey Jacob Chriſtoph Poſch.

1371-B
2

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem

Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten

Könige und Herrn

HERRN

Friedrich Augusten,

Könige in Pohlen, Großherzoge in Litthauen, zu Reußen, Preußen, Masovien, Samogitien, Kyovien, Vollhinien ꝛc. ꝛc.

Herzoge zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen;

Des heil. röm. Reichs Erzmarschallen und Churfürsten; Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meißen, auch Ober- und Niederlausitz, Burggrafen zu Magdeburg, gefürsteten Grafen zu Henneberg, Grafen zu der Mark, Ravensberg, Barby und Hanau, Herrn zu Ravenstein ꝛc.

Unserm allergnädigsten Könige, Churfürsten und Landesherrn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König und Churfürst,

Allergnädigster Herr,

Zu Eurer Königlichen Majestät geheiligten Füßen, erkühnet sich die hiesige Gesellschaft der freyen Künste, die ersten Früchte ihrer Bemühungen mit derjenigen allerunterthänigsten Ehrfurcht niederzulegen, die sie einem so großen Monarchen und gnädigen Schutzherrn aller Gelehrsamkeit schuldig ist.

Digitized by Google

Nach ihrem geringen Vermögen etwas zum Ruhme der Universität Leipzig, und gemeinen Besten der churſächsischen Lande beyzutragen, ist dieselbe vor wenigen Jahren zusammen getreten; und hat vieler Schwierigkeiten ungeachtet, die solche Veranstaltungen insgemein mit sich führen, es dennoch so weit gebracht, daß sie nunmehr zween Bände ihrer Schriften, der gelehrten Welt vor Augen legen können: davon auch der erste bereits von unparteyischen Kennern sowohl aufgenommen worden; daß die Gesellschaft große Ursache gehabt, damit zufrieden zu seyn, und dadurch in ihrem Vorhaben nicht wenig bestärket worden.

Wem gebühret nun diese Frucht des sächsischen Pindus mit mehrerm Rechte zum Opfer dargebracht zu werden, als demjenigen mächtigen Schutzgotte aller schönen Wissenschaften und Künste; dessen ganzer Hof von Seinem so erhabenen als richtigen Geschmacke, in den edelsten Künsten ein Zeugniß ableget?

Digitized by Google

leget? Bewundern nicht alle Fremden in Dresden die unvergleichliche, und fast mehr als Königliche Bildergallerie, die in ganz Europa schwerlich ihres gleichen hat? Wer erstaunet nicht über die reiche Sammlung von Kupferstichen, aller Zeiten und Länder; von den ersten Erfindern dieser Kunst an, bis auf die größten Meister neuerer Zeiten? Und was soll man von dem ungemeinen Flore der göttlichen Musik oder Tonkunst sagen; die das Schöne und Prächtige mit dem Rührenden, noch nirgends in einer größern Vollkommenheit verbunden hat, als auf der Dresdner Schaubühne?

In Wahrheit, sowohl diese, als die unvergleichliche Baukunst, die durch verschiedene prächtige Gebäude, aller Kenner Augen bezaubert, machen unsern Zeiten und dem Lande, darinnen wir größtentheils leben, Ehre; preisen aber auf die nachdrücklichste Weise, die hohe Beschirmung desjenigen großen Königes, der alle diese so edeln als schönen

Künste, zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit erhoben hat.

Man müßte sehr unachtsam, oder doch ganz unempfindlich seyn, wenn man über das alles, nicht auch die, zu so ungemeiner Höhe gestiegene meißnische Porcellanfabrik hier in Erwägung ziehen wollte: die alles, was der menschliche Witz schönes ersonnen hat, so weit zurück läßt, und der ganzen Welt die ausnehmende Geschicklichkeit sinnreicher Sachsen, bey Verfertigung der vollkommensten Kunstwerke, im Zeichnen, Malen und Bilden, auf die überzeugendste Weise darthut. Diese aber hat unstreitig, wie alles obige, unter Eurer Königlichen Majestät, preiswürdigstem Zepter, ihren vortrefflichsten Glanz erlanget; und kann also den sichersten Beweis abgeben: wie hoch Künste steigen können, wenn sie durch einen vorzüglichen Geschmack großer Monarchen, und gütiger Landesväter unterstützet werden.

Wir, die wir uns mit den gelehrten Künsten beschäfftigen, werden uns über alle

die

Digitized by Google

die maßen glücklich schätzen, wenn wir versichert werden sollten: daß Eure Königliche Majestät, mit einem gleich gnädigen Blicke auch auf diese unsre ersten Proben herab zu sehen geruhet hätten. Sind unsre Arbeiten noch nicht vollkommen: so ist doch nichts leichter, als daß ein so mächtiger Schutz, als allen übrigen schönen Künsten bereits angediehen ist, auch unsre Früchte allmählich zu größerer Reife bringen würde; wenn wir so glücklich seyn sollten, desselben mit der Zeit gewürdiget zu werden.

Gott verlängere die Tage Eurer Königlichen Majestät und Churfürstlichen Durchlauchten, bis auf das höchste Ziel der Sterblichen; und setze das allerdurchlauchtigste Churſächsische Haus, zu einem Wunder aller Völker; die Zeiten von Dero gesegneten Regierung aber, zum Muster aller Jahrhunderte! Ganz Deutschland richte ferner seine Augen voller Vergnügen und Erstaunen auf Dreßden, auf Leipzig und das gan-

Digitized by Google

ze beglückte Sachsenland: so werden auch wir mit dem größten Vergnügen unter Dero glückseligem Regimente leben und sterben,

Allergnädigster König,
und Churfürst,
Eurer Königl. Majestät,
und Churfürstl. Durchlauchtigkeit,

Leipzig den 20sten April
1755.

allerunterthänigste,
allergehorsamste,
die Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig.

Digitized by Google

Regiſter
Des zweiten Bands.

XXVII. Lob der Freundſchaft der heutigen Welt. Brief des Herrn Polygamus Kupplers.

XXVIII. Anmerkungen über die Leute, die verſprechen, was ſie nicht halten wollen. Charackter des Herrn Liebwinds. Nachrichten.

XXIX. Geſchichte des Mirza und der Fee Alzemire. Briefe des Herrn Michael von Kriechboden und des Herrn Donatus Backel.

XXX. Traum von einer Reiſe nach dem Mond und von dem verlohrnen Verſtande der Menſchen.

XXXI. Gedanken von der Gemüthsruhe und von den thörichten Wünſchen der Menſchen.

XXXII. Fragmente. Ein eingeſchicktes Lied. Schriftliche Berathſchlagung der Verfaſſer des Freundes darüber.

XXXIII. Amintas Reiſen.

Digitized by Google

XXXIV. Brief des Herrn Timaret an die Verfaſſer. Anmerkungen über das Mißtrauen.

XXXV. Betrachtungen über die Gränzen der Freundſchaft.

XXXVI. Beweis, daß die Selbſtliebe die Quelle der Freundſchaft ſey. Ode, Lob der Gottheit.

XXXVII. Schreckliche Erſcheinung. Neues Lehrgebäude von Geſpenſtern. Ein Neujahrlied.

XXXVIII. Fortſetzung des neun und zwanzigſten Stücks. Geſchichte der Nachfolger des Mirza. Unterredung des Verfaſſers mit ſeinem Freund Cleanth darüber.

XXXIX. Todengeſpräche nach Art des Lucians zwiſchen Jupiter und Momus; zwiſchen Merkur, einem Soldaten, einem Philoſophen, Clinias und einem jungen Athenienſer; zwiſchen Epaphroditus und Epictet; zwiſchen Timon und Alcibiades; zwiſchen Menipp und Lycambas; zwiſchen Menipp und Hippokrates; zwiſchen Perillus, Ariſtäus und Minos; zwiſchen Alexander und Diogenes.

XL. Brief der Geſellſchaft der Kundſchafter an die Verfaſſer des Freunds, worinnen ihnen Nachricht gegeben wird, wie verſchiedne Perſonen ihre Winterabende zubringen.

XLI. Betrachtungen über Leute, die gar keinen Charackter haben. Brief des Herrn Theophilus St. Omer, worinnen er ſich über einen Menſchen beklagt, der alle Leute mit

Digitized by Google

mit ſchlechtem Schnupftoback plagt. Brief des Herrn J. F. Y. --- in dem er über die Kaltſinnigkeit ſeiner geweſenen Univerſitätsfreunde Klage führt.

XLII. Laurens Lehrſtück vom Nichts. Eine Ode.

XLIII. Oronts Reiſen.

XLIV. Gedicht des Damis an ſich ſelbſt.

XLV. Gedanken von der Zärtlichkeit.

XLVI. Anmerkungen über die Urtheile über andre Menſchen. Brief eines Ungenannten, in dem einige Stellen aus der Geſchichte der Clariſſa enthalten ſind, die von der Freundſchaft handeln.

XLVII Gedanken von dem Einfluſſe der Religion und inſonderheit der Chriſtlichen in die Freundſchaft.

XLVIII. Belindens Brief an die Verfaſſer, worinnen ſie ſich Raths erholt, was ſie mit ihren Freyern Sackſpiegel, Joh. Daumenſtock, Hausſorge, Chriſtoph Schlafſucht, Thomas Syllogiſmus, anfangen ſoll. Laura gibt dem jungen Frauenzimmer Regeln, wie es ſich gegen die Freyer aufführen ſoll.

XLIX. Brief eines Soldaten an die Verfaſſer. Betrachtungen über den Soldatenſtand.

Digitized by Google

Register.

I. Abhandlung, von dem Rechte der Meinungen und Gewohnheiten.

II. Brief eines verstorbenen Freundes an einen noch Lebenden. Die Zeit wirds lehren, ein Lied.

III. Brief der Gesellschaft der Kundschafter, worinnen von der Gesellschaft der Feinde und von dem Register des Herrn Reimefrüh Nachricht gegeben wird. Gedanken über die Satyre.

Oettingen,

Gedruckt bey Johann Heinrich Lohse, Hoch-Fürstl. Hofbuchdrucker. 1755.

Digitized by Google

Der Freund.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Exoleuit priſcum mortalium bonum amicitia, cuius in locum migrauerunt aſſentationes, blanditiae et peior odio amoris ſimulatio.

Plin.

Die Moraliſten haben Recht, wenn ſie ſich über die Unzufriedenheit der Menſchen beklagen. Allezeit loben wir die vergangene Zeiten. Niemals ſind wir mit der gegenwärtigen zufrieden. Ich

dächte, unsre Eigenliebe erfoderte es, daß wir allezeit diejenige Zeit, in der wir leben, und die durch unsre Personen merkwürdig gemacht wird, bewunderten und für die glücklichste hielten. Und doch tadeln wir immer aus einer übel angebrachten Bescheidenheit die gegenwärtige Zeiten. Die Schriftsteller allein haben die Billigkeit, das Glück ihrer Zeiten zu erkennen, wenn sie von ihren Schriften reden; doch, so bald sie fremde Schriften beurtheilen, verfallen sie in das allgemeine Vorurtheil. Wie erhebt man nicht die Treue, die Ehrlichkeit, die Freundschaft der vorigen Zeiten! Wie klagt man nicht über den Mangel der Freundschaft in unsern Zeiten! Ich unterstehe mich, die Ehre unserer Zeiten zu retten. Ich will allen Bewunderern des Alterthums zum Trotze beweisen, daß die Freundschaft wohl niemals schöner geblühet habe, als in unsern Zeiten. Ein gerechter Unwille hat mich aufgebracht und der Patriotische Eifer, der meine Brust erfüllet, wird meinen Aufsatz beleben.

Man hielt es sonst vor etwas sehr schweres einen wahren Freund zu bekommen. Sokrates, dieser berühmte Weltweise, bauete ein kleines Haus. Man verwunderte sich darüber, daß ein so grosser Mann sich so ein kleines Haus wählte. Ach! sagte er, könnte ich nur dieses mit wahren Freunden anfüllen. Der gute Sokrates! Er wußte die Mittel nicht, in kurzer Zeit

und

und ohne Mühe das weitläuftigste Haus mit Freunden anzufüllen. Unsre Zeiten sind hierin glücklicher. Etliche Gläser Wein können uns schon zu einer grossen Anzahl Freunde helfen.

Wer nun einmal so menschenfeindlich gesinnet ist, daß er unsern Zeiten ihre grosse Glückseeligkeit nicht gönnt, und am Tadeln sein Vergnügen hat, der könnte noch eher sagen, der Uberfluß an Freunden drücke uns mehr, als der Mangel derselben. Sonst sagte man, dieser oder jener sey unglücklich geworden, weil er keinen Freund hatte. In unsern Zeiten kan man sagen, daß viele um ihr Vermögen kommen, und unglücklich werden, weil sie zu viele Freunde haben.

Nichts ist gewöhnlicher unter uns, als die Versicherungen einer wahren und beständigen Freundschaft. Mein Herz ist selbst zur Freundschaft gemacht und deswegen gehe ich so gerne in Gesellschaften, weil ich lauter Freundschaft in denselben herrschen sehe. Wo ich hingehe, werde ich mit Freundschaft empfangen, man sagt mir, daß man sich ein unbeschreibliches Vergnügen daraus mache, einen so werthen Freund bey sich zu sehen, man bietet mir alle Dienste an und man läßt mich nicht ohne die aufrichtigsten Freundschaftsversicherungen weggehen. In den Kirchen macht man sich an statt der Predigt zuzuhören Freundschaftsversicherungen. Bey den Hochzeiten

zeiten, bey den Gastmahlen, bey den Leichenbegängnissen, kurz bey allen Versammlungen erschallen die Freundschaftsversicherungen. Grosser Beweiß, daß die alte Barbarey durch Geschmak und feine Lebensart verdrungen worden ist! Dies ist zum Theil eine Frucht unserer Reisen, die wir zu so grossen Nutzen des Vatterlandes in fremde Länder anstellen.

Man erneuert öfters mit einer recht enthusiastischen Beredsamkeit das Andenken getreuer Freunde, die in der alten Welt ihr Vermögen der Freundschaft aufgeopfert haben. Dergleichen Beyspiele könnten wir täglich sehen, wenn uns die Bewunderung des Alterthums nicht verblendete. Wie viele berauben sich nicht ihres Vermögens, ihren Freunden Ehre anzuthun! Der Freundschaft zu Ehren werden wir Verschwender. Der Freundschaft zu Ehren machen wir Schulden. Der Freundschaft zu Ehren bringen wir uns und andere an den Bettelstab. Großmüthige Selbstverläugnung!

Wie rührend ist nicht das Beyspiel des Philanders und seiner Frau der Lätitia! Sie waren beyde Erben eines grossen Vermögens, und welches ihnen mehr Ehre macht, beyde zum freundschaftlichen Umgang aufgelegt. Ihr Vermögen gab ihnen Verstand, Amt und Ansehen. Sie suchten Freunde und sie wußten und hatten die Mittel, sich eine grosse Zahl derselben zu erwerben.

Digitized by Google

werden. Man muste ja das Vermögen mit den Freunden theilen, das erforderte die Freundschaft. Man machte ihnen ansehnliche Geschenke. Kein Tag vergieng da man nicht Besuch angenommen oder gegeben hätte. Man strengte alle Erfindungskraft an, den Freunden alle mögliche Ergötzlichkeiten zu machen. Man setzte ihnen täglich die kostbarsten Leckerbissen vor. Je besser sich ein Freund ihren Wein schmecken ließ, desto angenehmer war er. Das Vermögen nahm bey dieser freundschaftlichen Lebensart nach und nach ab. Doch wäre es nicht lieblos gewesen, die Freunde diese Abnahme des Vermögens fühlen zu lassen? Philanders Kinder wuchsen nach und nach heran, deren standesmäsige Auferziehung und Unterricht nicht geringe Kosten erfoderte. Ehe Philander und Lätitia sich entschlüssen konnten, den Aufwand auf die Gesellschaften zu beschneiden, setzten sie das Beste ihrer Kinder aus den Augen. Der fleißige Handwerksmann, der mit seiner täglichen Arbeit sich und seine hungerige Familie ernähren mußte, wurde täglich mit einer geringen Foderung abgewiesen, der leicht hätte bezahlet werden können, wenn man den Freunden nur ein Gerichte oder eine Art von Wein hätte abbrechen wollen. Da ihre ordentliche Einkünfte nicht mehr zulangen wollten, die Ausgaben der Freundschaft zu bestreiten, so nahmen sie Gelder auf. Einige Wittwen wußten ihre Capitalien, ihr ganzes Vermögen, niemanden besser anzuvertrauen, als dem ehrli-

lichen und reichen Philander. Auch dieſe wurden bald der Freundſchaft aufgeopfert. Endlich fiel der Credit gänzlich, die Glaubiger bemächtigten ſich der wenigen Überbleibſel eines anſehnlichen Vermögens, und Philander wurde mit ſeiner Lätitia in den elendeſten Zuſtand verſetzt. Sie ſelbſt leben in der äuſſerſten Armuth, ihre Kinder ſind erwachſen und unverſorgt, die Flüche betrogner Glaubiger und das Weheklagen verarmter Wittwen begleiten ſie überal. Philander hatte alles dieſes vorausgeſehen. Aber die Pflichten der Freundſchaft mußten erfüllet werden. Er wurde ein Märtyrer der Freundſchaft. Können nicht Philander und Lätitia den berühmteſten Freunden der alten Welt an die Seite geſetzt werden? Die freundſchaftlichſten Handlungen derjenigen, deren Freundſchaft man heroiſch nennt, ſind öfters nur eine Würkung der erſten Hitze oder doch einer eitlen Ehrbegierde geweſen. Sie wollten durch die Freundſchaft unſterblich werden. Sie wollten alſo bey der Freundſchaft gewinnen.

Gerathen wir in einige Verlegenheiten, ſo entſtehet eine ſolche Eiferſucht unter unſern Freunden, daß uns keiner Hülfe leiſtet, um dem andern die Ehre nicht zu nehmen, unſer Erretter geweſen zu ſeyn. Schlagen ſie uns auch unſere Bitte ab, ſo beklagen ſie allezeit ihr Unvermögen uns diesmal zu dienen, auf das wehmüthigſte, und ſie verſprechen uns, alle andre

Gele-

Gelegenheiten mit Freude zu ergreifen, uns von ihrer schuldigsten Ergebenheit auf das werkthätigste zu überführen. Kommen wir um unser Vermögen, welches sie auf das freundschaftlichste mit uns genossen haben, so verlassen sie uns. Sie können uns vor Wehmuth nicht mehr ansehen; unser Elend geht ihnen zu sehr zu Herzen.

In den alten Zeiten sorgte auch der zärtlichste Freund nur für das zeitliche Glück seines Freundes. In unsern Tagen wird die Freundschaft höher getrieben. Unsre Freunde sorgen für die wahre Glückseeligkeit unsrer Seele. Sie helfen uns von unsrem Uberflusse, denn sie wissen daß er unser Herz nur eitel macht und zu Ausschweifungen verleitet. Sie stürzen uns in die Armuth, damit wir zur Selbsterkenntniß kommen und unsre Lüste bezwingen lernen. So weit hat kein Pylades, kein Orest die Freundschaft getrieben.

Wie viele verborgne und unbekannte Freunde haben wir nicht in diesen so glücklichen Zeiten? Ich muß meinen Lesern ein Geheimniß entdecken, auf daß sie das Glück unserer Zeiten desto mehr bewundern. Alle unsre Verläumder Feinde und Verfolger sind nur verstellte Feinde, sie sind unsre wahre Freunde. Sie wollen nur unsre Gedult auf die Probe setzen und uns von der Unvollkommenheit des zeitlichen Lebens überführen.

Digitized by Google

Pseudolus betrügt den Kreon um ein ansehnliches Capital. Er hat ihm dadurch den gröſten Dienſt gethan. Nun ſtirbt Kreon weit lieber.

Rufinus hat den Philon in einem vornehmen Hauſe durch die bitterſten Verläumdungen angeſchwärzt. Kein offenbarer Freund hätte dem Philon eine gröſſere Freundſchaft beweiſen können. Ohne die Dienſtgefliſſenheit des Rufinus hätte man den Philon zu einen Amt erwählt, deſſen Verwaltung ihm in kurzer Zeit die Schwindſucht zugezogen hätte.

Eucliо verfolgt den Philokalus. Er glaubt er könne ihm als einen Liebhaber der Weltweisheit keinen gröſſern Gefallen thun, als wenn er ihm Gelegenheit gibt, die Lehren auszuüben, von denen er ſo ſchön und gründlich reden kan.

Phalaris drückt den armen Dichter, den Amyntor. Und doch wäre er nicht ſo glücklich, wenn er nicht an dem Phalaris einen vermeinten Feind hätte. So oft ihm Phalaris eine Ungerechtigkeit erweiſt, ſo gehet Amyntor in gröſtem Eifer nach Hauß, macht eine Satyre auf den Phalaris, und legt ſich weit vergnügter über ſeine wohlgerathene Satyre zu Bette, als wenn ihm Phalaris die gröſte Freundſchaft bewieſen hätte.

Ich will nur noch einen Beweis von der vorzügli-

chen

chen Liebe und Hochachtung anführen, die unsre Zeit für die Freundschaft hat. Wir schätzen die Freundschaft so hoch, daß wir den Schein derselben auch gegen diejenigen annehmen, gegen die wir wirklich Haß und Abneigung haben. Wie oft empfangen wir nicht den mit heiterm Gesicht und mit den freundschaftlichsten Blicken, dem wir unser Haus auf ewig verbieten würden, wenn uns unser freundschaftlicher Charakter erlaubte ohne Verstellung zu handeln? Wie oft wünschen wir nicht dem Gesundheit und langes Leben, den wir mit größten Vergnügen zu seiner Ruhestätte begleiten würden? Wie oft lassen wir nicht denjenigen unter den größten Freundschaftsversicherungen von uns, dem wir, sobald er uns nur den Rücken gekehret hat, alles böse nachwünschen?

Wie oft bedienen wir uns nicht der Freundschaft, andern Schaden zu thun? Herr Bibulus weiß sich an Leuten, denen er feind ist, nicht besser zu rächen, als wenn er ihnen unter den lebhaftesten Freundschaftsversicherungen einen Rausch zutrinkt. Seine Freude ist vollkommen, wenn sie sich in diesem Stande der Unvernunft bis zu den größten Thorheiten erniedrigen, dazu er ihnen selbst die Anleitung giebt. Kein offenbarer Feind hätte gegen ihre Ehre, Ansehen und Glück einen grausamern Angrif wagen und seine Absichten glücklicher erreichen können. Rufinus nimmt den größten Schein

der Vertraulichkeit gegen die an, deren Unglück er wünscht, er sucht ihre Gesellschaft, er bittet sie öfters zum Essen. Er will entweder Geheimnisse von ihnen herauslocken oder sie zu Ausdrücken verleiten, die er zu ihren Schaden nachsagen kan.

Eigensinnige Köpfe werden diese Aufführung Falschheit nennen. Ich aber behaupte, daß sie die entscheidende Probe unserer Neigung zur Freundschaft ist. Ist es nicht etwas grosses, seinem Herzen Gewalt anzuthun, und auch gegen diejenigen, die wir am meisten hassen, den Schein der Freundschaft anzunehmen. Das sind barbarische Völker, die immerzu ohne Verstellung handeln, und unter denen ein jeder dem, den er haßt, sogleich durch alle Minen und Handlungen seinen Haß ankündigt. Gesittete Völker unterscheiden sich eben dadurch von den wilden, daß sie den Haß unter der Maske der Freundschaft verbergen.

Ich müßte auf die Einsicht und Billigkeit meiner Leser ein grosses Mißtrauen setzen, wenn ich glaubte, sie wären von der Vortreflichkeit der heutigen Freundschaft noch nicht genug überzeugt. Ich schmeichle mir, sie werden mir den Ruhm eines aufrichtigen Patriotens gönnen

gönnen und das Glück unſrer Zeiten mit mir preiſen.

Pheron.

Meine Herren,

So viel ich aus ihren Stücken habe ſchlüſſen können, ſo ſind einige unter ihnen noch unverheirathet. Ich hoffe nicht, daß es Hageſtolzen ſind. Da Sie ſo ſchön von der Freundſchaft ſchreiben können, ſo müſſen Sie dazu gemacht ſeyn, eine Frau durch Liebe und Freundſchaft glücklich zu machen. Vielleicht ſind ſie zu blöde ſelbſt auf die Freyerey auszugehen oder vielleicht haben Sie keine rechte Kenntnis von unſern Schönen, die ihren Beruf zum Eheſtand fühlen. Sie dörfen ſich nur an mich wenden. Ich habe ſchon vielen dergleichen Liebesdienſte erwieſen und es iſt mir nichts lieber, als Eheverbindungen zu ſtiften. Es iſt wahr, bey einigen bin ich unglücklich geweſen, und ich habe ſchon

viele

viele Flüche mißvergnügter Eheleute auf mir. Doch was kan ich dafür, daß meine Dienstfertigkeit so schlecht belohnt wird? Meine Absichten waren zum wenigsten allemal gut. Ich habe ein genaues Verzeichnis von allen Schönen unsrer Stadt und unsres Landes, die zum Ehestand geneigt sind, nebst ihrem Alter, Stande und Vermögen. Wenn Sie mich mit ihrem Vertrauen beehren wollen, will ich Sorge tragen, daß Sie in eine angesehene Freundschaft kommen. Die Eheverbindungen sind ja das beste Mittel Freunde zu bekommen. Für den Herrn Damis wüßte ich eine fürtrefliche Partie. Er ist etwas schwermüthig und Mademoiselle Frölichin würde für ihn die beste Arzney seyn. Ich habe noch kein so lustiges und aufgeräumtes Mädgen angetroffen. Sie hüpft und tanzt den ganzen Tag. Sie liebt die öffentlichen Lustbarkeiten und ihr Herz ist zur Freude erschaffen. Glauben Sie es mir, Meine

Her-

Herren, Mademoiselle Frölichin wird den Herrn Damis bald aufmuntern. Alle seine Gedichte wird sie mit Vergnügen auswendig lernen und ihm in seinen schwermüthigen Stunden vorsingen. Ihr werden Sie es zu danken haben, daß Ihr Damis öfters bey Ihnen in der Stadt seyn wird: denn auf dem Lande kan Sie nicht aushalten. Für Herrn Pheron schickte sich niemand besser, als Mademoiselle Notenmacherin. Sie wird Ihm an Häßlichkeit nichts nachgeben, aber sie ist auch eben so satyrisch als Er. Sie weiß über alle Leute, die vor ihrem Hause vorüber gehen, die feinsten Anmerkungen zu machen und sie nimmt es mit einer ganzen Gesellschaft witziger Köpfe auf. Ueberdies hat sie viel Geld und bringt den Herrn Pheron in eine angesehene Freundschaft. Satyrische Köpfe brauchen häßliche Weiber und eine mächtige Freundschaft. Der Herr Cleanth ist, wie ich glaube, in einem Alter, daß er sich mehr aus einem schönen Buche, als

aus

aus einem schönen Frauenzimmer macht. Ich habe ihm eine verständige Wittwe zugedacht, die ihn auf das beste pflegen wird. Sie wird gar nicht murren, wenn Er viel Geld auf Bücher wendet und sie wird niemal verlangen, daß er mehr Zeit bey ihr, als bey seinen Freunden zubringt. Wenn Herr Damis und Herr Pheron noch keine Aemter haben, so können sie durch das vorgeschlagene Frauenzimmer auf das allerleichteste befördert werden. Ueberdies bin ich auch noch andrer Ursachen wegen ein Mann, dessen Freundschaft ihnen nicht gleichgültig seyn kan. Ich bin in allen Häusern willkommen. Viele Mütter, denen ich Männer verschafft habe, empfehlen mir bereits ihre Töchter wieder. Das junge Frauenzimmer verehrt mich, als ihren besten Versorger. Die meisten Junggesellen machen sich aus meiner Freundschaft die größte Ehre. Ich habe schon manchem zu Frau, Amt und Verstand geholfen. Die Bedienten welche ordentlicher

Weise

Weise von Verheirathungen Nutzen ziehen, bezeigen mir die gröſte Aufmerksamkeit. Es ist mir also ein leichtes, die gröſten Geheimnisse auszukundschaften und Ihnen mitzutheilen. Ich stelle mir bereits für, was ich für eine freundschaftliche Antwort bekommen werde und bin

Meine Herren,

Ihr

Philogamus Kuppler.

Wir haben grosse Ursache zu vermuthen, daß Herr Philogamus Kuppler niemand anders ist, als der Herr Judas Spürhund, den die Gesellschaft der Kundschafter bereits verworfen hat. Pheron, Damis und Cleanth halten den Ehestand für eine viel zu wichtige Sache, als daß Sie dem Herrn Kuppler eine Wahl überlassen sollten, von der ihre zeitliche Glückseeligkeit

ligkeit abhängt. Ueberdies sind wir geschworne Feinde von Plauderern, Zeitungsträgern, Spionen und Spürhunden und bitten den Herrn Kuppler sich mit seinen Geheimnissen und Neuigkeiten an Leute zu wenden, die Zeit und Bosheit genug haben, sich an Plaudereyen und Verläumdungen zu ergötzen.

A.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Acht und zwanzigstes Stück.

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Hor.

Es gibt Leute, welche ſich dadurch den Ruhm eines freundſchaftlichen Charakters zu erwerben ſuchen, wenn ſie ſehr freygebig im Verſprechen ſind. Noch niemand hat von dem Herrn Liebwind etwas verlangt, dem er nicht ſogleich ſeine Hülfe verſprochen hätte. Ich habe bemerkt daß ihn alle diejenigen, die ihn zum erſtenmal ſprechen, bewundern und für einen Menſchenfreund halten. Sie freuen ſich einmal einen Mann angetroffen zu haben, der an Dienſtfertigkeit ſeines gleichen nicht hat. Es währet aber nicht lange, ſo ſchimpfen ſie heftiger auf ihn, als ſie ihn vorhero gelobt hatten. Er verſpricht zu viel, als daß er es halten könnte.

Es gibt einige Leute von dieser Art, die nur deswegen so freygebig im Versprechen sind, damit sie niemand traurig von sich lassen. Sie sind so weichherzig, daß sie niemanden können klagen hören, ohne selbst gerührt zu werden und ihn durch freundschaftliche Verheissungen aufzurichten. Diese verdienen am ersten entschuldigt zu werden. Der Trieb, aus dem sie handeln, ist menschlich und ohne Tadel. Sie würden aber besser thun, wenn sie vorhero ihre Kräfte wohl prüften und lieber nichts versprächen, als daß sie andern mit ungegründeten Versicherungen schmeicheln und ihnen dadurch öfters wider ihre Absicht wirklichen Schaden zufügen. Doch diese Art Leute ist zu selten, als daß wir uns lange bey derselben aufhalten sollten. Man hält insgemein Zärtlichkeit für Schwachheit, man schämt sich der natürlichsten und edelsten Empfindung, man sucht das Herz zu verhärten, welches ohne die sanften Triebe der Menschenliebe nie groß und glücklich ist.

Andre versprechen leicht, um sich nur von dem Anlauf und Klagen derer zu befreyen, die etwas bey ihnen suchen. Sie haben gewisse allgemeine und unbestimmte Ausdrücke, durch die sie uns ihrer Hülfe versichern, ohne etwas dabey zu denken. Sie würden uns in der That eine grössere Probe von ihrer Gewogenheit geben, wenn sie sich gegen uns ein für allemal erklärten, daß unsre Bitten nicht erfüllet werden können, anstatt daß sie uns so oft mit leeren Versprechungen und mit Winde abspeisen.

Es

Es giebt andre, welche bey ihren Verheissungen wirklich die Absicht haben, uns zu schaden. Sie gebrauchen die Versicherungen von ihrer Dienstfertigkeit als ein Kunststück uns einzuschläfern, daß wir nicht weiter gehen und ihnen Zeit lassen, eben dasjenige andern zuweg zu bringen, was sie uns versprochen haben. So klug sich diese Leute dünken, so einfältig und niederträchtig handeln sie. Ihre Kunstgriffe werden bald endeckt und eine allgemeine Verabscheuung bestraft sie. Ist es nicht die gröβte Stufe der Bosheit, das Vertrauen unglücklicher Personen, die Hülfe bey uns suchen, zu ihrem Schaden und Untergang zu misbrauchen?

Die meisten sind freygebig im Versprechen, um nur Leuten, denen sie noch unbekannt sind, einen grossen Begriff von ihrer Macht und von ihrem Ansehen beyzubringen. In diese Klasse gehört Herr Liebwind. Er macht sich das gröβte Vergnügen daraus, wenn er andere überreden kan, er sey eine Person von grosser Bedeutung. Es kostet ihm wenig Mühe, bald diesen bald jenen vornehmen Herrn zu nennen, mit dem er sehr vertraut umgeht und viele Beyspiele von Leuten anzuführen, die durch ihn ein ansehnliches Glück gemacht haben. Er bemerkt mit dem gröβten Vergnügen, wie die Verwunderung derer, die er von seiner Gröβe unterhält, bey seinen Erzählungen beständig steigt und wie sie sich immer tiefer vor ihn bücken, je mehr Leute er ihnen anführt, die ihm ihre Beförderung zu danken

haben. Nichts kützelt seine Ohren mehr, als wenn man sich seinem mächtigen Schutz und seiner viel bedeutenden Gewogenheit empfiehlt. Er ist alsdenn mit sich selbst zufrieden, daß er seinen Zweck erreicht hat und wendet alle Beredsamkeit an, uns die wichtigsten Dienste zu versprechen.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß so viele Menschen den Schein haben wollen, mehr ausgerichtet zu haben oder ausrichten zu können, als ihnen doch in der That möglich ist. Sie suchen ihre Ehre nicht in Verdiensten, die sie wirklich besitzen, sondern in wunderbaren und abentheuerlichen Vorstellungen, die sie andern von sich und von ihren Handlungen beyzubringen trachten. Wenn Herr Flatterwitz in eine Gesellschaft junger Frauenzimmer kommt, so bringt er so viele Zweydeutigkeiten für und nimmt sich so grosse Freyheiten heraus, daß ihn die Anwesenden für einen unzüchtigen Menschen halten. Er ist es in der That nicht, er sucht nur den Ruhm, daß er das Frauenzimmer wohl zu unterhalten wisse. Er will nur den Müttern und Ehemännern fürchterlich scheinen, ohne es in der That zu seyn. Herr Gerneschön sucht jedermann zu überreden, daß er mit den meisten Frauenzimmern einen verliebten Briefwechsel führe und daß kein Abend vorbeygehe, an dem er nicht zu einer geheimen Zusammenkunft eingeladen sey. Er will nur den Leuten die Meynung beybringen, der gröβte Theil des Frauenzimmers bewundre und bete ihn an. Es

würde

würde ihm eine unendliche Angst verursachen, wenn er einen Liebesbrief beantworten oder sich den Gefährlichkeiten einer geheimen Zusammenkunft mit Frauenzimmer aussetzen sollte. Herr Großmaul erzählt jedermann, mit wie vielen Speisen sein Tisch täglich besetzt sey und er verwundert sich, wie so viele Leute von Vermögen so schlecht leben können. Er will für einen Verschwender angesehen seyn und niemand lebt sparsamer, als er. Herr von Menschenschröck gehet alle öffentliche Häuser durch, bis er eine Gesellschaft antrifft, die er von seinen Heldenthaten unterhalten kan. Je mehr Verwunderung seine Zuhörer beweisen, desto grimmiger werden seine Erzählungen. Und doch ist niemand mit grösserer Fürsichtigkeit bedacht, sein Leben zum Dienste des gemeinen Wesens zu sparen, als Herr von Menschenschröck. Herr Liebwind hat einige gute Eigenschaften durch deren Gebrauch er sich eine wahre Ehre erwerben könnte. Er will aber einmal für einen Menschen gehalten werden, der an den wichtigsten Geschäften Antheil hat und er verspricht viel, um das Ansehen zu bekommen, daß er viel ausrichten könne.

Ein eitler Stolz und eine grosse Leichtsinnigkeit sind die vornehmsten Züge in dem Charakter derer, die wie Herr Liebwind so gern und so viel versprechen. Sie wollen lieber durch falsche und abentheuerliche Begriffe, die sie andern von sich beybringen, als durch wirkliche Verdienste Hochachtung erlangen. Sie sehen alles von der leichtesten Seite an und versprechen, ohne

die Sache welche sie versprechen, zu untersuchen und mit ihren Kräften zu vergleichen.

Es ist ein grosses Glück für sie, daß sie zu gleicher Zeit ein schlechtes Gedächtnis und eine starke Portion von Unverschämtheit haben. Einem ehrlichen Mann ist ein jedes Versprechen, das er gethan hat, eine Last, davon er sich zu entledigen sucht. So oft er jemanden sieht, dem er eine versprochene Gefälligkeit schuldig ist, macht er sich selbst kränkende Vorwürfe, daß er sein Wort noch nicht gehalten hat, und er fühlet eine neue Begierde, seine Zusage zu erfüllen. Herr Liebwind geht selten aus einer Gesellschaft ohne daß er fast allen Anwesenden einige Dienste und Gefälligkeiten versprochen hat. Kaum hat er die Gesellschaft verlassen, so hat er alle seine Zusagen vergessen. Er gehet dem ohngeachtet wieder in eben diese Gesellschaft. Ein grosses Vertrauen auf die Bescheidenheit derer, denen er etwas versprochen hat und Unverschämtheit begleiten ihn.

Es ist eine gegründete Anmerkung, daß es keinem Menschen am Witze fehlt, wenn es darauf ankömmt, seine herrschende Leidenschaft zu vergnügen. Wie oft hat nicht die Liebe dem dummsten Kopf die witzigsten Erfindungen eingegeben? Harpax der kaum Menschenverstand hat, hat schon manchen Dichter, Philosophen und Statsmann betrogen, wenn es auf einen Gewinn ankam. Herr Liebwind hat unzählige Erfindungen zu seinen Diensten, wenn man ihm fürwirft, er habe sein Versprechen nicht gehalten. Er macht sich kein

Gewis-

Gewissen daraus, die Schuld auf andere zu schieben, die ganz unschuldig sind und uns wider Personen aufzubringen, die sich unserm Glück niemals widersetzt haben. Bisweilen verweiset er uns mit einer ernsthaften Mine zur Gedult und scheint sich heimlich zu verwundern, daß wir ihn an die Erfüllung einer Zusage erinnern, die er niemals zu erfüllen gedacht hat. Bisweilen erzählt er uns die vielen Bemühungen, die er bereits angewandt hat, seine Zusage zu erfüllen und die vielen unvermutheten Schwierigkeiten, welche ihn daran verhindert haben, so beredt, daß wir ihn noch wegen der vielen Mühe, die wir ihm verursachen, um Vergebung zu bitten haben.

Er hat noch gewisse andere Kunstgriffe, durch die er den Leuten von seiner Begierde und Fähigkeit zu dienen eine gewisse Meynung beyzubringen sucht. Es gibt bisweilen unverschämte Leute, denen er etwas versprochen, aber nicht gehalten hat, die ihn für einen Lügner und Betrüger ausschreien. Er muß also von Zeit zu Zeit auf neue Eroberungen von Anhängern ausgehen und das sinkende Gebäude seines Ansehens durch allerhand Mittel unterstützen. Dem Philon ist eine Beförderung zugedacht. Herr Liebwind bekommt sichere Nachricht davon. Sogleich geht er zu dem Philon, gibt ihn im größten Vertrauen Nachricht von seinem bevorstehenden Glücke und überredet ihn, er habe das meiste dabey gethan. Philon rühmt ihn aus Dankbarkeit bey allen Gelegenheiten, als seinen Freund und Wohlthäter. Ich war neulich mit dem Herrn Liebwind in einer Gesellschaft, da uns von des Cajus Tode Nachricht gegeben wurde. Das thut mir

leid, sagte Herr Liebwind sogleich, daß der ehrliche Cajus gestorben ist. Wenn er nur noch vierzehen Tage länger gelebt hätte, so würde ich ihm wichtige Dienste geleistet haben. Diese Worte machten einigen der Anwesenden einen guten Begriff von Herrn Liebwinds Charakter, ohngeachtet Cajus noch eben so viele Jahre hätte leben dürfen, ohne seine Umstände durch ihn im geringsten verbessert zu sehen. Man erzählte in eben dieser Gesellschaft, daß Mentor nach vieler Mühe endlich einen gewissen Vortheil erlangt hätte. Daß doch die Leute, rief Herr Liebwind aus, kein Vertrauen zu mir haben! Ich würde dem Mentor eben diesen Vortheil verschafft haben, ohne daß es ihm die geringste Mühe gekostet hätte.

Es ist mir weit angenehmer, wenn mir iemand eine Bitte auch mit Unhöflichkeit abschlägt, als daß er mir Zusagen thut die er nicht zu erfüllen gedenkt. Eine jede freundschaftliche Zusage macht mir natürlicher Weise ein Vergnügen. Ich überlasse gleichsam auf eine Zeit lang dem die Sorge für meine Glückseeligkeit der mich von seiner Dienstfertigkeit versichert und mir eine gewisse Gefälligkeit versprochen hat. Wie groß muß nicht am Ende mein Verdruß seyn, wenn ich bemerke, daß ich durch süsse Hoffnungen eingeschläfert und durch pralerische Verheissungen betrogen worden! Die beste Zeit den gesuchten Vortheil zu erlangen, ist verschwunden, und ich erfahre durch einen empfindlichen Verlust, daß mein Vertrauen übel ist belohnet worden. Das, was mich hierbey am meisten kränkt, ist dieses, daß ich mir

ein-

einbilde, derjenige der sein mir gegebenes Wort nicht in Erfüllung bringt, müsse mich im Herzen verachten. Er scheint mir dadurch zu beweisen, daß er mich keiner so grossen Aufmerksamkeit würdige, um an seine mir gegebene Zusage zu gedenken, oder daß er mich für einen Einfältigen halte, der sich mit leeren Worten abspeisen läßt, oder daß er sich aus meiner Liebe und Hochachtung gegen ihn gar nichts mache, weil er kein Bedenken trägt, mich vorsetzlicher Weise zu betrügen.

Ich weiß fast kein kräftigers Mittel, sich in der Gesellschaft, in der man lebt, einen guten Namen und ein grosses Vertrauen zu erwerben, als wenn man wenig verspricht, aber das, was man verspricht, auf das genaueste erfüllet.

Kreon wird von vielen für einen Menschenfeind und verdrüßlichen Mann ausgeschrien, weil er sehr hart daran kommt, etwas zu versprechen; doch habe ich noch niemanden klagen gehört, daß Kreon sein Versprechen nicht gehalten hätte. So behutsam er ist, etwas zu versprechen, so eifrig ist er auch dasjenige in Erfüllung zu bringen, was er einmal versprochen hat. Kreon wird von wenigen gerühmt, aber sein Ruhm ist dauerhaft und steigt immer. Herr Liebwind wird von vielen gelobt, aber sein Lob ist so unbeständig, wie er, und in steten Fallen. Er wird noch eben dadurch der verächtlichste Mensch werden, wodurch er sich Ehre und Ansehen erwerben will. Der Weg zur Ehre ist eben und

gerade. Wir verlassen ihn gar oft und suchen Umwege, auf denen wir uns in beständigem Zwange und unter tausend ermüdenden Beschwerlichkeiten von dem Ziele, das wir ängstlich suchen, immer weiter entfernen und uns endlich, wenn wir dem Sitze der Ehren am nächsten zu seyn glauben, zu unserer größten Beschämung in dem Labyrinth der Schande erblicken.

Der Geist, der alles weislich überdacht,
Hat unsre Geister recht und unverfälscht gemacht:
Wir haben nur durch thorheitsvolle Dünste
Zu klüglich ausgedachter Künste
Uns von dem allzuebnen Pfade
Auf krumme Wege hingewandt.
Die Wahrheit schien zu schlecht, die Weisheit zu gerade:
Der Thorheit Krümme ward von uns für schön erkannt.

Michaelis.

Die zwo ersten und vornehmsten Fürschriften des natürlichen Rechts, welche alle Pflichten gegen andre in sich schlüssen und auf deren Beobachtung sich die Ruhe und Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens stützen, sind diese: Beleidige niemanden und halte deine Zusage. Wenn man nur bedenkt, daß auf der Erfüllung

lung der letztern Pflicht die redliche Verwaltung aller Aemter, das Glück des Eheſtandes, der öffentliche Credit, ohne den ein Stat gleichſam tod iſt, und ſo viele andere unentbehrliche Vortheile des gemeinſchaftlichen Lebens beruhen, wird man leicht eingeſtehen, daß diejenigen Feinde der Geſellſchaft ſind und dem gemeinen Weſen einen unerſetzlichen Schaden zufügen, welche die niederträchtige Gewohnheit mit Zuſagen zu ſcherzen durch ihr Anſehen beſtättigen oder doch zu einem Vorrecht gewiſſer Stände machen.

Es iſt doch auch nicht allezeit möglich, mögte man ſagen, das was man verſprochen hat, zu halten. Ich antworte: eben deßwegen ſollte man ſich in acht nehmen, nicht ſo freygebig im Verſprechen zu ſeyn, weil ſo viele unerwartete Zufälle die Erfüllung einer Zuſage verhindern können. Ein ehrlicher Mann prüft ſeine Kräfte, er vergleicht die Sache, die man von ihm verlangt, mit denſelben, er verſpricht nichts, als was er glaubt halten zu können; in zweifelhaften Fällen ſtellet er denen, die ihn um etwas bitten, alle Bedenklichkeiten vor, die ihn hindern, eine unbedingte Zuſage zu thun. Bitten, deren Erfüllung mit ſeiner Pflicht und Gewiſſen ſtreiten würde, ſiehet er als boshafte Verſuchungen ſeiner Feinde oder als Beleidigungen an, die man ſeinem Charakter anthut. Ich weiß von keinem gröſſern Anſehen, als wenn es ein Mann ſo weit gebracht hat, daß ſich niemand unterſtehet, ihn in einer ungerechten und unbilligen Sache um Hülfe anzuſprechen.

So

So allgemein und uneingeschränkt auch die Pflicht ist, seine Zusage zu erfüllen, scheint sie doch fast nur Freunden vorgeschrieben zu seyn, denn von ihnen wird sie am sorgfältigsten beobachtet. Die zärtliche Begierde, welche ein jeder Freund verspürt, seines Freundes Glückseligkeit und Vergnügen auf alle Art zu befördern, erlaubt ihm nicht, auch nur das geringste Versprechen, so er seinem Freund gegeben, aus den Augen zu lassen. Die geringste Gefälligkeit, die ich einem Freund versprochen habe, ist mir keine Kleinigkeit mehr. Wer ein geringes Versprechen, dessen Erfüllung seinem Freund einiges Vergnügen machen würde, aus der Acht läßt, der beweist, daß er auf das Vergnügen seines Freunds nicht so aufmerksam ist, wie es ein zärtlicher Freund seyn sollte.

Arist.

Nachrichten.

Frau Neugier bietet dem eine Wohnung in ihrem Hause umsonst an, der ihr die meisten Stadtneuigkeiten zuzutragen verspricht.

Frau

Frau Frommstolzin will den Herrn Bickerstaff sprechen, um von ihm zu erfahren, wann der jüngste Tag kommen wird. Sie glaubt er müsse nun sehr nahe seyn, weil die Gottlosigkeit in der Welt so hoch gestiegen ist, daß junge Frauenzimmer Hagedorns Lieder singen.

Herr Schmausegern, dem einige von seinen alten Bekanntschaften ausgegangen sind, hat einen neuen Vorrath von lustigen Histörgen, Sprüchwörtern, Schwänken u. d. g. gesammlet. Er stehet denen zu Dienste, die ihn zu Gaste bitten wollen.

Herr Adam Reimefrüh hat ein Papier verlohren, worauf er die Namen und Geburtstage aller seiner Gönner und Mecenaten geschrieben hatte. Weil ihm nun dieser Verlust sehr empfindlich fällt und er dadurch in seiner Nahrung merklichen Abbruch

leidet,

leidet, bittet er den, der es gefunden, es unserm Verleger zu bringen und dafür will er mit einem Leichen-oder Hochzeitgedichte nach Belieben oder Gelegenheit aufwarten.

Herr Hagestolz verlangt eine Frau, die schön, reich, tugendhaft, von gutem Geschlechte, wirthschaftlich, witzig, und vor allem demüthig und gehorsam seyn soll. Er selbst ist häßlich, von schlechter Geburt und Erziehung, geitzig, dumm und eigensinnig; aber dennoch glaubt er der besten Frau werth zu seyn. Ein Frauenzimmer, das Lust zu ihm hat, darf sich nur bey unserm Verleger melden.

Herr Westenstolz hat sich entschlossen zur Ehe zu schreiten.

Digitized by Google

ten. Weil er aber sein Vermögen durch eine allzu galante Aufführung meistens durchgebracht hat und gesonnen ist, seine kostbare Persohn so hoch, als es ihm möglich ist, hinaus zu bringen, will er hiemit öffentlich kund machen lassen, daß er sich der Meistbietenden überlassen werde. Die etwas auf ihn bieten wollen, können sich bey unserm Verleger melden.

Herr Jungfisch, ein junger Mensch von 25. Jahren soll eine reiche Wittwe von 50. Jahren heirathen. Er will aber vorhero ihre Nativität stellen lassen und erfahren, wie lange sie etwa noch leben mögte. Deswegen bittet er den Herrn Bickerstaff sich künftigen Sonntag nachmittag um drey Uhr bey ihm einzufinden.

Herr

Herr Flaſchenkeller ſucht ein Capital von tauſend Gulden und verſpricht dem der ſie ihm leihen will, mit Champagner zu bewirthen.

Herr Harpax ſucht neue Freunde, weil ſeine vorigen, Mendax und Euthymus flüchtig geworden ſind.

B.

Dieſe Blätter werden wöchentlich in der Poſchiſchen Hofbuchhandlung in Anſpach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Neun und zwanzigstes Stück.

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstiger Augenblick;
Allein bitt um Verstand dich seiner zu bedienen;
Denn dieses ist das größte Glück.

Gellert.

Ich befand mich vor einigen Tagen in einer zahlreichen Gesellschaft. Die Unterredung war anfänglich sehr lebhaft. Unvermerkt gerieth sie auf ernsthafte Materien, und die Damen wurden schläfrig. Man scherzte darüber. Sie vertheidigten sich aber dadurch, daß sie es den Mannspersonen zum Fehler anrechneten, in ihrer Gegenwart ernsthafte Gespräche zu führen, und zur Strafe legten sie uns auf, daß ein jeder ein Histörchen

erzählen sollte. Es geschahe und ich habe eines davon im Gedächtnis behalten, um es meinen Lesern bekannt zu machen, ob es gleich nichts mehr als ein Feenmährchen ist.

Geschichte des Mirza und der Fee Alzenire.

In der Gegend von Balsora lebte ein armer Landmann, der nur ein einziges Feld, eine Frau und einen Sohn hatte. Der Sohn hieß Mirza, und war von einer feurigen Gemüthsart, die ihn nicht einen Augenblick mit seinem damaligen Zustande zufrieden seyn ließ. Er war einmal im Walde einem raren Vogel auf einen hohen Baum nachgestiegen, und kaum hatte er den Gipfel erreicht, als er in der Ferne eine Menge von prächtig gekleideten Personen zu Pferde herankommen sah. Mirza blieb auf dem Baume, um sie unbemerkt vorbey reiten zu sehen. Er sahe, daß sie Frauenzimmer waren, die von einigen bewafneten Sklaven begleitet wurden. Eine von den Frauenspersonen zeigte so viele Schönheiten in ihrer Person, daß Mirza davon entzücket wurde. Er stieg vom Baume, so bald sie vorüber waren, und folgte dem Zuge von weiten nach, um zu erfahren, wer diese Schöne sey. Einige Landleute, denen er begegnete, sagten ihm, sie sey die Prinzessin Nireis, die einzige

einzige Tochter des Königes von Balsora. Wie bestürzt wurde Mirza, als er hörte, daß die Person, die er anbetete, so weit über seinen Stand erhaben sey! Denn er war wirklich so von ihr entzückt, daß er nicht anders, als durch ihren Besitz glücklich zu werden glaubte, und diesen mußte er selbst als eine unmögliche Sache betrachten. Er gieng tiefsinnig und seufzend nach Hause. Die folgenden Tage unterließ er nicht, täglich den Baum zu besuchen, von welchem er die Prinzessin gesehen hatte. An einem Tage, als er wieder unter dem Baume seufzte, kam ein fremder Kaufmann mit zween Sklaven und einer Sklavin vorbey. Sie waren kaum an den Baum gekommen, als der Kaufmann vom Pferde abstieg, und seinen Sklaven befahl, die Sklavin zu binden. Es geschahe, und gleich entblößte der Kaufmann seinen Säbel, um sie nieder zu hauen. Mirza hatte Mitleiden mit der Sklavin; er näherte sich dem Kaufmann, und fragte ihn, warum er so grausam mit seiner Sklavin verfahren wollte. Sie ist eine Nichtswürdige, rief der Kaufmann, die nicht länger zu leben verdient. Mirza bat ihn, der Sklavin das Leben zu schenken. Der Kaufmann sahe ihn verächtlich an, und hieß ihn fliehen, wenn er nicht selbst wegen seines unzeitigen Mitleids gestraft werden wollte. Mirza hatte bey seinem niedrigen Stande ein Herz, das nichts weniger als Beleidigungen vertragen konnte. Er antwortete dem Kaufmann hitzig, und als ihn derselbe mit seinem Säbel überfiel, wehrte sich Mirza, der nur einen Stab in der Hand hatte, so geschickt, daß er seinem Gegner den Säbel aus der Hand riß, und ihm das

Haupt damit spaltete. Die beyden Sklaven hatten sich der Gelegenheit bedient, zu entfliehen. Mirza gieng zu der Sklavin, und band sie los. So bald sie frey war, verwandelte sich ihre Gestalt, und Mirza erblickte nunmehr eine ausserordentliche Schönheit in der kostbarsten Kleidung. Sie redete ihn an; " fürchte nichts. Ich bin die Fee Alzenire, eine von den mächtigsten unter den Feen. So groß aber unsere Gewalt ist, so sind wir doch gewissen Gesetzen unterworfen. Ich hatte wider eines von denselben gefehlt, und es ist mir zur Strafe auferlegt worden, daß ich in die Unterwelt gehen, und daselbst so lange als eine Sklavin leben sollte, biß ich von einem unbekannten befreyet würde. Dieses ist geschehen. Du hast meinen grausamen Herrn erlegt, und meine vorige Glückseeligkeit fängt wieder an. Was forderst du von meiner Dankbarkeit? Ich kan dir alles geben, was du begehrest. „ Mirza antwortete: " ich bitte um Ehrenstellen, und um die Prinzessin Nireis. „ " Verlangst du nichts mehr? sagte die Fee. Du kanst itzt dein ganzes Glück durch deine Bitte bestimmen. „ " Nein, antwortete Mirza. Wenn ich vornehm werde, und die reitzende Nireis besitze, so sind meine Wünsche erfüllt. Alles übrige kan ich mir alsdenn selbst geben. „ " Gut, sagte die Fee, du sollst meine Dankbarkeit erfahren. Begieb dich unter das Heer des Königs von Balsora. Dieses wird der Weg zu der Erfüllung deiner Wünsche seyn „ Die Fee verschwand, nachdem sie dieses gesagt hatte. Mirza gieng nach Hause, um von seinen Vater Abschied zu nehmen. Der alte Mann wollte ihn nicht von sich lassen, aber Mirza

blieb

blieb unbeweglich. Er nahm Kriegsdienste. Bald hernach gerieth der König mit seinen Nachbarn in Streit, und zog selbst gegen sie zu Felde. Es kam zu einer Schlacht, und Mirza hatte das Glück, dem König das Leben zu retten. Der völlige Sieg ward darauf erfochten. Nach der Schlacht ließ der König das Heer zusammen kommen, und den Mirza vortretten. Er nennte ihn öffentlich seinen Erretter, und erklärte ihn auf der Stelle zum Unterfeldherrn. Der Krieg währte noch eine zeitlang, und der Vezier des Königs blieb in einem Gefechte. Mirza bekam seine Würde, und unter seiner Anführung erhielt das Heer einen neuen Sieg, der die Feinde zur Unterwerfung zwang. Der König war begierig, seine grossen Dienste vollkommen zu belohnen, und gab ihm seine Prinzessin zur Gemahlin.

Nun hatte Mirza alles, was er gewünscht hatte. Nächst dem Könige der vornehmste in dem ganzen Reiche zu seyn, und die liebenswürdige Nireis zu besitzen, dieses war ein Glück, das er selbst in dem Besitze kaum glauben konnte; denn er fand das Herz der Prinzessin noch reitzender als die Schönheiten ihres Leibes. Alle Grossen des Hofes suchten seine Gunst, und unter den Gelehrten schätzten sich diejenigen glücklich, denen er freyen Zutritt erlaubte. Sein Herz war offen und redlich, aber er trauete dem Schein, und hielt alle die für seine Freunde, die Freunde seines Glücks waren. Dieses Glück selbst machte ihn eitel, und seine Vertrauten so wohl als alle andere mußten von seinem Stolze viel ausstehen. Nireis, die ihn wirklich liebte, sahe die Verschlim-

merung seines Gemüths, und ward unruhig. Sie suchte ihn zu bessern, aber sie fand, daß er ihre Vorstellungen nicht genug achtete. Sie warf die Augen auf alle Personen, die seine Vertraulichkeit besassen, und sie entdeckte, daß der junge Ziyad der redlichste unter ihnen war. Nireis schrieb an Ziyad, und bat ihn, seinem Freunde Vorstellungen zu machen. Ziyad that es. Mirza nahm sie sehr übel auf, und gieng endlich so weit, daß er dem Ziyad sein Haus verboth. Nireis setzte inzwischen ihre eigenen Ermahnungen fort. Mirza ward ungeduldig, und machte sich seltsame Gedanken von der Ursache, die seine Gemahlin bewegen mögten, seine Aufführung, die er für vollkommen regelmäsig hielt, zu tadeln. Er erfuhr endlich, daß sie an Ziyad geschrieben hatte. So gleich vergiftete die Eifersucht seine Seele. Er machte seiner Gemahlin bittere Vorwürfe, und hielt alle ihre Versicherungen vom Gegentheil für Verstellung. Sie konnte endlich das traurige Leben, das sie bey ihm führen mußte, nicht länger aushalten, und flohe in ein Kloster, welches von heiligen Jungfrauen bewohnt ward, und für alle, die daselbst Schutz suchten, ein unverletzlicher Freyort war. Der König gerieth in den größten Zorn gegen Mirza, dessen eitles Bezeigen ihm schon zu misfallen angefangen hatte. Er ließ ihn holen, und redete ihn mit ergrimmten Blicken an; „Unglücklicher! mußte ich dich deswegen so erhöhen, und dir selbst mein Kind schenken, daß du dasselbe verfolgen solltest? Du hast den Tod verdient. Aber ich will dem das Leben nicht nehmen, der mir einst das meinige erhalten hat. Fliehe, und laß dich niemals wieder

vor

vor mir sehen. „ Mirza mußte gleich aus dem Schlosse gehen. Er besuchte alle seine vorigen Freunde, um durch ihre Vorbitten den Zorn des Königs zu besänftigen. Sie entschuldigten sich alle, und auf wiederholten Befehl des Königs mußte er die Stadt verlassen. Er gieng nach seines Vaters Hause zurück, und brachte von seiner Glückseligkeit nichts mit, als ihr quälendes Angedenken. Um sein Unglück vollkommen zu machen, ward er itzt von allen Bekannten seines Vaters eben so sehr verachtet, als sie ihn zuvor beneidet hatten.

Mirza gieng, um sich den unerträglichen Blicken seiner Landesleute zu entziehen, oft in den Wald, wo sein voriges Glück angefangen hatte. Hier beseufzete er sein Elend. Unter seinen Seufzern waren wenige, die nicht die Prinzessin Nireis zum Gegenstande hatten. Endlich ward sein Kummer Verzweiflung, und er beschloß sein Leben unter dem Baum zu endigen, von dem er sie zu erst gesehen hatte. Er hatte schon den Dolch gezückt, als ihm die Fee Alzenire erschien. “ Armer Mirza, fieng sie an, was für einen traurigen Gebrauch hast du von dem Glücke gemacht, welches du von mir erbetten hattest? „ Mirza erzählte ihr mit tausend Seufzern sein ganzes Unglück. Er klagte die Prinzessin an, die er für untreu hielt; er klagte seine Freunde an, die ihm ihren Beystand versagt hätten; am meisten aber klagte er den Ziyad an, dem er die Untreue seiner Prinzessin Schuld gab. “ Höre auf, sprach die Fee, Unschuldige durch deine ungerechten Kla-

gen zu beleidigen? Nireis ist dir so wenig untreu worden, daß sie dich noch bedauret, und bey dem Könige für dich gebeten hat. Es ist wahr, sie hat dich verlassen. Aber was konnte sie geringers thun, als einen Eifersüchtigen verlassen, der sie so ungerecht verfolgte? Eben so wenig hast du Ursache, die Hofleute anzuklagen. Sie sind niemahls deine Freunde gewesen, denn du hast niemals wahre Freunde gesucht. Du suchtest nur Lobredner für deine Eitelkeit, und höchstens Gehülffen zu deinen Geschäfften. Beides waren sie. Was konntest du mehr von ihnen fordern? Einen einzigen Freund hast du gehabt, und Ziyad war es, der Ziyad, den du hassest. Noch itzt, da du ihn verabscheuest, bemühet er sich das Herz des Königs zur Verzeihung zu bewegen. Dein ganzes Unglück kömmt von dir selbst. Deine Eitelkeit, deine Vorurtheile, und die Gewalt, die du deinen Leidenschafften über dein Herz verstattet hast, sind seine Quellen. Warum verlangtest du nicht jenesmal, da ich dein Glück deinen eigenen Wünschen überließ, warum verlangtest du nicht Weisheit! Sie hätte dir zugleich nebst den Glücksgütern gegeben werden können. Aber wer wird dir itzt helfen können? „ Mirza antwortete traurig, der Verlust der Nireis hätte ihn schon angewöhnet, sein Leben für eine Last zu halten; nun aber schämte er sich desselben noch, nachdem er sähe, wie thöricht er es eingerichtet hätte. “ Ich muß dir noch eines sagen, fuhr die Fee fort, die sein Herz ausforschen wollte. Der König ist in Lebensgefahr. Einige von seinen Kriegsbedienten haben sich verschworen, ihn übermorgen auf der Jagd umzubringen. Was würdest

du

du thun, wenn du dabey gegenwärtig wäreſt?„ “ Dem Könige helfen, antwortete Mirza. Er hat mich zwar hart geſtraft, aber ich hatte es verdient. „ “ Gut, ſagte die Fee. Du biſt nicht rachgierig. Deinem Herzen kan alſo noch geholfen werden. Gehe in den Wald, der vor Balſora liegt, und verbirg dich darin auf der Abendſeite. Dahin wird der König kommen, und daſelbſt werden ihn die Verräther angreiffen. Die Folge von der Sache will ich dir nicht zum voraus ſagen. Sie wird aber glücklich ſeyn, wenn du deiner Pflicht folgeſt. Inzwiſchen nimm dieſes Glas, es wird dir helfen, dein künftiges Glück beſſer zu gebrauchen, als du das vorige gebraucht haſt. Halte es für die Augen, ſo oft du etwas unternehmen willſt. Es wird dir ſowohl das vergangene, als das, was du noch ausführen willſt, in einem Bilde vorſtellen, und aus der Geſtalt des Bildes wirſt du ſehen, ob die Sache gut oder böſe iſt. In dem erſten Falle wird das Bild glänzend weiß, und in dem andern ſchwarz ſeyn. Die eigentlichen Bewegungsgründe deiner Handlungen wirſt du dabey in deutlichen Sinnbildern erblicken. So lange du dieſem Glaſe folgeſt, wirſt du glücklich ſeyn. Denn derjenige iſt es, der das Gute thut. Wenn du einmal dem Glaſe nicht folgeſt, wird es einen Flecken bekommen. Zum zweytenmal wird es dunkel werden, und zum drittenmal in Stücken auseinander fallen. Hüte dich dafür. Ich habe dir geholfen, ſo weit es das Schickſal erlaubte. In Zukunft mußt du dein eigner Anführer ſeyn. „ Hier verſchwand die Fee. Mirza eilte nach dem Walde vor Balſora. Unterweges überlegte er alle Handlungen ſei-

nes Lebens, und fand, als er sie durch sein Glas untersuchte, fast bey allen Eitelkeit und Vorurtheile zum Grunde. Er setzte seine Betrachtungen in dem Walde fort, bis er in der Ferne einige Reuter hörte. Er hielt sich in einem Gebüsche verborgen, bis die Reuter heran kamen. Es war der König allein vom Ziyad begleitet. Plötzlich sprangen einige Bewaffnete aus einem andern Gebüsche hervor, und fielen den König nebst seinem Begleiter an. Mirza lief herzu, und mengte sich mit dem Säbel in der Hand unter die Streitenden. Seine Tapferkeit überwand die Menge, und die Verräther wurden alle erlegt. So bald sich der König ausser Gefahr sahe, warf er die Augen auf seinen Erretter. Er bestürzte, als er ihn erkannte. " Wie, sagte er, bist du es Mirza? Ich habe dich verbannet, und du wirst zum zweytenmal mein Erretter? " " Herr, antwortete Mirza, und warf sich zu des Königs Füssen, verzeyhe mir nur, daß ich mich vor dein Angesicht gewaget habe. Nichts geringers, als deine Gefahr, hätte mich bewegen können, deinen Befehl zu übertreten. " Der König hob ihn auf, und wollte ihn umarmen, aber Mirza sahe indem, daß Ziyad, der gefährlich verwundet war, ohnmächtig vom Pferde sank. Er lief zu ihm, verband seine Wunde, und brachte ihn wieder zu sich selbst. Darauf umarmete er ihn und bat ihm die Beleidigung seiner Freundschaft ab. Er begleitete darauf den König an den Ort, wo die übrige Jagdgesellschaft geblieben war, und wollte hernach zurückgehen, aber der König nahm ihn mit sich nach Balsora und versprach, ihn mit seiner Tochter auszusöhnen.

In

In dem Schloßhofe kamen ihnen Nireis und Alzenire entgegen. Die Fee hatte der Prinzessin die Gemüthsänderung des Mirza erzählt, und beyde waren in das Schloß zurückgekehrt, um seine Ankunft zu erwarten. Mirza war im Begriff, aus Freuden zu den Füssen der Nireis niederzusinken. Ihre Aussöhnung war die zärtlichste von der Welt. Alzenire blieb noch einige Tage bey ihnen, und versprach ihnen bey dem Abschiede ihren beständigen Schutz.

Mirza hatte nun sein Glück vollkommen wieder; er gebrauchte es aber besser als zuvor. Er war gegen jedermann leutseelig, zu seinen Vertrauten aber erwählte er niemand als würdige Personen. Denn er betrachtete diejenigen, die er zu Freunden erwählen wollte, allemal durch sein Glas, und dieses zeigte ihm ihr Herz und ihren Geist richtig. Ziyad aber war sein Vertrautester. Nireis machte ihn durch ihre Zärtlichkeit vollkommen glücklich, und sie ward eben so glücklich durch ihn. Nach dem Tode des Königs, der ohne männliche Erben starb, ward Mirza durch die Wahl des ganzen Volkes auf dem Thron gesetzt. Als König bediente er sich seines Glases noch fleissiger, und herrschte zum Vergnügen seines Volkes. Sein Angedenken ist noch in den Jahrbüchern von Balsora heilig. Sie nennen ihn den König der Weißheit und des Segens.

Alceſt.

Digitized by Google

Wir müssen noch zween Briefe bekannt machen, deren Verfasser uns schon etliche mal deswegen erinnert haben.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren.

Sie müssen mir helfen. Ich bin durch ihre Wochenschrift in grosse Verlegenheit gesetzt worden. Sie haben die Freundschaft so eifrig angepriesen, daß ich mich habe bewegen lassen, mir auch einen Freund zu erwählen. Ich fand unter allen meinen Bekannten keinen bessern Gegenstand, als den Kutscher meines Vaters. Ich bin diesem Menschen schon lange gut gewesen, und er verdient es. Von meiner ersten Jugend an hat er mir grosse Dienste geleistet. Er hat mich oft

mit

mit in das Wirtshaus und zu Hochzeiten in unſerm Dorfe genommen, von ihm habe ich allezeit die neueſten Lieder bekommen, und er hat mich ſchon in meinem zwölften Jahre Tobackrauchen gelehret. Genug, ich erwählte ihn zu meinem Freunde, und wir lebten etliche Wochen lang in der angenehmſten Vertraulichkeit. Endlich erfuhr mein Vater, daß wir uns einmal zu Nacht in dem Wirtshauſe betrunken hatten. Er machte mir heftige Verweiſe, daß ich mit einem ſo niedrigen Kerl, wie er ihn nennte, Umgang hielte. Ich glaubte, mich am beſten zu entſchuldigen, wenn ich ihm eröffnete, daß dieſer Menſch mein Freund ſey. Aber dadurch machte ich meine Sache nur ſchlimmer, und der arme Kutſcher iſt gar aus dem Hauſe gejagt worden. Ich muß noch täglich Strafreden von meinem Vater ausſtehen, und wenn ich auch den Verluſt

Digitized by Google

luſt meines lieben Freundes vergeſſen wollte, ſo iſt doch dieſes mein Unglück, daß es allen unſern Bedienten durchaus verboten worden iſt, die geringſte Vertraulichkeit mit mir zu unterhalten. Alſo bin ich von aller menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Reden ſie, M. H. doch meinen Vater zu, daß er mich in meinen freundſchaftlichen Neigungen nicht länger verhindert. Denn ich habe es erfahren, daß die Freundſchaft ein edles Gut iſt.

Michael von Kriechboden.

Der Herr von Kriechboden muß es uns verzeihen, daß wir ſeinen Vater nicht tadeln. Der junge Herr würde glücklich ſeyn, wenn mit ſeinem ſogenannten Freunde die Niederträchtigkeit ſeines Herzens zugleich hätte weggejagt werden können. Aber ein groſſer Theil der Menſchen iſt ſo begierig, ſeine niederträchtigen Neigungen zu vergnügen, daß ihm die verächtlichſten Werkzeuge dazu gut genug ſind, und die edelſte Verbindung muß

oft

oft ihren Namen hergeben, um solche Gemeinschaften zu bedecken, die den Menschen unter die Würde seines Standes, und der Menschheit selbst herabsetzen. Uebertriebene Bedenklichkeit in Ansehung einer völligen Gleichheit des Standes kan der Freundschafft oft nachtheilig seyn; aber ein schmutziger Umgang und wahre Freundschaft können niemals vereiniget werden.

Meine Herren.

Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun, der Ihnen sehr angenehm seyn muß. Ich will Ihre Blätter in meiner Schule einführen, und sie von meinen Knaben ins Lateinische übersetzen lassen. Für diese Ehre können Sie wohl zur Dankbarkeit dafür sorgen, daß ich ihre Schrift umsonst bekomme. Denn sie wird mir endlich zu theuer.

Donatus Backel.

N. S.

Digitized by Google

N. S.

Ich habe verschiedene moralische Exercitien, die ich meinen Schülern vormals dictirt habe. Könnten Sie nicht einige davon in ihre Blätter einrücken lassen? Ich mögte mich doch auch gern gedruckt sehen. Sie sollen dieselben für einen billigen Preiß bekommen.

F.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Dreiſſigſtes Stück.

Chi ſalirá per me - - - in cielo
A riportarne il mio perduto ingegno?

Ariosto.

Schon einen ganzen Band haben wir voll geſchrieben, und wir haben noch keinen Traum noch keine Allegorie hinein gebracht: das iſt nicht recht, und wider die Mode. Ohngeachtet einige unſerer Leſer darüber ſchimpfen, wenn ſie in unſerm Wochenblatte etwas antreffen, das ſchon in andern vorgekommen iſt:

es gibt doch andere, die es uns sehr übel nehmen würden, wenn wir nicht der Mode folgten. Wir wollen ihnen diesesmal zu gefallen träumen; das ist die geringste Gefälligkeit, die ein Schriftsteller seinen Lesern schuldig ist, und wir könnten Beyspiele genug davon anführen. Aber es läßt zu pedantisch für ein Wochenblat, wenn man viele Schriftsteller darinn anführen wollte. Ich komme auf meinen Traum. Ich wuste lange nicht, wovon ich mir träumen lassen wollte. Bald war ich willens allegorisch zu träumen, und die Tugenden und die Laster zu Provinzen oder zu Prinzen und Prinzessinen zu machen: bald wollte ich gar einen kritischen Traum haben, und meine Meinung von einigen andern witzigen Schriften recht herzhaft und kriegerisch heraus sagen. Ich bedachte aber, daß die erste Mode zu abgetragen ist, und daß die Allegorien meistens ein Spielwerk des falschen Witzes sind, und sehr oft in das kindische verfallen. Mich in kritische Sachen einzulassen, habe ich mich nicht wagen wollen; denn (in Vertrauen geredet) es kleidet einen Wochenschriftsteller nicht zum besten, wenn er sich in das kritische Handgemenge der Kunstrichter einmischen will. Man schimpft gleich auf uns, heißt uns kritische Partengänger, oder

gibt

giebt uns ſonſt ſchlimme Namen. Manches Buch wäre beſtändig für mittelmäſſig gehalten worden, aber da ſich die Verfaſſer in kritiſche Kriege mengten, entdeckte man erſt, daß ſie ganz ſchlecht waren. Und wie viele von unſern Leſern werden kritiſche Stücke gern leſen? Ich entſchloß mich ganz friedfertig zu träumen.

Ich las, ehe ich mich zu Bette legte, eine Zeitlang in dem Heldengedicht des Arioſts das er den raſenden Roland nennt. Ich kam auf eine Stelle, die mir beſonders gefiel. Einer von ſeinen Helden Aſtolf kömmt durch ein ſeltſames Abentheuer in den Mond hinauf. Dieſer wird beſchrieben. Alles was wir in der Welt entweder durch unſere Schuld, oder durch Schuld der Zeit und des Glückes verlieren, kömmt alles in den Mond. Da iſt der Ruhm vieler Helden und Schriftſteller, viele Wünſche, viele Gebeter. Da ſind

Le lagrime e i ſoſpiri de gli amanti,
L' inutil tempo che ſi perde à gioco,
E l' ozio lungo d' uomini ignoranti,
Vani diſſegni, che non han mai loco,

J vani desideri sono tanti
Che la più parte ingombran di quel loco,
Ciò, che in somma qua giù perdesti mai
Là su salendo ritravar potrai.

Die Thränen und die Seufzer der Verliebten,
Die leere Zeit, die man mit Spiel verderbet,
Der lange Müssiggang unweiser Menschen,
Eitle Anschläge, welche nie zu Stand zu bringen,
Ein Schwarm von thörichten Verlangen, der so groß ist,
Daß er den meisten Theil des Orts einnimmt.
Kurz alles was hierunten sich verlieret,
Das findet man, wenn man hinauf sich schwinget.

So gar von dem Verstand eines jeden Menschen ist etwas im Monde aufgehoben, und als ein flüchtiger und geistiger Saft in kleinen Fläschgen verwahret. Die Stellen in denen dieses beschrieben wird, sind in dem Heldengedichte so schön, daß man sie durch Uebersetzen nur

nur schwächen würde. Als ich in der folgenden Nacht einschlief, dachte ich beständig an das, was ich gelesen hatte. Ich hatte kaum eine halbe Stunde geschlafen, so deuchte mich den ehrlichen Arioſt in Lebensgröſſe mit einer ehrwürdigen Mine, so wie er in dem Holzschnitte vor seinen Werken abgemahlt stund, vor mir stehen zu sehen. Komm mit mir, sagte er, ich habe Befehl erhalten dich in den Mond zu führen. Er zog mich aus dem Bette, und setzte mich und sich zugleich auf ein geflügeltes Pferd, das dem Pegasus ziemlich ähnlich sahe. Das Pferd erhob sich, und fieng an so stark zu fliegen, daß mir Hören und Sehen vergieng. Es wundert mich nun nicht mehr, wenn manche Dichter so abentheurlich schreiben, wann sie gar zu hoch fliegen. Ich wurde schwindlich und wäre herab gefallen, wenn mich Arioſt nicht gehalten hätte. Endlich kamen wir in dem Mond an.

Das erste was mir in die Augen fiel, war ein prächtiger Tempel. Wenn ich nun ein Dichter wäre, würde ich ihn beschreiben, und alle Säulenordnungen sehr künstlich dabey anbringen, auf daß meine Leser sähen, daß ich auch die Baukunst verstehe: aber dieses-

mal will ich ihnen dieſe Beſchreibung ſchenken. Du ſieheſt, ſagte Arioſt zu mir, den Tempel der Freundſchaft! Seit dem ihr in eurer Welt aufgehört habt den Tugenden Altäre zu bauen, haben ſie hier ihre Tempel: Du weißt daß alles was bey euch verlohren geht, hier aufbehalten werden muß. Wie? antwortete ich, drunten in unſerer Welt ſoll keine Freundſchaft mehr zu finden ſeyn? Herr Arioſt ſie irren ſich in der That, oder ſie reden ein wenig poetiſch (das iſt übertrieben.) Ich helfe ja ſelbſt an einem Buch ſchreiben, das von der Freundſchaft handelt, und von dem ſchon ein Band in groß Octav, für unſere Gegenden recht ſauber gedruckt, herausgekommen iſt. Hier wollte ich dem Arioſt etwas aus unſerm Wochenblate erzehlen, aber er unterbrach mich lächelnd: davon iſt itzt die Rede nicht; bisweilen kömmt die Freundſchaft zwar noch auf die Welt hinab, aber ſie hält ſich nicht lange dorten auf: ihr meiſter Aufenthalt iſt im Mond. Unter dieſen Worten führte mich mein Begleiter in den Tempel. Dort ſahe ich die Göttin der Freundſchaft: ſchön wie die Göttin der Liebe, nur ernſthafter und majeſtätiſcher, ſaß ſie auf einem Throne, um den ein Chor von Tugenden ſtand, die ſie begleiteten. Neben ihr

lächel-

lächelte die stille Menschenliebe, die Gütigkeit, das Mitleiden, die Beständigkeit; die sanfte Fröhlichkeit; und ein Chor von leichten Scherzen hüpfte um sie herum. Die Göttin winkte mir näher zu tretten. Ich habe dich sehen wollen, sagte sie mit einer sanften Stimme, du schreibest von mir: ich war es, die dich mit deinen Freunden verbunden hat. Du suchest mich zu erheben; ich lobe deinen Vorsatz, ob du ihn gleich nie erreichen wirst. Ich werde schwerlich mehr meine Wohnung unter euch Sterblichen aufschlagen. Gehe, sieh dich in diesem Aufenthalt um, und sage deinen Mitbürgern wieder, was du hier gesehen hast. So sprach sie: ich wollte mit einer furchtsamen Verbeugung weiter gehen, als mich ein Frauenzimmer aufhielt, deren seltsame und altvätterische Kleidung mich fast zum lachen bewogen hätte. Wie lebt man denn itzo in Deutschland? fragte sie mich. Das Geschicke hat mir befohlen beständig hier oben zu bleiben und die Welt nimmermehr zu besuchen. Ich bin eine von den Begleiterinnen der Freundschaft: ich bin zu ihr gekommen, als ihr mich verlohren habt. Ich bin die Redlichkeit, die den Deutschen so bekannt war. So bald sie mir dieses sagte, wunderte ich mich nicht mehr, daß sie so seltsam

ausſahe: Redlichkeit iſt ſchon ein uraltes Wort. Denket man noch an mich? fuhr ſie fort: ich weiß nicht, warum mir verboten iſt zu euch zurück zu kehren. Iſt die Aufrichtigkeit noch ſo gewöhnlich? Werden ehrlichen Leute noch ſo hoch geachtet als ſonſt? Ich antwortete ihr, und konnte mit Mühe das Lachen verbeiſſen, ſo ſeltſam kam mir ihre Tracht vor: verzeihe mir, o Göttin oder wer du biſt! Aufrichtige Leute gibt es noch: aber wie ſich die Sprache eine Zeit her ſehr verändert hat, ſo heißt man das itzo grob oder dumm, was man ſonſt aufrichtig nennte. Ehrliche Leute aber giebt es recht viele unter uns, denn jeder gilt für ehrlich, dem nicht der Galgen auf die Stirne gebrennt iſt. Ich bin ſchon von ſo vielen ehrlichen Leuten beſtohlen und betrogen worden, daß ich ſie nicht alle zählen kan, und, wie ich es ihnen vorhielte, gaben ſie mir zur Antwort, ſie wären ehrliche Leute; damit mußte ich zufrieden ſeyn. Was ſagſt du von der Ehre? unterbrach mich eine von den Begleiterinnen der Freundſchaft, die unter allen am anſehnlichſten ſchien und die ſich mir näherte; ich bin die Ehre: in deiner Welt ſieht man die Thorheit oder die Ruhmſucht für mich an, die ſich in meine Kleider verſtecket. Es iſt nicht genug um ein ehrlicher

Mann

Mann zu seyn, daß man lebt ohne die bürgerlichen Rechte und Gesetze augenscheinlich zu beleidigen, und ohne vor Gerichten gestraft zu werden. Man ist nicht gleich ein ehrlicher Mann, wenn man kein Strassenräuber, kein Mörder und kein öffentlich verruchter Mensch ist. Unter allen Namen, die man in der Welt mißbraucht, mißbraucht man den meinen am meisten. Ein stolzer Junker sucht mich in der Uebertrettung der Gesetze, als wenn die Ehre seyn könnte, wo die Tugend nicht ist. Ein eitler Schriftsteller sucht mich in Bänden, als wenn ich durch den Witz oder durch den Fleiß zu finden wäre. Die wahre Ehre und die wahre Grösse wohnt im Herzen. Ein Mädgen, das hundert Liebhaber verspottet, allen Hofnung gemacht, und alle aus Eitelkeit oder andern Absichten betrogen hat, führet meinen Namen noch im Munde und sagt: sie habe ihre Ehre unbefleckt erhalten, weil sie ihren Körper nicht befleckt hat; da doch die Verstellung einer solchen Buhlerin ein weit niedrigers Herz anzeigt, als der Fehler eines andern Mädgens, die sich vielleicht durch eine unzeitige Zärtlichkeit hatte überwinden lassen. O Menschen, wenn werdet ihr die wahre Ehre kennen lernen, und sie nicht mehr in Kleinigkeiten und Thorheit suchen.

Die Weltweisen unter euch sagen, sie wollen mich nicht; es ist auch wahr sie suchen mich selten, aber sie suchen eine verkleidete Thorheit die sie für mich halten. Der Stolz und nicht die Begierde wahrer Ehre heißt sie schreiben. Arioſt führte mich hierauf wieder aus dem Tempel, und brachte mich in ein Feld, in dem ich ganze Berge von kleinen Fläschgen liegen sah. In diesen Fläschgen, sagte mein Begleiter, ist etwas von dem Verstand eines jeden Menschen aufbehalten, wie du in meinem Buche gelesen hast. Die Menschen wären alle zu klug und zu vollkommen, wenn sie ihren Verstand völlig hätten; auch den Allerklügsten fehlt etwas daran. Du wirst einige wenige Fläschgen sehen, die nur halb voll sind; die meisten aber sind voll biß an den Hals. Ich hob ein Fläschgen auf, und fieng an zu lesen was darauf geschrieben stund. Dieses ware gerad das Fläschgen, in dem der Verstand der Mademoiselle Eulenpuz aufbehalten war. Es war bis an den Hals voll. Dieses Fläschgen, sagte mir mein Begleiter, ist nicht allezeit so voll gewesen. Sie hatte Anfangs sich begnügen lassen sich verständig zu glauben: wie sie nun hierinnen sehr irrete, war das Fläschgen weit über halb voll. Von ohngefehr aber machte ihr ein Stuzer eine

Liebes-

Liebeserklärung, blos um sich in einer Rede zu üben, die er auswendig gelernet hatte, um sie einem hübschen Mädgen vorzusagen. Mademoiselle Eulenputz aber nahm es für Ernst auf: Jedes Frauenzimmer ist in ihrem Herzen geneigt eine Liebeserklärung für aufrichtig zu halten. Mademoiselle Eulenputz fieng endlich gar an zu glauben, sie sey hübsch und artig. Ihr bischen Verstand stieg völlig in den Mond: du siehst daß kein Tropfen mehr in das Fläschgen geht.

Dieses, sagte er weiter, und hob ein anderes Fläschgen auf, ist der Verstand des jungen Herrn Frauenknecht. Er war ein artiger Jüngling, seine Freunde liebten ihn, er liebte die Wissenschaften, scherzte lebhaft, und war fähig eine ganze Gesellschaft aufzumuntern. Er verheirathete sich mit einem jungen Frauenzimmer und glaubte sich glücklich. Anfangs besuchte er noch seine Freunde, und war noch lebhaft, wiewohl seltener als sonst: Itzo aber hat seine Frau ihn in Familiengesellschaften zu ziehen gewust, in denen man von weiter nichts als vom Wetter und von der Haushaltung redet. Er besucht seine alten Freunde nicht, er scherzt schläfrig, er liebt die Wissenschaften

nicht

nicht mehr, und bleibt den ganzen Tag zu Hauſe, ohne etwas ſonſt zu thun als mit ſeiner Frau und mit ſeinen Kindern zu ſpielen. Seine Freunde bedauren ihn, er glaubt noch ſeinen Verſtand ganz zu haben, aber wie du ſieheſt, iſt der gröſte Theil davon itzo im Monde.

Dieſes bis oben angefüllte Fläſchgen, das du hier ſieheſt, fuhr Arioſt fort, enthält den Verſtand des Herrn Stentors: Was? unterbrach ich ihn, des groſſen Autors, der ſchon ſo viele Bücher geſchrieben hat und noch ſchreibt! ſein Verſtand ſollte im Monde ſeyn? Was würde man in der untern Welt ſagen, wenn man das wüſte? Einmal ich glaube es nicht, es kan unmöglich ſeyn. Herr Stentor keinen Verſtand, mit was ſchreibt er denn Bücher? Mit den Händen, antwortete Arioſt. Man darf nur ſeine Schriften leſen, um zu ſehen daß ſein Verſtand im Mond ſeyn muß, und daß er blos ſchreibt, weil ſeine Hand mechaniſch dazu abgerichtet iſt. Es war Anfangs noch ein gut Theil weniger in dem Fläſchgen: aber zu ſeinem Unglück wurde er von einigen Stümpern ſo ſehr gelobt, daß er darüber vergaß daß er ſelbſt ein Stümper iſt. Er wurde ſtolz und ſein Verſtand flog hinauf.

Ich

Ich hob ein Fläschgen auf und fand auf der Aufschrift den Namen meines guten Freundes des Herrn Adam Reimefrüh stehen. O, rief ich aus, ist der liebe Mann auch um seinen Verstand gekommen? Das Fläschgen ist ja ganz voll. Sollte er ihn etwa aus Aergerniß verlohren haben, weil ich das Unglück, das ihm bey der Hochzeit Alcests begegnet, in meinen Wochenblat beschrieben habe? O nein, antwortete Ariost, so viel Bescheidenheit mußt du keinem schlechten Dichter zutrauen, daß er zu schreiben aufhört, wenn man ihn lächerlich macht. Im Gegentheil er schreibt desto fleißiger, um seine Tadler, wie er denkt, zu beschämen. Wie sein Verstand heraufgekommen ist, kan ich dir nicht sagen: so viel ich weiß, ist das Fläschgen allezeit so voll gewesen, als itzo: er muß in diesem Punkte nicht gar viel zu verlieren gehabt haben.

O, wenigstens bey diesem Fläschgen, das ich itzo erst aufgehoben habe, muß die Aufschrift falsch seyn! unterbrach ich meinen Begleiter. Dieses Fläschgen ist fast ganz voll, und darinn soll der Verstand des Pseudolus seyn, der doch alle Welt zu betrügen weiß, der

schlim-

ſchlimmſte Mann den ich kenne, der beſtändig auf Ränke ſinnt, und ſie mit aller möglichen Liſt ausführet. Der Mann ſollte keinen Verſtand haben? der die Aufſchrift geſchrieben hat, muß ſich gewiß verſchrieben haben. Nein, gar nicht, ſagte Arioſt, die Bosheit dienet ihm ſtatt des Verſtands. Ränke und niederträchtige Streiche zeigen ein ſchlechtes Herz und wenig Verſtand an. Einen guten und nützlichen Anſchlag zu erſinnen und glücklich hinaus zu führen, dazu gehört in der That Verſtand; eine Frevelthat aber, wenn ſie auch mit aller Liſt begleitet iſt, zeigt weiter nichts an als eine ſtarke Bosheit. Pſeudolus hatte Verſtand, aber ſo bald als er anfieng, ein Böſewicht zu werden, iſt ſein Verſtand hieher geflogen.

Du wirſt, fuhr Arioſt fort, noch mehr Fläſchgen finden, in denen der Verſtand vieler deiner Bekannten iſt. In dieſem kleinen, das ſo nach Ungariſchen Waſſer riecht, iſt der Verſtand des Herrn Sackſpie-

spiegels. Wie er ihn verlohren hat, kan ich nicht sagen: das Fläschgen war bey seiner Geburt so voll als itzt. Da sehe ich ja ein Fläschgen, unterbrach ich ihn, das über halb leer ist, und auf der Aufschrift stehet der Name eines ganz unbekannten Mannes, der weder ein Held noch ein Philosoph, noch ein Schriftsteller, noch ein Mann nach der Mode oder ein Hofmann ist. Er lebt auf dem Lande mit einem sehr mittelmäsigen Glück, kein Mensch halt ihn für verständig. Man kennt ihn aber hier in der Oberwelt, antwortete Arioſt, und man kennet viele nicht, die ihr für grosse Helden, Philosophen, Schriftsteller, Leute nach der Mode und für sehr kluge Hofleute haltet.

Du wirst bald besser urtheilen lernen: siehst du hier diese grosse Flasche? Ließ einmal die Aufschrift. Ich sahe ganz mit Verwunderung und mit grossen Buchstaben darauf geschrieben stehen: **Der Verstand der Verfasser des Freundes.** O sie belieben zu

scher-

ſcherzen, Herr Arioſt, ſo eine groſſe Flaſche, die faſt biß oben an voll iſt! Ja, unterbrach mich Arioſt, dieſes iſt dein und deiner Freunde verlohrner Verſtand. Man hat ihn in eine Flaſche zuſammen gegoſſen: es ſoll dir erlaubt ſeyn deinen Antheil davon ſo wie man Ungariſch Waſſer hinauf ſchnupft wieder zu dir zu nehmen. Ich eilte die Flaſche aufzumachen, und war ſo freudig, daß ich in die Höhe ſprang. Hierüber wachte ich plötzlich auf ohne zu wiſſen, ob ich ihn wirklich hinaufgeſchnupft habe oder nicht. Ich bin zu beſcheiden, meine Leſer zu fragen, was ſie davon halten. Weil ich ihnen zu Gefallen geträumet habe, ſo ſollten ſie wohl auch ſo höflich ſeyn meinem Traum einen glücklichen Ausgang hinzu zu träumen.

E. Pheron.

Der Freund.

Ein und dreiſſigſtes Stück.

Sollicitæ iucunda obliuia vitæ.

Horat.

Alle Weltweiſen ſetzen das Glück des menſchlichen Lebens in der Gemüthsruhe. Wenn der Unglückliche ihre Lehrſätze, den letzten Troſt ſeines Elendes zum Schutze aufſodert, ſo verweiſen ſie ihn zu der Gemüthsruhe, als dem einzigen Mittel, ſein Unglück nicht zu fühlen, und mitten in demſelben andern Menſchen noch beneidenswerth zu ſeyn. Wenn der Reiche und der Mächtige wiſſen will, wie er ſein Glück recht genüſſen, und von der Furcht, es zu verlieren, befreyet werden ſoll, ſo preiſen ſie auch ihm die Gemüthsruhe als das einzige Mittel an, ſeinen Wunſch zu erreichen, und ſeine vortheilhaften Umſtände zum wahren Glück zu machen.

Sie haben Recht. Derjenige, dem Schmerz und Schlaflosigkeit die Nächte zu traurigen Jahren macht, empfindet nicht die Hälfte von der Qual, die ein Herz durchnaget, welches fern von der Ruhe, und ein unglücklicher Sammelplatz wilder Bewegungen ist. Die Menschen wissen es auch, daß ihr Glück auf die Ruhe ihres Gemüths ankömmt, und alle wünschen ruhig zu werden, um glücklich zu seyn. Bey einer so allgemeinen Erkenntnis von dem Werth der Gemüthsruhe, bey dem Triebe aller Gemüther, sich dieselbe zu erwerben, scheinet es glaubwürdig, daß wenigstens ein grosser Theil der Menschen dieses Gut erlangt haben müsse, welches allen unentberlich ist. Aber der kleinste Blick auf die Menschen überzeugt uns schon, daß unter allen Gütern, die sie besitzen, dieses das seltenste ist.

Ist es denn so schwer, ein ruhiges Gemüth zu bekommen? Kan der Schöpfer das Werkzeug zu dem wahren Gebrauche unserer Glückseligkeit so weit von uns entfernet haben, daß es unter Millionen kaum einige wenige erreichen könnten? Man müßte die Welt und ihren Schöpfer ganz verkennen, wenn man dieses glauben wollte. Alles spricht ihn frey, und wenn die Menschen die Gemüthsruhe nicht erlangen, so ist die Schuld in ihnen selbst zu suchen. Man darf, um dieses einzusehen, nur untersuchen, worin sie dieselbe setzen.

Die meisten Menschen erwarten die Gemüthsruhe in der Erlangung ihres Glückes, und sie glauben alsdenn glücklich zu werden, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen können. Wären ihre Wünsche allezeit gerecht, so

würde

würde es wahrscheinlich seyn, daß wenigstens der gröſte Theil von ihnen ein ruhiges Gemüth bekommen könte. So lange sie aber die Befriedigung ihrer Leidenschaften zum einzigen Gegenstand ihrer Wünsche machen, und so lange sie ihren Leidenschaften keine Schranken setzen, so lange ist es unmöglich, daß sie ein wahres Glück genüssen.

Einige Menschen suchen ein Glück, dazu für sie nur Wege des Lasters offen stehen. Silla suchte sein Glück in der Unterdrückung seines Vaterlandes. Sein Wunsch war lasterhaft, und die Mittel, wodurch derselbe erlangt werden konnte, mußten gleichfalls lasterhaft seyn. Silla schmeichelte sich, ein ruhiges Gemüth zu bekommen, wenn er dieses vermeinte Glück erhalten könnte. Er erhielt es. In dem Genusse fühlte er bald die unerträgliche Bürde. Er mußte sie von sich werfen, und von seinem Scheinglück blieb ihm nur das quälende Angedenken zurück. Silla konnte kein besseres Schicksal erwarten. Er hatte sein Gemüth durch Laster zu beruhigen gesucht Er hatte nicht bedacht, daß es die wesentliche Wirkung aller Laster ist, die Ruhe der Seele zu verbannen.

Ganze Jahrhunderte haben kaum einen Menschen aufzuweisen, der ein so ausserordentliches Scheinglück erlangt hätte, als Silla, aber alle Tage zeigen uns Menschen, deren Wünsche aus eben so lasterhaften Herzen entstehen, als die Wünsche eines Silla. Mit welchem Rechte können alle diese die Gemüthsruhe begehren, oder sich einbilden, sie zu verdienen?

So unmöglich die Gemüthsruhe denenjenigen wird, die sie in dem Besitze eines Gutes suchen, das sie durch Laster erkauffen müssen; eben so unmöglich wird sie denen, die in ihren Wünschen thöricht sind. Es sind zwo Hauptarten von Thorheit, die man bey den Wünschen der Menschen entdecket. Die erste trifft man bey Menschen an, die alle ihre Wünsche nur auf ein einziges Ziel richten, welches sie durchaus erreichen, und gar von keinem andern wissen wollen. Die andere findet sich bey Leuten, die ihren Wünschen gar kein Ziel und keine Schranken setzen.

Warum ist Celsus so unruhig und misvergnügt? Er hat ein einträgliches Amt, welches ihm wenig Sorgen und wenig Mühe verursachet. Gleichwohl denkt er niemals ohne Verdruß an dasselbe, und alle seine Geschäfte unternimmt er mit Murren. Er wird an dem Orte seines Aufenthaltes geehrt. Aber er hasset die Ehrenbezeugungen seiner Mitbürger, und fliehet ihre Blicke. Er hat redliche und angenehme Freunde. Sie versuchen es nur umsonst, ihn aufzumuntern. Ihre Gefälligkeit, ihre freundschaftlichen Dienste selbst sind ihm unerträglich. Seine Gattin ist liebenswürdig, und alle ihre Sorgen beziehen sich auf das, was ihm angenehm seyn könnte. Sie empfängt ihn mit offenen Armen, wenn er nach Hause kömmt, und seine Kinder lächeln ihm mit reitzender Zärtlichkeit entgegen. Celsus wickelt sich mit einem stummen Seufzer aus den Armen der Gattin, und wirft nur einen finstern Blick auf die kleinen Unschuldigen. Sie erschröcken und weinen, aus

Furcht

Furcht ihren Vater beleidiget zu haben. Er geht fort, und verschlüsst sich in sein Zimmer, um in der Einsamkeit sein Unglück zu beseufzen. Und was ist denn sein Unglück? Blos dieses. Der Ort, welchen ihm die Vorsehung zum Aufenthalt bestimmt hat, ist ihm zu klein. Er glaubt für die grosse Welt gemacht zu seyn, und er will von keinem andern Glück wissen, als von einem solchen, wobey er die Grossen der Welt zu Zeugen haben kan. Da ihm dieses fehlt, stößt er das wahre Glück, das ihm die Vorsehung beschieden hatte, mit Murren von sich. Sein Unglück und seine Gemüthsunruhe sind Folgen seiner Thorheit.

Auf gleiche Art vergällen viele Menschen die Freuden ihres ganzen Lebens, wenn sie ihr Glück in der Erlangung eines bestimmten Wunsches suchen, ohne zuvor sorgfältig untersucht zu haben, ob sie auch zu demselben berechtiget sind. Ja alle diejenigen untergraben ihr eigenes Glück, die sich für unglücklich halten, wenn ihnen nicht dieses oder jenes zufällige Gut, und in derjenigen Masse zu Theil wird, die sie begehren. Die Tugend ist das einzige Gut, welches man durchaus und ohne Einschränkung wünschen sollte, weil man weder ohne sie glücklich werden, noch jemals zu viel Tugend besitzen kan. In Ansehung der zufälligen Güter aber verletzt man seine Pflicht, so bald man sich dieselben auf eine andere Weise wünscht, als so, daß man die Vorsehung bittet, uns einige davon nach ihrer eigenen Weisheit mitzutheilen, und uns in den Stand zu setzen, daß wir die zugetheilten rechtmäsig gebrauchen. Wer anders

wünſcht, hat nicht ſein wahres Glück vor Augen, ſondern beſchäfftiget ſich mit Träumen, aber mit ſolchen Träumen, die ſein Leben unruhig machen, wenn ſie ihm nicht eintreffen. So kan weder derjenige ruhig werden, der ſein ganzes Glück in dem Beſitz einer Perſon ſetzt, auf die er keinen gegründeten Anſpruch machen kan; noch derjenige, der Millionen zu beſitzen verlangt, da einige Tauſende zu allen Bedürfniſſen ſeines Lebens hinreichend und mehr ſind, als er wirklich verdienet; noch auch derjenige, der durch Wege groß werden will, welche die Vorſicht nicht für ihn gemacht hat.

Gleich thöricht handeln diejenigen, die in ihren Wünſchen und in ihren Begierden ohne Einſchränkung herumirren. Dieſe Menſchen haben von dem Glück keine andere Empfindung als blos in der Vorſtellung, die ſie ſich davon machen, ſo lang es noch entfernt iſt. So bald ſie es erreichen, verliert es in ihren Begriffen ſein Weſen, und wird für ihr Herz zum nichts. Dieſe Thoren ſind alſo unaufhörlich gezwungen, ſich ein neues Glück zu erdenken und zu ſuchen. Ihr Leben iſt der Zuſtand eines Menſchen, der einen Raub verfolgt, welcher beſtändig vor ihm herflieht, und allemahl von ihm verfehlt wird, weil er immer nur den Schatten davon ergreiffet. Sie werden nicht ruhig, ſo lange ſie glauben, daß ihnen ihr Glück noch fehlt, und ſie können nicht glücklich werden, weil ſie eine jede Sache nur ſo lange hoch ſchätzen, als ſie ihnen fehlt.

Herr

Herr Wanderſtab beklagt gegen jedermann ſein Unglück, daß er in N. leben muß. **Wenn ich nur aus der verwünſchten Stadt wäre, ſo würde ich ruhig leben können.** Dieſe Sprache hat er ſchon an vier andern Orten geführt, wo er ſich zuvor aufhielt, und wenn er noch in zwölf andere kommen ſollte, ſo wird er eben ſo reden. Er kan ſelbſt nicht ſagen, warum er dieſe Orte haſſet. Aber genug, es gefällt ihm niemals da, wo er wirklich iſt.

Herr Immerneu legte ſich anfangs auf die Gottesgelahrheit. Er fieng bald an, ſich in dieſem Stande für unglücklich zu halten, weil er in demſelben zu gezwungen leben müßte, und er legte ſich auf die Rechtsgelahrheit. Neue Urſache zu klagen. Er konnte es nicht ausſtehen, daran zu gedenken, wie verdrüßlich es ſeyn müßte, ſein Leben mit lauter Streithändeln zuzubringen. Er wurde endlich ein Arzt, und iſt es noch. Wie klagt er nicht über ſeinen Stand? Die Patienten ſind ihm unerträglich. Wie gern wollte er dafür in den Krieg gehen! Herr Immerneu weiß ſelbſt nicht, was er klagt. Er könnte alle Stände durchlauffen, und doch nicht ruhig werden. Denn er hält nichts für Glück als das abweſende.

Eine andere Art von dieſen Thoren vermißt die Gemüthsruhe durch die Unerſättlichkeit ihrer Begierden. Man gebe ihnen noch ſo viel, ſie werden ſich ſtets mehr wünſchen. Wie jämmerlich klagt der alte Euklio über ſein mühſeliges Leben! Schon eilf gefährliche Seereiſen

hat er ausgestanden, und nun siehet er sich gezwungen, in seinem hohen Alter die zwölfte zu unternehmen. Der arme Mann! Ist denn sein Vermögen so gar gering, daß er sein Leben so oft in Gefahr setzen muß, um etwas zu erwerben? Nichts weniger. Er ist einer von den reichsten Kaufleuten, und er war es schon von seiner dritten Reise her. Was zwingt ihn denn, noch den kleinen Uberrest seiner Tage neuen Beschwerlichkeiten auszusetzen? Die thörichte Begierde nach neuen Schätzen; denn die alten erfreuen ihn nicht mehr. Seine Freude ist wirklich nicht der Genuß des Reichthums. Er will nichts, als ihn erwerben. Dieser ausschweifende Trieb wirft ihn noch viel heftiger herum, als die Wellen des Meers. Kein Wunder, daß Euklio niemals ein ruhiges Gemüth bekömmt. Nach einem siebzigjährigen Leben wird ihm der Tod noch zu früh kommen, und seine Seele wird alsdenn eben so unruhig und unbereitet seyn, als wenn er erst heute angefangen hätte, sein Glück zu suchen.

An diesem und andern dergleichen unglücklichen Trieben ist sehr oft die Erziehung schuld. Man ist unvorsichtig genug, jugendlichen Herzen anstatt der Regeln der Klugheit und der Grundsätze der wahren Ehre solche Lehren einzuprägen, die wirklich nichts als Reitzungen der Leidenschaften sind. Anstatt daß man sie anfeuren sollte, Tugend und wahre Verdienste ihrer eigenen Schönheit wegen zu lieben, stellt man ihnen nur die Belohnungen reitzend vor, die von Menschen auf Tugend und Verdienste gesetzt sind. Man gewöhnt sie

dadurch

dadurch, nur dieſe Belohnungen zu ſuchen, und damit zufrieden zu ſeyn, wenn ſie dieſelben beſitzen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob dieſer Beſitz durch Tugend und Verdienſte ſelbſt, oder durch Nebenwege erlangt worden iſt. Dieſes iſt das rechte Mittel, ehrgeitzige und unerſättliche Menſchen zu bilden. Alonſo hat durch ſeine unerſättliche Ehrſucht den Haß aller ſeiner Mitbürger auf ſich geladen. Iſt es zu bewundern, daß Alonſo ſo ehrgeitzig iſt? Sein Vater hat ihn niemahls auf eine andere Art zum Fleiſſe angewöhnt, als daß er ihm vorſtellte, er müßte etwas groſſes in der Welt werden, und er dürfte nicht glauben, es weit in ſeinem Stande gebracht zu haben, ſo lange er noch andere in höhern Würden ſehen würde als ſich ſelbſt. Die Triebfeder ſeiner Handlungen wurde alſo die Gröſſe des Standes, und er weiß von keinem andern Glück. Wenn er nunmehr immer nach höhern Ehrenſtellen ſeufzt, wenn ihn der Anblick eines jeden Mannes, der neben ihm in Anſehen ſteht, beunruhiget, wenn er diejenigen verfolgt, die ſeinen ehrſüchtigen Begierden hinderlich ſeyn könnten, ſo folgt er blos dem Grundſatze, der ſeiner Jugend eingeprägt worden iſt. Wie kan Alonſo ein ruhiges Gemüth bekommen?

Durch gleiche Unvorſichtigkeit werden oft von den Vätern und Lehrern die Vorſchriften der Klugheit mit den niederträchtigen Kunſtgriffen des Geitzes und der Habſucht verwechſelt. Man will für der Verſchwendung warnen, und man macht von den zukünftigen möglichen Bedürfniſſen des Lebens eine ſo fürchterliche Be-

schreibung, daß der Jüngling, der kein Verschwender werden sollte, in die völlige Denkungsart eines Harpar gesetzt wird. Man will ihn in Geschäften fleissig machen, und man macht ihn blos gegen die Süssigkeiten des Reichthums empfindlich. Er lernt kein ander Glück erkennen, als den Reichthum, und durch eine natürliche Folge scheinen ihm alle Mittel reich zu werden gut, wenn er sie nur dem Blick der menschlichen Gerechtigkeit entziehen kan. Unmöglich können solche Gemüther der Ruhe theilhaftig werden. Weder die ängstliche Sorge ihre Güter zu bewahren, noch der wilde Trieb die Hand nach neuen und fremden Schätzen auszustrecken läßt sie ruhen. Ihnen gereicht selbst die Güte des Schöpfers, der die Natur mit so reichen Geschenken begabet hat, zur Qual. Denn sie begehren alles zu besitzen, was sie sehen. Es muß ihnen eine Marter seyn, täglich neue Schätze in dem Ganzen zu sehen, die ihr Eigenthum nicht sind.

Alle diese Menschen verwehren sich selbst die Gemüthsruhe. Es sind aber noch andere, denen sie fehlt, und die sich gleichwohl nicht selbst unglücklich gemacht haben. Krankheiten, die man nicht selbst veranlasset hat, das Unglück geliebter Personen, und hundert andere Zufälle, von denen einige erst durch eigene Erfahrung bekannt werden, können auch einen Freund der Tugend treffen. Und wer kan ihn strafen, wenn er unter solchen Lastern seufzet? GOtt wollte es selbst nicht, das er unempfindlich seyn sollte. Er muß also seine Schmerzen fühlen, und sein Gemüth muß dabey leiden.

Sind

Sind die Thränen des zärtlichen Damons ungerecht? Er hatte in der reitzenden Semire die liebenswürdigſte, die großmüthigſte Freundin gefunden. Sein Glück und alle Freuden ſeines Herzens hatte er ihr zu danken. Nachdem er alle Schwierigkeiten überwunden hat, die ſeiner völligen Verbindung mit ihr im Wege ſtunden; da er ſich mit den angenehmſten Vorſtellungen beſchäfftiget, ihre grosmüthige Zärtlichkeit dadurch zu vergelten, daß er mit ihr als ſeiner Gattin ſein ganzes Glück theilen will; nun muß er ſehen, daß ſie von den grauſamſten Schmerzen einer Krankheit überfallen, und ihre Geneſung unmöglich iſt. Itzt ſteht er vor ihrem Krankenbette; er ſiehet es, daß ſie ſich Gewalt anthut, ihre Schmerzen ſeinem mitleidigen Auge zu verbergen; er muß ſelbſt dasjenige, was für ſeine Liebe das grauſamſte iſt, er muß ihren Todt wünſchen, weil er ſiehet, daß ihre Schmerzen nicht auf andere Art geendiget werden können. Wer kan die Schmerzen beſchreiben, die ſein Herz durchnagen? Wer kan ſeine Empfindung tadeln?

Eben ſo gerecht ſind die Thränen vieler anderer Unglücklichen. Die Religion ſelbſt redet von der leidenden Tugend. Der Tugendhafte leidet oft in ſeiner eigenen Perſon; noch öfter und viel empfindlicher in denen Perſonen, die er liebet. Einem guten Herzen iſt das Unglück des Freundes oder der Gattin allemal ſchmerzlicher als ſein eigenes.

Gleich-

Gleichwohl verdient der Tugendhafte die Gemüthsruhe. Die Vorsehung kan nicht geneigt seyn, sein Unglück so sehr zu häuffen, daß sie ihm ein ruhiges Herz versagen sollte. Sie will es auch nicht. Sie hat ihm vielmehr den Weg eröfnet, die Gemüthsruhe mitten im Unglück zu finden. Er findet sie, so bald er die Absichten erforschet, die der Schöpfer bey seinem Unglück hat. Er entdeckt bald in ihnen die Spuren einer unendlichen Güte, die durch dasjenige, was er in dem Gefühle der Schmerzen Unglück nennte, sein Herz ausbessern, seine Klugheit wachsam machen, und seine Tugend erhöhen will. Wie schwach wird alsdenn die Kraft der Schmerzen! Wie unvermögend werden sie alsdenn, die Seele auf beständig aus ihrer Ruhe zu setzen! Der Tugenhafte verabscheuet sie nicht mehr; er segnet sie, als heilsame Mittel zu seinem künftigen Glück.

Selbst die Schmerzen, die er über das Leiden geliebter Personen empfindet, verlieren durch diese Betrachtung ihre Schärfe. Man kan denjenigen nicht für unglücklich halten, der eine bittere Arzney gebrauchen muß, wenn man weiß, daß sie ein gewisses Mittel zu seiner Genesung ist; und der Tugendhafte kan eine gehörige Fassung des Gemüths behalten, so bald er einsieht, daß die Leiden seiner Freunde Werkzeuge einer bevorstehenden Glückseligkeit sind, die ihnen noch in den spätsten Ewigkeiten bleiben wird.

Der Tugendhafte kan alſo die Gemüthsruhe erlangen, und ihm iſt ſie von der Vorſehung beſtimmt. Aber die Güte der Vorſehung hat hier noch keine Schranken. Sie läßt auch denen, die ihr Unglück ſelbſt gemacht haben, einen Weg zur Ruhe der Sele offen; ſie können ruhig werden, wenn ſie der Tugend folgen wollen. So bald ihr Gewiſſen befriediget iſt, ſo bald ſie mit dem Schöpfer ausgeſöhnet ſind, fängt eine angenehme Stille in ihrem Herzen an. Sie haben alsdenn gleiche Rechte mit denen, die ſchon vor ihnen tugendhaft waren. Ihre Schmerzen hören auf, Strafen zu ſeyn. Sie werden zu heilſamen Prüfungen, zu Mitteln, ihr Glück zu machen. Selbſt die Erinnerung ihrer vorigen Fehltritte wird ihnen nützlich, weil ſie ihnen die Wachſamkeit anbefiehlt, eine Eigenſchaft, die der Tugend unentberlich iſt.

Dieſe Betrachtung, daß GOtt aus dem Unglück des Tugendhaften ſein künftiges Glück bauen will, iſt nicht nur das einzige Mittel, die Gemüthsruhe bey Unglücksfällen zu erhalten; ſie wird noch dadurch ſchätzbar, daß ſie der menſchlichen Natur keinen Zwang auflegt, wie die Lehrſätze einiger ſtolzen Philoſophen. Sie erlaubt unſerm Herzen alles, was in ſeinen Empfindungen weſentlich iſt. Sie verbietet uns das Gefühl nicht; ſie erlaubt uns eine jede Sache für das, was ſie würcklich iſt, und Schmerzen für Schmerzen zu halten. Sie läßt uns alle unſre Zärtlichkeit, und ſelbſt das Recht der Thränen. Aber ſie verhindert uns, in der Traurigkeit zu verſinken; ſie erhebt unſre Augen,

die

die zuvor blos auf das gegenwärtige Unglück gerichtet waren, und lenkt ihre Blicke auf das folgende Glück, das wirklich nur noch in einer kleinen Entfernung von uns abstehet. So führt sie uns als ein getreuer Gefährte durch unser Unglück hindurch, und unterstützt uns, wenn wir ermüden wollen. Ein Gemüth, das diesen Beystand hat, kan sich leicht beruhigen. Derjenige, der auf einem mühsamen Wege nach einem Orte gehet, wo er sein Glück unfehlbar zu finden weiß, fühlet zwar die Beschwerlichkeiten des Weges; aber die Vorstellung des Glücks, dem er zueilet, erfüllet seine Brust mit so angenehmen Regungen, daß er die gegenwärtigen Mühseligkeiten wenig empfindet, und oft gar vergißt.

Dieses ist die glückliche Vergessenheit der Sorgen, die der Tugend so nahe ist, und ohne dieselbe nicht erlangt werden kan. Sie macht den Menschen unendlich glücklicher, als er in dem Stande einer völligen Sorglosigkeit seyn würde, wenn derselbe möglich wäre. Einem Tugendhaften gibt GOtt nicht nur die Stärke, seine Seele mitten unter den Anfällen des Unglücks zu beruhigen; er läßt ihm noch dabey tausend Arten des Vergnügens genüssen, die keinem andern bewußt sind. Ein jeder Stand muß ihm Stoff zum Vergnügen darreichen, und die dickesten Mauren des Kerkers können es nicht zurückhalten. Ein Blick, eine Kleinigkeit kan einem Herzen Freuden verschaffen, welches sich durch die Beruhigung seines Gewissens zu unschuldigen Freuden vorbereitet hat.

Und

Und du an Unſchuld reich, und ſicher im Gewiſſen,
Triffſt da viel Freuden an, wo tauſend ſie vermiſſen.

Gellert.

Die Geſchichte erzählt von einem franzöſiſchen Statsmann, daß es in der Baſtille ſein Zeitvertreib geweſen ſey, einige Nadeln auf dem Boden herumzuſtreuen, und ſie ſorgfältig wieder aufzuſuchen. Ich weiß, daß dieſe Art des Zeitvertreibes von vielen Beurtheilern für unanſtändig und kindiſch gehalten wird. Ich mögte ſie auch keinem andern anpreiſen. Aber ich ſehe nicht ein, warum ein unſchuldiger Zeitvertreib durch Kleinigkeiten einen Menſchen alsdenn beſchimpfen ſoll, wenn er ihm der einzige mögliche Zeitvertreib von allen iſt.

Aber der Weiſe und der Tugendhafte — zween unzertrennliche Charactere — findet auch in den traurigſten Umſtänden erhabene Freuden. Die Schönheiten der Natur können ihm niemals ganz verſchloſſen werden, und ſie reitzen ihn, ſo oft er ſie erblickt. Die Betrachtung der Welt vergnüget ſeine Seele, die überall Züge der unendlichen Weisheit entdecket, wo der Thor und der Laſterhafte nur die ſchwarzen Wolken des Unglücks und der Ungewisheit ſehen kan. Aber alsdenn ſteigt ſeine Freude am höchſten, wenn er ſieht, daß ihn alles Unglück nicht abhalten kan, ſeine Pflichten zu erfüllen. Ein guter Rath, den er ſeinem Nächſten giebt, ein nützlicher Dienſt, den er ihm leiſtet, erfüllet ſeine Bruſt mit den Freuden der Unſchuld und des guten Gewiſſens; und dieſe Freuden werden gedoppelt groß wenn er durch die Beobachtung ſeiner Pflicht an dem Glücke ſeiner Freunde arbeiten kan.

Ich

Ich kan mich nicht überreden, den weisen Sokrates für unglücklich zu halten, wenn ich ihn in seinem Gefängnisse betrachte. Er siehet seinen Tod vor Augen, einen Tod, den er nicht verdient hatte, einen Tod, der ihm wegen eines Lebens zuerkannt wurde, welches der größten Belohnungen würdig war. Sokrates sieht ihn kommen, und bleibt ruhig. Er danket dem Wesen, welches nie ein anderer Heide so richtig erkannt hatte, er danket der Vorsehung, daß sie ihn für der wahren Bitterkeit des Todes, für dem Bewußtseyn ihn verschuldet zu haben, behütet hat. Und wie wendet er seine letzten Stunden an? Er versammlet seine Freunde; er preiset ihnen die Vortrefflichkeit der Tugend an; und die letzten Worte, die sein Mund aussprechen kan, redet er noch zu ihrer Besserung, zu ihrem wahren Glück. Wie heiter mußte ein Geist seyn, der mit solchen Gedanken erfüllt die letzten Schritte zur Ewigkeit thun konnte! Wer sieht noch in ihm den unglücklichen, den verfolgten Sterblichen? Seine letzten Beschäfftigungen sind wie die Werke eines wohlthätigen Engels, und die letzten Freuden seiner Seele, ehe sie den Leib verläßt, gleichen den Freuden reiner Geister, wenn sie schwächern Theilen der Schöpfung ihren Beystand widmen dürfen.

Diese Gemüthsruhe und diese Freuden müssen noch viel heiterer seyn, wenn sie in dem Herzen eines Christen wohnen, der dasjenige mit vollkommener Gewisheit weiß, was Sokrates nur hoffen konnte. Ihm blühen selbst in der Erfüllung seiner Pflichten noch mehr Freuden auf, weil er zu seinen Pflichten viel höhere und nützlichere Vorschriften hat, als die bloßen Vorschriften der Vernunft. Er lächelt, wenn er seine Feinde sich bemühen sieht, ihm zu schaden; er weiß, daß sie auch wider ihren Willen Werkzeuge seines Glücks sind. Er danket seinem GOTT für die Prüfungen, die er ihm zusendet; er betrachtet in ihnen das nützliche, und bessert seine Seele dadurch; die vorübergehenden Schmerzen, welche sie ihm anfänglich verursachen konnten, sind gering, und er kan sie bald vergessen.

Der Freund.

Zwey und dreissigstes Stück.

Farrago libelli.

Juv.

Unsere Leser werden diesesmal nicht mit uns zufrieden seyn, ich sehe es zum voraus. Ich bitte sie um Verzeihung. Ich kan in der That nichts dafür, und zu meinem Troste wird dieses nicht das erstemal seyn, daß unsere Blätter misfallen haben. Ich hatte meinen Freunden vor drey Wochen versprochen das zwey und dreissigste Stück des Freundes zu schreiben. Das Alter ist vergeßlich und ich dachte gar nicht an meine Zusage. Auf einmal will unser Verleger das Manuscript von mir haben:

mir wird Angſt, ich ſchicke zu allen meinen Freunden, keiner hatte etwas im Voraus gearbeitet. Alle ſchoben die Schuld auf mich, und wann ich auf ihre Nachläſſigkeit ſchmälen wollte, warfen ſie mir die meinige vor. Endlich bekam ich einen unverſehenen Einfall. Ich habe die Gewohnheit alle Gedanken, die mir von ohngefähr einfallen, in eine Schreibtafel zu ſchreiben. Itzt da ich an einem Wochenblatte ſchreiben helfe, merke ich noch fleiſſiger als ſonſt alles an, was hinein kommen könnte. Bald ſchreibe ich einige Zeilen in Verſen, bald ſchreibe ich wieder proſaiſch; und hernach wenn ich ein Blatt ſchreiben ſoll, ſuche ich mir denjenigen Stof aus, der ſich am beſten in das Wochenblatt ſchickt, und führe ihn aus. Itzt hatte ich nicht Zeit dazu; ich ſchickte meine Schreibtafel in die Druckerey, ich ließ alles in der Ordnung drucken, wie es in der Tafel ſtund, und alſo werden meine Leſer dieſesmal nichts als Fragmente zu leſen bekommen. Ich will nicht alles vertheidigen, was ſie finden werden; denn es ſind nichts als ohngefähre Gedanken, die ich aufſchreibe. Ich erwarte das Urtheil meiner Leſer: wenigſtens muß ihnen das angenehm ſeyn, daß ſie aufhören können zu leſen, wenn ſie wollen, und daß in dieſem Stück nicht die geringſte Verbindung iſt. Hier iſt alles getreulich nachgedruckt worden, was man in meiner Schreibtafel fand.

Es

✿ ✿ ✿

Es ist kein besser Mittel sich in dem Orte seines Aufenthalts verhaßt zu machen, als eine gewisse Tugend oder Eigenschaft an sich haben, die daselbst nicht Mode ist; man wird gewiß wenigstens dadurch lächerlich. Als ich in Portugall war, wurde ich anfangs überall gut aufgenommen, weil ich viele Empfehlungsschreiben hatte. Ich sah einige andre Fremde; sie lebten in allen Lastern, kein Mensch redete wider sie. Endlich ließ ich es mir einmal einfallen, einigen Leuten die Härtigkeit, die sie gegen ihre Sklaven brauchten, zu verweisen. Ich stellte ihnen vor, daß sie wenigstens Menschen wären, und daß es unverantwortlich sey ihnen grausam oder allzu herrisch zu begegnen. Ich hatte selbst einige Sklaven, die ich aber nicht sklavisch hielt. Ich dachte daran, daß ich ihnen Pflichten schuldig war, die weder die Ungleichheit der Religion, noch die Macht, die mir das Glück über sie gegeben hatte, tilgen konnte. Dieses zog mir aber Feinde zu, man hielt mich für einen Ketzer, einige Geistliche schmälten sogar auf der Kanzel über meine Neuerungen, und wenn ich nicht mit verändertem Namen entflohen wäre, so hätte mich die Inquisition ergriffen. So gefährlich ist es eine aus der Mode gekommene Tugend zu predigen.

✿ ✿ ✿

Und warum predigen sie die Freundschaft? sagte Chloe, als sie von ohngefehr dieses zu lesen bekam.

✿ ✿ ✿

Wenn Dummheit, Geitz und Stolz die ſtille Tugend drückt,

Wird oft das gröſte Herz, der feinſte Geiſt erſtickt.

Es würde bald geſchreckt von Kummer und Beſchwerden

Selbſt ein Horaz zu nichts als einem Günther werden:

Auch der ſteigt oft empor, doch oft fällt er zurück,

Und meiſtens wird ſein Lied ſo niedrig als ſein Glück.

O Dichter! preißt nicht mehr der Groſſen ſtolze Sünden;

Sagt, wo lebt ein Auguſt, ich will Horazen finden.

Nicht Frankreich iſt allein der Dichter Vatterland;

Auch deutſche Herzen ſind vom edlen Feur entbrannt:

Doch unterdrückt vom Joch der mühſamen Geſchäfte

Verlieren ſie mit Schmerz der Seelen beſte Kräfte.

O Miltons Vaterland, o freyes Albion,

In dir fand lebend noch ein Dichter ſeinen Lohn.

In andern Gegenden muß er vergeſſen ſchweigen,

Sein Ruhm muß nach dem Tod erſt aus der Aſche ſteigen.

Jeder

✿ ✿ ✿

Jeder Mensch in der Welt ist seines Glückes werth. Was? Werden die Moralisten sagen, Pseudolus ist seines Glückes werth? Er, der keines Menschen Freund ist, der Lasterhafteste der Sterblichen, soll werth seyn in dem Uberflusse und in der Gewalt zu leben, die er itzt besitzt. Ja, Thoren, Pseudolus ist werth, diese Güter zu besitzen. Ihr haltet sie für sein Glück, und sie sind seine Pein: Durch sie hat ihn der Himmel gestraft. Bald quälen ihn Krankheiten, bald Sorgen, die noch schlimmer als Krankheiten sind. Dieses haben ihm seine Güter zugezogen. Pseudolus ist seines Glückes werth.

✿ ✿ ✿

Ich habe in den Morgenländern eine besondere Geschichte von einem Dervis gehöret, der für einen grossen Weisen gehalten wurde, und in einer Höle lebte, die nicht weit von Bagdad gelegen war. Er fand in seiner Höle einen Schatz, und ließ überall bekannt machen, er wollte ihn demjenigen geben, der ihn am meisten verdiente. Bald wurde seine Höle von dem ganzen Volk umgeben. Der eine glaubte für den Würdigsten gehalten zu werden, weil er Lobgesänge auf den Dervis gemacht hatte. Der andre verlangte den Schatz aus dem Grunde, weil er von den alten Califen

von Bagdad sein Geschlecht herführen konnte. Der dritte hielt sich für den würdigsten, weil er auf alle andere schimpfte, und vorgab, er verlangte den Schatz blos um ihn unter die Armen auszutheilen, denen er gewis nichts würde gegeben haben, wenn er ihn von dem Dervis bekommen hätte. Die Allerthörichsten von ihnen brachten dem Dervis Geschenke, und glaubten also die würdigsten zu seyn, weil sie schon Reichthum genug besassen um den streitigen Schatz zu enbehren. Der Dervis wies sie alle ab: sie blieben aber meistens halsstarrig für der Thüre seiner Höle stehen. Von ohngefähr erhob sich ein Gewitter, das so stark war, daß das Volk entfloh. Ein Reisender wurde dadurch gezwungen seine Zuflucht für dem Regen in die Höle des Dervis zu suchen. Dieser sprach mit ihm, und erfuhr, daß er gar nichts von dem Schatze wußte, und daß ihn blos der Regen genöthiget hatte in die Höle zu tretten. Da holte der Dervis seinen Schatz, und übergab ihn dem Fremden. Das Volk murrete dawider. Niemand, sagte aber der Dervis, niemand ist zeitlicher Güter werth als der sie nicht suchet, der sich keine Mühe gibt sie zu erlangen.

✿ ✿ ✿

Ein Vorurtheil, das das Herz oder die Handlungen eines Menschen bessert, ist besser als die Erkäntniß einer Wahrheit, die fähig ist sie zu verschlimmern.

Der-

✿ ✿ ✿

Derjenige Theil des Lebens eines Helden oder grossen Mannes, den die Nachwelt nicht erfährt, ja den kein Schriftsteller beschreiben kan, ist allemal der, der seine wahre Grösse oder seine Niedrigkeit ausmacht. Die stillesten Handlungen des menschlichen Lebens sind die wichtigsten. Wenn wir auch die Lebensbeschreibungen der Helden lesen, wie können wir von dem Werth einer That urtheilen, deren Quelle wir nicht kennen? Nicht der äusserliche Schein der Handlungen, die Absicht macht sie edel oder tadelhaft.

✿ ✿ ✿

Diejenigen, die zu sehr auf Satyrische Schriften schmälen, geben zu erkennen, daß sie die Satyre fürchten, und daß sie vielleicht Ursache dazu haben.

✿ ✿ ✿

Die gute Einbildung die jeder Mensch von sich selbst hat, ist fast das stärkste Band der menschlichen Gesellschaft. Und die Begierde Fehler an unsern Nebenmenschen zu finden, trägt so tadelhaft sie ist, so viel zu unserer Ruhe bey, daß ich sie unmöglich ganz verwerfen kan. Lucinde ist vielleicht etwas schöner als ich denkt Mademoiselle Eulenpuz. Sie tröstet sich, und denkt wieder: aber ich bin artiger als Lucinde und habe

mehr Verstand. Sie irret sich, aber man muß sie in ihrem Irrthum lassen: sie würde sonst Lucinden feind werden. Des Charinus Gedichte sind, wie die Leute sagen, besser als die meinigen: ich glaube es nicht, aber sonst glaubet es fast jedermann. Es ist mein Trost, daß meine besser gedruckt und mit schönen Kupfern versehen sind: sie werden desto eher auf die Nachwelt kommen. Man würde unbarmherzig handeln, wenn man über den armen Bav böse werden wollte, weil er diesen Vorzug vor dem Charinus zu haben glaubt. Amint hat mehr Liebe bey dem gemeinen Volk als ich, denkt Herr Rechtlinks. Er soll ehrlicher und tugendhafter seyn als ich; und es ist vielleicht wahr, daß er einige gute Eigenschaften hat, die ich nicht habe: allein ich habe viel mehr Verstand und Geschicklichkeit als er. Damis mag Verstand haben, denkt Herr Sackspiegel, seine Haare sind aber nicht so schön aufgerollt als die meinigen. Die Verfasser des Freunds mögen manchmal artige Sachen schreiben, aber ich biete ihnen Trotz eine Weste so gut zuzuschneiden als ich: sagte neulich Meister Krebsscheere, als er ein Stück von unserm Wochenblatt zu sehen bekam.

✿ ✿ ✿

Ein jedes Alter folgt der Macht gewisser Triebe:

Den Jüngling reizt die Liebe;

Die

Die Ruhmbegier erhitzt des Mannes Herz;
Das Alter treibt aus dem betrübten Buſen
Die Freude mit den Muſen,
Und ſtrenger Ernſt beſiegt den heitern Scherz.
Die leichten Jahre fliehn, und wir entfliehn mit ihnen:
Weil wir der Thorheit dienen,
Ereilet uns das Alter zu geſchwind.
Wir lernen durch den Lauf von durchgeträumten Jahren
Oft daß wir thöricht waren;
Und nie daß wir es ſind.

❁ ❁ ❁

Herr Vielgeſchrey kan nicht aus dem Hauſe kommen, er kan keinen guten Freund beſuchen, er kan kein neues Buch leſen: er hat nicht Zeit dazu, ſeine Geſchäfte halten ihn von allem ab. Herr Munterſinn hat eben dieſe Geſchäfte und man ſollte glauben, er hätte gar nichts zu thun. Er iſt in allen Geſellſchaften, er lieſt alle neue Schriften, er hat zu allem Zeit. Woher kommt es? Der eine genüſſet alle Augenblicke ſeines Lebens; der andere keinen einzigen. Ein Mann, der mit Ordnung und Geſchmack arbeitet, kan zu allem Zeit finden.

✿ ✿ ✿

Im menschlichen Leben ist es kein Zeichen der Klugheit über Narren zu spotten, aber Narren ertragen zu können ist eines der allergrössesten.

✿ ✿ ✿

Ich lese allezeit in den Verwandlungen Ovids diejenigen Stellen mit Vergnügen, in denen die verschiedenen Gestalten erzählet werden, die Jupiter annahm um zu seinen Mädgen zu kommen. Ich halte diese Erfindung für sehr nachdenklich; das ist gewiß, daß die Liebe alle Menschen verwandelt. Cimon ist einfältig: er wird verliebt, und die Liebe macht ihn witzig: er wird zum Dichter und seine Verwandlung ist so seltsam als die Verwandlung Jupiters in einem Schwan. Ein verliebter Pachter kan sich in nichts verwandeln, aber der goldne Regen macht seine Schönen zu Danaen. Ein verständiger Mann muß in diesem Stücke dem fabelhaften Jupiter nachahmen, daß er, wenn ihn gleich die Liebe bisweilen verwandelt, bald wieder zu sich selbst kömmt, so wie Jupiter, wann er aufgehört hatte ein Stier zu seyn, wieder ernsthaft hinauf stieg um in den Rath der Götter zu gehen, das Schicksal der Sterblichen anzuordnen und mit strenger Mine ihrem eitlen Sorgen und Bemühungen zuzusehen.

✿ ✿ ✿

Als ich vor einigen Monaten zum Fenster hinaus sahe,

ſahe, fiel mir meine Schlafmüze vom Kopfe; den andern Tag wußte es die ganze Stadt, und lachte mich darüber aus, daß mir meine Schlafmüze vom Kopf gefallen war. Anfangs gefiel es mir; ich dachte; wenn man ſo ſehr auf meine kleinſten Handlungen Acht gibt, daß man ſie überall erfähret, wie wird man nicht erſt von mir reden, wenn ich etwas merkwürdiges thue. Ein paar Tage darauf begieng ich eine Handlung, auf die ich vielleicht in der That ſtolz ſeyn könnte, wenn ich ſie nicht in der Abſicht gethan hätte, daß ſie bekannt werden ſollte. Nun, dachte ich, haſt du durch eine gute Handlung Ruhm erworben. Ich wünſche, daß es allen denen wie mir gehen möge, die aus ſtolzen Abſichten handeln. Kein Menſch ſagte etwas davon, und zu meinen größten Verdruß übergieng man es ganz mit Stillſchweigen, daß ich etwas Gutes gethan hatte: aber daß mir meine Schlafmütze vom Kopfe gefallen war, daran erinnerte man ſich fleißig. Das iſt der Lauf der Welt! das Volk ſiehet allezeit auf Kleinigkeiten, und vergißt das wichtigſte. Philemon iſt ein ehrlicher Mann, ein guter Hausvatter, ein Menſchenfreund; davon weiß man nichts, oder man bekümmert ſich wenigſtens nichts darum: aber das weiß man, Philemon hat einen natürlichen Abſcheu für den Mäuſen; ſeine übrige Eigenſchaften ſind unbekannt. Emire iſt ein liebenswürdiges Mädchen, ſie hat Verſtand und Sitten, davon ſchweigt man.

man. Emire goß sich neulich bey Tische von ohngefähr eine Schüssel mit Suppe auf das Kleid : davon redet die ganze Stadt.

Aus der vorigen Anmerkung könnte man den Schluß machen, ich wollte lehren, man sollte sich gar nichts darum bekümmern, was unsere Nebenmenschen von uns reden. Das sage ich nicht : es soll uns nicht gleichgültig seyn, was unsere Nebenmenschen von uns reden : was aber unsere Nebenthiere thun, was boshafte oder närrische Leute von uns sagen, muß uns würcklich gleichgültig seyn, wenn wir vernünftig denken und handen wollen.

Dieses war alles, was ich in meiner Schreibtafel fand. Gegenwärtiges eingeschickte Lied mag den übrigen Raum ausfüllen.

Oront.

Die Thoren zu verlachen,
Ist meine Pflicht :
Allein sie klüger machen,
Das kan ich nicht.

Ihr

✿ ✿ ✿

Ihr Mädchen euch zu sträuben,
Ist eure Pflicht.
Doch lange grausam bleiben,
Das könnt ihr nicht.

✿ ✿ ✿

Schreyn, wenn wir küssen wollen,
Ist eure Pflicht:
Doch daß wir weichen sollen,
Das wollt ihr nicht.

✿ ✿ ✿

Die Mütter anzuhören,
Ist eure Pflicht:
Thun was die Mütter lehren,
Das sollt ihr nicht.

✿ ✿ ✿

Der Freude mich ergeben,
Ist meine Pflicht:
Nach meinem Tod zu leben,
Verlang ich nicht.

Digitized by Google

✿ ✿ ✿

O Chloe dich besingen,
Ist meine Pflicht:
Mich Hallern nachzuschwingen,
Das wag ich nicht.

✿ ✿ ✿

Der Jugend Lust genüssen,
Ist meine Pflicht:
Dich sehn und doch nicht küssen,
Das kan ich nicht.

Briefe der Verfasser des Freunds an den Verleger.

Ich habe von einem Liede gehöret, das uns eingeschickt worden ist, und das Oront will eindrucken lassen. Ich weiß gar nicht, was er will: er ist bey allen seinen Jahren so leichtsinnig als ein junger Mensch von achtzehen Jahren seyn könnte. Wir haben uns einmal vorgesetzt, eine moralische Wochenschrift zu schreiben, und er läßt Verse hinein setzen, die besonders in der vierten Strophe wider alle Sittenlehre lauft. Lassen sie mit dem Druck immen halten, bis ich ihn spreche.

Damis.

Ich

Ich habe den Brief des Damis gelesen; er nimmt alles zu ernsthaft auf. Das Lied ist nur getändelt, und verdienet keine ernsthafte Critick. Man findet ja dergleichen Scherze in allen Wochenblättern. Es mag gedruckt werden oder nicht, es wird weder Nutzen noch Schaden stiften.

Arist.

Ich denke wie Arist. Sittenlehre in einem Gassen-Liede zu suchen, ist eben so seltsam als wenn man in einem Lehrgedichte Scherze und Tändeleyen suchen wolte. Lassen sie es immerhin drucken.

Alceſt.

Ich glaube der ungenannte Verfasser des Lieds wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir die Strophe, die Damis anstößig findet, weglassen: aber unsere Leser mögten es uns übel nehmen, wenn wir sie stehen liessen. Ich habe ohnedem schon gehöret, daß einige Leute sich über die Lieder in unserm Wochenblatt aufhalten. Unser Endzweck ist zu bessern, und diesen werden wir nicht erreichen, wenn wir soviel von der Liebe schreiben.

Cleanth.

Wir wollen auch unsere Leser bisweilen belustigen. Meines Erachtens könnte das Lied stehen bleiben: für das Aergerniß, das es geben könnte, will ich stehen. Man braucht es den Mädchen nicht erst zu sagen, daß sie den Lehren ihrer Mütter in einigen Puncten nicht

fol-

folgen ſollen: das thun ſie ohnehin, ohne es erſt aus Liedern zu lernen. Damis ſcheint mir ſchwermüthig geweſen zu ſeyn, wie er ſeine Kritick ſchrieb. Das Lied mag bleiben.

Pheron.

Ich habe mich über dieſen Streit aus dem Athem gelacht. Die Verfaſſer des Freunds fangen an unter ſich uneins zu werden, und das über ein eingeſchicktes Lied! Thun ſie mir den Gefallen und laſſen ſie das Lied mit allen den Briefen der Verfaſſer des Freunds drucken: die Leſer werden genug darüber lachen, und dieſer Streit wird dem Wochenblatt noch einigermaſſen zur Vertheidigung dienen. Ich habe ſchon gehöret, daß die Frau Altklug und die Frau Hausſorge ihren Töchtern verbothen haben den Freund zu leſen, weil einige Lieder darinnen ſtehen. Wenn die Verfaſſer des Freunds böſe werden ſollten, daß ſie ihren geheimen Briefwechſel haben drucken laſſen: ſo will ich es ſchon verantworten.

L. Laura.

Dieſe Blätter werden wöchentlich in der Poſchiſchen Hofbuchhandlung in Anſpach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Drei und dreiſſigſtes Stück.

Omnibus in terris, quæ ſunt a Gadibus vsque
Auroram et Gangem, pauci dignoſcere poſſunt
Vera bona atque illis multum diuerſa, remota
Erroris nebula. Quid enim ratione timemus
Aut cupimus?

Juuenal.

Der Anblick eines Unglücklichen verurſachet mir allemal die empfindlichſte Rührung. Vor kurzen aber hat mich ein trauriger Zufall, der in meiner Nachbarſchaft geſchahe, weit mehr als gewöhnlich gerühret, weil ich wußte daß das Leben des unglücklichen Mannes, dem er begegnete, faſt ohne Abwechſelung eine Reihe betrübter Begebenheiten geweſen war. Dieſe Betrachtung verſenkte mich in

ein schwermüthiges Nachsinnen, und ich kam nur aus demselben zurück um den Gedanken zu behalten, daß die Vorsehung wirklich einigen Menschen lauter herrschende Freuden und andern einen beständigen Kummer zu ihrem Theil bestimmt haben müsse. Ich war von diesem Gedanken so erfüllt, daß ich ihn nicht auf einen Augenblick verbannen konnte. Vergebens stellte ich mir vor, daß eine so ungleiche Austheilung der Schicksale zugleich wider die Gerechtigkeit und wider die Menschenliebe des Schöpfers streiten würde. Mein Gedanke erhielt sich dennoch, und die Erfahrung kam ihm noch zu Hülfe, da sie mich an verschiedene Menschen erinnerte, denen beynahe kein einziger Wunsch unerfüllt geblieben war, und an noch mehr andere, die immer mit ihrem Unglücke zu kämpfen gehabt hatten. Endlich fieng ich an das Wesentliche dieser Freuden und dieses Kummers zu untersuchen, und in dieser Untersuchung fand ich genug, um meinen Gedanken zu widerlegen. Ich überlegte, wie wenige unter den menschlichen Freuden die Probe halten, wenn sie nach der Vernunft und nach den Pflichten beurtheilet werden; und daß auf der andern Seite die meisten Klagen der Menschen ungerecht und thöricht sind. Ich fand, daß sich viele Menschen über nichtswürdige Kleinigkeiten, oder wohl gar über Dinge erfreuen, die sie viel eher beseufzen sollten; und daß andere alsdenn sich für unglücklich halten, wenn die Vorsicht am meisten gütig gegen sie gewesen ist. Zugleich erinnerte ich mich an eine Geschichte, die ich einmal gelesen hatte, durch welche meine Untersuchung verstärkt wurde. Weil diese Geschichte blos diejenigen

Wahr-

Wahrheiten zum Grunde hat, durch welche meine Schwermuth geheilet wurde, ſo will ich ſie itzt meinen Leſern mittheilen.

Amintas Reiſen.

Amintas Jugend war unter vielen Unglücksfällen verfloſſen. Sein Schickſal änderte ſich, und ſo bald er ſich in beſſern Umſtänden befand, gieng er auf Reiſen, um ſeine Neigung zu befriedigen, die ihn antrieb, die Verſchiedenheit der menſchlichen Charakter kennen zu lernen. Sein größtes Augenmerk beſchloß er auf das Glück und Unglück der Menſchen zu richten.

In der erſten Stadt, die er beſuchte, hörte er gleich bey ſeiner Ankunft eine Muſik in einem Hauſe, das mit demjenigen benachbart war, in welches er ſich begeben hatte. Er fragte nach dem Beſitzer dieſes Hauſes, und hörte, daß derſelbe ein ſehr glücklicher Mann wäre, der in ſtetem Vergnügen lebte. Amintas ſuchte ſeine Bekanntſchaft, und erhielt ſie. Er fand ſeine Lebensart wirklich ſo, wie ſie ihm war beſchrieben worden. Alle Tage neue Luſtbarkeiten und neue Freuden. Was dieſen Vergnügungen den größten Geſchmack gab, war die beſtändige Lebhaftigkeit, womit der Herr des Hauſes ſeine Gäſte unterhielt. Er rühmte ſich ſelbſt ſehr oft, daß keine Sorgen die Freuden ſeines Lebens ſtörten. Amintas befand ſich in der That in Verwunderung, einen ſo ungewöhnlich frölichen Menſchen angetroffen zu haben. Er gieng ihm genauer nach, und erforſchte in geheim ſeine beſondern Umſtände. Er erfuhr endlich,

daß dieser Mann von seinen Eltern ein grosses Vermögen geerbt hatte, daß aber seine Ausgaben alles, was er einzunehmen hatte, weit überstiegen, und daß er nichts als ein sorgloser Verschwender war, der durch seine Ausschweifungen seine zahlreiche Familie in kurzer Zeit unglücklich machen mußte.

Nun sahe Amintas, daß dieser fröliche und beneidete Mann nichts als ein Unbesonnener war, und daß seine Freuden Schattenbilder waren, die sehr traurige Folgen verdeckten. Er verließ ihn darauf, weil er die Neigung eines Thoren, sich und die seinigen unglücklich zu machen, nicht durch seine Gegenwart unterhalten wollte.

Bey diesem Mann hatte Amintas oft einen andern angetroffen, dessen Gesicht beständig mit Zügen der Traurigkeit bedeckt war. Amintas besuchte ihn, und fand ihn zu Hause so niedergeschlagen als in Gesellschaften. Er bezeugte ihm seine Verwunderung darüber, daß ein Mann von ernsthafter und schwermüthiger Denkungsart an den ausschweifenden Lustbarkeiten jenes Frölichen Antheil nehmen könnte. Der Traurige antwortete, daß Amintas Verwunderung nicht unbillig sey, aber daß er jenen blos in der Absicht besuche, um ihm als einem alten Freunde wegen seiner Ausschweifungen Verweise zu geben. In der Folge des Gespräches erwarb sich Amintas das Vertrauen dieses Mannes so sehr, daß derselbe sein Bitten, ihm die Ursache seiner Traurigkeit zu erzählen, erfüllte.

" Ich darf wohl traurig seyn, fieng er an, und aller Kummer, der auf meinem Gesichte erscheinet, ist

zu

zu wenig, die Schmerzen meiner Sele recht kenntbar zu machen. Mein Unglück hat ſeinen Urſprung in den Vorurtheilen meines Vaters gehabt. Ich ſuchte Kriegsdienſte. Er aber glaubte, daß die Schwäche meiner Geſundheit und meine Gemüthsbeſchaffenheit, die ſehr zärtlich und empfindlich iſt, mit dieſer Lebensart nicht glücklich vereiniget werden könnten. Darauf wollte ich mich um eine Hofbedienung bemühen. Mein Vater war auch damit unzufrieden, und ſagte, ich würde bey allen Aemtern unglücklich ſeyn, bey denen die Gemüthsbewegungen geheim gehalten werden müſſen. Genug, er zwang mich, eine ſtillere Lebensart, wie er ſagte, zu wählen. Ich that es mit Widerwillen, wie ſie leicht denken können, aber ich konnte es nicht ändern. Kaum hatte ich meiner neuen Lebensart zu Folge ein kleines Amt bekommen, ſo erfuhr ich, daß einer von meinen alten Schulfreunden bey dem Heere in Dienſte gekommen war. Dieſer Menſch hatte kaum halb ſo viele Fähigkeiten, als ich; gleichwohl mußte ich es anſehen, daß er anfieng unter den Officieren eine ganz artige Figur zu machen, und ich mußte in dem Staube eines bürgerlichen Amts kriechen. Ich ſuchte mich durch eine Heirath mit einer Perſon von Stande in die Höhe zu ſchwingen, welche zwar kein Vermögen aber mächtige Anverwandte hatte. Abermals vernichtete mein Vater meine Hofnung. Er machte hundert Einwendungen wider die Gemüthsart dieſer Perſon, und behauptete, ich würde mir, wenn ich ſie heirathete, für mein Geld ein beſtändiges Unglück kauffen. Es iſt wahr, ſie war herrſchſüchtig und zänkiſch, aber ich hätte ſchon mit ihr

zu Rechte kommen wollen. Inzwischen, da mein Vater seine Einwilligung zu geben verzog, kam mir ein anderer zuvor, und heirathete sie. „ “ Konnten sie denn, fiel ihm Amintas in die Rede, eine Person von diesem Charakter wirklich lieben? „ “ Nein, antwortete er, ich wollte nur durch ihre Heirath den Beystand ihrer Familie erlangen. „ “ Und wie hat sie denn mit ihrem Manne gelebt? „ fragte Amintas. “ Sie hat nun den Dritten, erwiederte der Traurige, nachdem sie von den zween ersten ist geschieden worden „ Er fuhr fort. Mein Vater starb endlich, und hinterließ mir ein ansehnliches Vermögen, welches mir gute Hofnung gab, daß ich meine Wünsche würde erreichen können. Aber man nahm meine Geschenke an, und legte mir dabey von allen Seiten Hindernisse in den Weg, und ich hatte fast alle Jahre den Verdruß, einen von meinen Bekannten nach den andern weit höher steigen zu sehen, als ich kommen konnte. Endlich erhielt ich die Bekanntschaft eines Mannes, der bey Hofe ein grosses Ansehen hatte. Er schien mir gewogen zu seyn, und um ihn noch mehr zu gewinnen, vertraute ich ihm bey einem dringenden Zufalle den größten Theil meines Vermögens an. Aber nicht lange hernach starb er, und hinterließ so wenig Vermögen, daß ich für meine Foderung fast nichts bekam. Nun waren alle meine Hofnungen unwiederbringlich verlohren. Denn mit meinem Reichthum hatte ich das einzige Mittel verlohren, mich bey einer so gewinnsüchtigen Welt, als die heutige ist, empor zu schwingen. Ich mußte mich mit den Einkünften meines Amtes begnügen. Sie sind zwar hinrei-

hinreichend mich und meine Familie bey unſerm itzigen Stande zu erhalten; aber was helfen mir Einkünfte ohne Rang? Ich bin nunmehr alt, und kan keine wichtigen Ehrenſtellen mehr für mich hoffen. Mein Sohn, von dem ich mir viel verſprochen hatte, hat ſich zu meinem Verdruſſe ſo weit erniedriget, ein Landgeiſtlicher zu werden, ohngeachtet ich ausdrücklich verlanget hatte, daß er Kriegsdienſte ſuchen ſollte. Meine Tochter hat die Thorheit begangen, den Liebesanträgen eines jungen Kaufmanns Gehör zu geben, und ich bin von meinen Anverwandten faſt mit Gewalt ſo weit gebracht worden, daß ich in die Heirath habe einwilligen müſſen. Ich geſtehe es, ich erſtaune über die Niederträchtigkeit ihres Herzens, daß ſie dieſen Mann, der ſo weit unter ihrem Stande iſt, wirklich lieben, und behaupten kan, durch ihn glücklich geworden zu ſeyn. So unglücklich iſt mein Schickſal, daß ich alle meine Hofnungen habe vereitelt ſehen müſſen, und daß meine Kinder in ihren Neigungen mir ſo unähnlich ſind! „

Amintas ward beſtürzt, bey einem Mann, deſſen Anblick viel Vernunft verſprochen hatte, eine ſolche Raſerey von Ehrſucht anzutreffen. Er konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß in ſeiner ganzen Geſchichte kein wahres Unglück gefunden werden könnte, wenn man nicht ſeine unbeſchränkte Begierde nach Hoheit dafür halten wollte; und daß er vielmehr Urſache hätte, der Vorſehung zu danken, daß ſie ihn nicht durch die Erfüllung ſeiner übereilten Wünſche in ein wahres Unglück geſtürzt hätte. Der Traurige antwortete mit einem höchſtempfindlichen Blicke, daß Amintas noch viel

zu wenig Erfahrung hätte, um Glück und Unglück richtig zu beurtheilen, und Amintas verließ ihn.

Er reiste weiter. Ein Zufall nöthigte ihn an einem Abend in einem kleinen Dorfe zu übernachten. In dem Wirthshause traf er ein wohlgekleidetes und noch besser gebildetes Frauenzimmer an, die ohne alle Gesellschaft war. Amintas stutzte, eine Person von solchem Ansehen ohne Begleitung in einem elenden Dorfwirthshause zu sehen. Er bemerkte eine grosse Unruhe in ihren Blicken; endlich überwältigte sie ihr geheimer Schmerz, und sie fieng an zu weinen. Amintas gieng zu ihr, und nachdem er seine Verwunderung bezeugt hatte, eine so liebenswürdige Person in so verlassenen Umständen, wie es schiene, zu finden, bot er ihr seine Dienste an. Die schöne Unbekannte begnügte sich ziemlich lange blos in allgemeinen Ausdrücken ihr Unglück zu beklagen. Endlich aber ward sie durch Amintas redliche Mine und durch sein anhaltendes Bitten, sich ihm zu vertrauen, gewonnen. Sie sagte, daß sie die Tochter eines vornehmen Mannes in der Nachbarschaft sey. Ein junger Mensch von ihrem Stande hätte sie geliebt, und sey von ihr gleichfalls geliebt worden. Ihr Vater aber hätte sie ihm versagt, weil ihm die Aufführung des Jünglings tadelhaft geschienen hätte. Es sey ein anderer Liebhaber gekommen, ein Mensch, dem sie in der That viele persönliche Vorzüge nicht absprechen könnte; es sey ihr aber schlechterdings unmöglich gewesen, denselben zu lieben, weil sie ihr Herz schon an den vorigen verschenkt gehabt. Zum Unglück hätte der neue Liebhaber die Gunst ihres Vaters erhalten, und sie sey oft gedrängt

drängt worden, ſich ihm zu ergeben. Ihr Unglück vollkommen zu machen, ſey ihr Geliebter in fremde Kriegsdienſte gegangen, und hätte ſie ohne einmal Abſchied zu nehmen verlaſſen. Sie ſelbſt ſey aus ihres Vaters Hauſe heimlich entwichen, um ſich von den Verfolgungen des verhaßten Anbeters zu befreyen. Amintas erſtaunte, als die Schöne bey dem Beſchluſſe ihrer Erzählung ihren Namen nannte; er kannte ihren Vater, und wußte, daß er ein hochachtungswürdiger Mann war. Er fragte ſie, wohin ſie itzt gedächte? " zu meinem Treuloſen will ich, antwortete ſie hitzig, um entweder ſein Herz zu rühren, oder ihn mit verdienten Vorwürfen zu überhäuffen, und alsdenn das traurige Ende meines Schickſals zu erwarten. Amintas verſuchte es, die erſte Gewalt ihres Affekts durch Tröſtungen zu beſänftigen. Nachdem ihm dieſes gelungen war, machte er ihr wegen ihres übereilten Schrittes Vorſtellungen, und endlich redete er ihr zu, wieder zu ihrem Vater zurück zu kehren. Er ſtellte ihr vor, daß ein Ungetreuer, der ſeine Geliebte auf eine ſo niederträchtige Art hätte verlaſſen können, es nicht verdiente, daß ſich ein liebenswürdiges Frauenzimmer ſeinetwegen den Gefahren einer ſo einſamen Reiſe ausſetzte. Er übernahm zuletzt, bey ihrem Vater, deſſen Herz er kannte, ihre Sache gut zu machen, wenn ſie ihm erlauben wollte, ſie zu begleiten. Die Schöne ergab ſich endlich, nachdem er ihr verſprochen hatte, ihren Vater zu bewegen, daß ſie nicht mehr durch die Gegenwart des verhaßten Liebhabers gequält werden ſollte. Sie reiſten am folgenden Morgen zu dem Vater der Schönen zurück. Der gute

Mann war über den Verlust seiner Tochter halb verzweifelt. Er schloß sie unter zärtlichen Verweisen in seine Arme, und umarmte den Amintas als seinen Schutzengel. Amintas erzählte ihm, so bald sie allein waren, auf welche Art er sie gefunden, und was er ihr zugesagt hatte. Der alte Mann antwortete, seine Gedanken wären allemal von Zwangsmitteln weit entfernt gewesen. Er hätte es aber ohnmöglich zugeben können, daß sie einen Menschen heirathete, dessen Charakter lasterhaft und heuchlerisch sey. Was den zweiten Liebhaber beträfe, sey er überzeugt, daß sein Kind durch denselben glücklich werden könnte, wenn sie nur das Vorurtheil ablegen würde, aus welchem ihre Abneigung entstanden sey; und in dieser Absicht hätte er denselben oft zu ihr gebracht, damit sie Gelegenheit haben mögte, seine guten Eigenschaften einzusehen. Der gute Mann besuchte denselben am folgenden Tage, und Amintas begleitete ihn. Er fand den Liebhaber in der That als einen verdienstvollen Menschen. Weil er viele Gewalt über das Gemüth der Schönen hatte, so überredete er sie endlich, demselben noch einen Besuch zu erlauben, und Amintas selbst war dabey gegenwärtig. Er gab dem Gespräche eine solche Wendung, daß die Schöne Ursache bekam, von ihrem vermeinten Verfolger bessere Gedanken zu fassen. Die Untreue des vorigen Liebhabers wirkte endlich in ihrem Herzen eine Verachtung gegen denselben, und unvermerkt veränderte sich ihre Achtung gegen den itzigen in Zuneigung. Amintas war kaum vierzehen Tage an dem Orte gewesen, als sie sich entschloß, diesem Manne ihre Hand zu geben, und Amintas hatte das Vergnügen von ihr selbst zu hören, daß ihr voriges

Un-

Unglück eine bloſſe Wirkung ihrer Einbildungskraft gewesen ſey, und daß ſie ihm dankte, daß er ſie aus ihrem Irrthum gebracht hatte. Nach der Zeit hat er dieſes Paar oft beſucht, und bey jedem Beſuche glücklicher gefunden.

In einer andern Stadt wurde Amintas mit einem Staatsmann bekannt der die völlige Gunſt ſeines Fürſten beſaß, und einen groſſen Stat führte. Amintas ward biß zu der Vertraulichkeit mit ihm bekannt, und wagte es einmal, da er allein mit ihm redete, ihn wegen ſeines auſſerordentlich mühſamen Amtes zu beklagen. " Sie irren ſich, gab der Statsmann zur Antwort. Ich halte mich für glücklich, und alle die Mühe, wovon Sie reden, trägt zu meinem Vergnügen bey. Was kan einen Mann der erhaben denket, mehr reitzen, als wenn er ſieht, daß die Laſt eines ganzen Landes auf ihm ruhet? Es iſt wahr, dieſe Würde erfordert alle Sorgen, alle Kräfte meines Lebens. Aber konnte ich ein ſolches Glück wohlfeiler erkaufen? „ " Aber gnädiger Herr, fragte Amintas, haben ſie keine Neider, keine Feinde, die ihre Ruhe ſtören? „ " Ich halte den für einen ſchlechten Mann, antwortete der Groſſe, der keine Neider hat, und in meinen Augen verdient niemand den Namen eines groſſen Mannes, dem nicht wenigſtens die Hälfte eines Stats feind iſt. Mir gereicht alſo ſelbſt die Menge meiner Feinde zum Vergnügen, weil ſie ein Beweis von meinem Glücke iſt. Und was fehlt mir ſonſt zum Vergnügen? Iſt nicht mein Stat der prächtigſte am ganzen Hofe? Halte ich nicht die beſte Tafel? „ " Ja, ſagte Amintas, aber ſie ſelbſt genüſſen nichts davon. Wenn ihre Tafel

gleich

gleich noch so ausgesucht ist, so verschlüssen sie sich in ihr geheimes Zimmer, und überlassen andern Leuten, die sie dazu bestellen, die angenehme Sorge ihre Gäste zu bewirthen. Die Fremden bewundern den guten Geschmack und die Pracht ihrer Tafel, und bedauren heimlich den Mann, der sie so kostbar bewirthet hat. Noch mehr. Sie entziehen sich so gar das Vergnügen, welches das schönste unter allen ist; das Vergnügen oft bey ihrer Gemahlin und ihren Kindern zu seyn. „ “ Es ist wahr, sagte der Statsmann, ich kan nur selten an meiner Tafel erscheinen, und mit meinen Freunden umgehen, weil mir meine Geschäfte zu wenig Zeit übrig lassen. Inzwischen rühmen doch die Fremden in ihren Ländern die gute Aufnahme, die ihnen bey mir geschehen ist, und in diesem Ruhm suche ich mein Vergnügen. Mir schmeckt indessen eine schlechte Speise gut genug, die mich nicht an meinen Arbeiten verhindert. Und wenn ich die Lobeserhebungen durchlese, die mir alle Tage zugeschickt werden, so befinde ich mich in meiner Einsamkeit besser, als in allen Gesellschaften. Meine Familie mag sich damit begnügen, daß mein Name unsern spätesten Nachkommen noch Ehre machen wird.„ “Kan aber ihre Gesundheit so viele Geschäfte aushalten ? fragte Amintas noch einmal.„ “ Ich kan es ihnen nicht verbergen, antwortete der Statsmann, sie ist schon sehr entkräftet, und ich werde sie schwerlich wieder herstellen können, weil ich unmöglich in meinen Geschäften nachlassen kan. Ich ziehe ein Jahr, da man in Ansehen und Würden lebt, einem ganzen Jahrhunderte vor, welches im Staube durchlebt werden muß. Mit einem Worte, ich bin ein glücklicher Mann, und ein wenig

mehr

mehr Erfahrung wird auch ſie überzeugen, daß das wahre Glück nur auf dem Wege der Ehre gefunden wird.

Amintas konnte die Philoſophie ſeines Gönners nicht gut finden. Eitelkeit ſchien ihm der Grund davon zu ſeyn, und ſeinen Gönner hielte er für unglücklich, ſo glücklich auch derſelbe ſeinen eigenen Zuſtand preiſen mogte. An einem andern Ort kam er in die Bekanntſchaft eines Mannes von Stande, der aber von jedermann wegen ſeiner Nachläſſigkeit in Geſchäfften verachtet wurde. Amintas bemerkte, daß dieſer Mann beſtändig vergnügt war, und ſuchte ſeine Vertraulichkeit zu gewinnen. Er erhielt ſie leicht. An einem Tage, da ſie beide allein waren, ſagte ihm Amintas offenherzig, was die Stadt von ihm redete. Der Statsmann gab ihm lächelnd zur Antwort; „ ich weiß es alles. Aber ich bin völlig gleichgültig dabey. Ich betrachte mein Leben als einen Zeitraum der mir zum Vergnügen gegeben iſt. Mein Vergnügen beſtehet in der Befreyung von allen Geſchäften, und in angenehmen Geſellſchaften. Daß ich ein öffentliches Amt angenommen habe, iſt nur deswegen geſchehen, weil man doch einen gewiſſen Rang braucht, um zu den Vergnügungen der groſſen Welt zugelaſſen zu werden. Arbeiten aber ſind meine Sache nicht. “ Aber die Pflicht erfordert doch etwas von uns, „ ſagte Amintas. “ Die Pflicht? „ antwortete jener. Die Pflicht fordert alles was wir uns einbilden. Von mir fordert ſie nichts, als mich zu vergnügen; denn ich bin von allen andern Vorſtellungen frey. “ Aber das Beſte ihres Hauſes ſagte Amintas. Auch dieſes iſt eine Grille, erwiederte der Statsmann. Es ſteht meinen Kindern frey zu arbeiten, wenn ſie ihr Glück darinnen ſuchen wollen. Mein

Glück

Glück beſtehet darinn, nichts zu arbeiten, und der Welt kein anderes Andenken von mir zu hinterlaſſen, als daß ich ruhig und vergnügt gelebt habe. Wollten meine Kinder oder das gemeine Weſen Arbeiten von mir verlangen, ſo würde es ein ungerechtes Verlangen ſeyn. Ich würde gewiß unglücklich ſeyn, wenn ich nur an Geſchäffte denken müßte. So aber lebe ich vergnügt, weil ich mich mit dem Gegenwärtigen nicht beſchäfftige, und in Anſehung der Zukunft unbeſorgt lebe. „ Amintas fand die Grundſätze dieſes Mannes noch verwerflicher als die Grundſätze des Ehrgeitzigen. Er hielt ſie für nichts geringeres, als für eine gänzliche Entſagung aller Pflichten. Er reiſte weiter, und beſuchte in einer nachgelegenen Stadt einen von ſeinen alten Bekannten. Er fand denſelben ſehr mißvergnügt. Er befragte ihn um die Urſache ſeines Kummers. “ Ich bin durch meine Frau unglücklich, antwortete ſein Freund. Ich habe ſie aus Liebe geheirathet, ſie weiß es. Wie groß bildete ſich damals mein Glück in meiner Vorſtellung ab! Alles hat ſich verändert, und aus demjenigen, was ich für mein Glück hielte, iſt mein Unglück entſtanden. Meine Frau hat den Charakter nicht, den ich bey ihr vermuthete, und den ich in ihr liebte. Sie iſt mürriſch, ſie haſſet alle meine Vergnügungen; und wie ſehr muß ich befürchten, daß ſie mich ſelbſt haſſet. Ich erfuhr es bald nach unſerer Verbindung, daß ſie mit ihren Schickſal unzufrieden ſey, ohngeachtet ich nichts zu ihrer Aufmunterung unterließ, Geſellſchafften, Spiele und alle Reitzungen des Vergnügens, die eine groſſe Stadt verſchaffen kan, ſind verſucht worden. Sie iſt bey allen unempfindlich geblieben, und wie ich fürchte blos deswegen, weil ich dabey gegenwärtig war.

Wie

Wie elend iſt mein Leben, da ich mein ganzes Glück in ihrem Herzen geſucht habe, und itzt in demſelben nichts als Widerwillen gegen mich finde! „

„ Amintas bedaurete ſeinen Freund, und bat ſich von ihm die Erlaubnis aus die Geſinnungen ſeiner Frau zu erforſchen. Sein einnehmender Charakter gewann das Zutrauen der Dame in kurzer Zeit. Sie geſtund ihm aufrichtig was ihr an ihrem Gatten mißfiel. Sie ſagte, daß ſie in ihrer Ehe eine Reihe von ſtillen Freuden, und eine glückliche Einſamkeit geſucht hätte. Ihr Mann ſey aber bis zur Ausſchweifung in groſſe Geſellſchaften und in alle Eitelkeiten der groſſen Welt verliebt worden, und ſie hätte gar bald eingeſehen, daß ſie höchſtens nur den zweiten Platz in ſeinem Herzen beſäſſe. Sie geſtand endlich, daß es ihr unmöglich geweſen ſey, ihr Mißvergnügen gegen denjenigen genug zu verbergen der allein daſſelbe verurſachet hätte. „

Amintas erkannte bald, was der Einigkeit dieſes Paares zuwider war. Er ſagte dem Mann, daß er ſich in den Charakter ſeiner Gattin völlig irre, daß ſie alle diejenigen Ergötzlichkeiten verabſcheuete, die mit Geräuſche verbunden ſind, und viele Mitgenoſſen erfordern; und daß ihr Herz vielmehr die ſanften Vergnügungen der Einſamkeit ſuchte. Sein Freund erkannte die Richtigkeit ſeiner Entdeckung, und ſchämte ſich, die Neigungen der Perſon, die er liebte, und mit welcher er leben wolte, ſo wenig erkannt zu haben. Amintas ſagte ihm, daß dieſe Schamhaftigkeit zwar gerecht ſey, aber daß ſein Fehler Verzeihung verdiene, da ſchon oft vernünftige Perſonen bey ihren Handlungen etwas weſentliches unbemerkt gelaſſen hätten; er rieth ihm nur in Zukunft die Neigung ſeiner Frau ſorgfältiger zu Rath zu ziehen. Der Dame machte er eine gleiche Eröffnung. Seine Bemühungen waren glücklich genug, zwey Herzen wieder zu vereinigen, die durch einen bloſen Irrthum im Begriff geweſen waren, eine ewige Abneigung gegen einander zu faſſen. Sie geſtunden nachmals, daß ſie ſich nur deßwegen für unglücklich gehalten hätten, weil ſie einander nicht recht gekannt hatten, und ihr folgendes Leben ward durch Eintracht reitzend und glücklich.

In einer andern Stadt beſuchte Amintas einen alten Mann, der ein Freund ſeines Vaters geweſen war. Er erblickte in demſelben einen Greis, dem die Laſt der Jahre nur den Körper gebeuget hatte; der Geiſt war erhaben und munter geblieben. Amintas bezeugte ſeine Freude über eine ſo glückliche Gemüthsart. Ich bin in der That glücklich, ant-

antwortete der Alte, aber ich bin es noch nicht lange. In dem meisten Theil meines Lebens bin ich unglücklich gewesen, oder vielmehr, ich habe mich selbst unglücklich gemacht, weil ich mich dafür hielt. Mein Glück ist endlich bloß mit der Erkäntniß meiner Vorurtheile entstanden. In der Jugend hielt ich mich für den Unglücklichsten unter allen Menschen. Ich hatte grosse Hofnung zu einer ansehnlichen Bedienung zu kommen. Meine Hofnung wurde durch die Argliſt eines heimlichen Feindes vernichtet. Dieſes war nicht genug. Ich liebte ein sehr artiges Frauenzimmer; ich liebte ſie bis zur Anbetung. Sie ſchien meinen Wünſchen geneigt. Aber wie ich die gehoffte Bedienung nicht bekam, verließ ſie mich, und wählte unter meinen Nebenbuhlern denjenigen, der mir am meiſten verhaßt war. Mein Schmerz über dieſen gedoppelten Verluſt war unbeſchreiblich. Ich ſuchte nachmals mein Glück noch auf verſchiedenen Wegen, und fand allemal unüberſteigliche Hinderniſſe. Endlich nahm ich die mittelmäßige Stelle an, die ich noch beſitze, und ich habe gefunden, daß ſie für mich genug war. Das Geheimniß meines Schickſals entwickelte ſich nach und nach. Der Prinz, bey welchem ich jenesmal die Bedienung bekommen ſolte, die mir durch die Bosheit eines andern geraubet wurde, ſtarb noch in ſeiner Jugend, und alle ſeine Leute wurden abgedanckt, weil das Land in die Hände eines fremden Beſitzers kam. Die Schöne, die ich verlohren hatte, und über deren Verluſt ich faſt von Sinnen gekommen war, zeigte in ihrem Eheſtand ein ſo böſes Herz, daß ich ohngeachtet alles Haſſes, den ich gegen ihren Mann geheat hatte, ihn bedauren, und mich zugleich wegen meiner Freyheit glücklich ſchätzen mußte. In vielen andern Fällen, wo ich mir ein vermeintes Glück vergeblich gewünſcht hatte, bin ich durch die Zeit überführet worden, daß es mein Unglück geweſen ſeyn würde, wenn mir die Vorſehung meine Wünſche allemal hätte erfüllen wollen. Ich habe noch zuletzt eine Gattin bekommen, die mir alles, was ich jemals verlohren hatte, durch ihr vortrefliches Herz reichlich erſetzt. Ich bin glücklich, weil ich mich über nichts erfreue, als was ich für freywillige Geſchencke der Vorſehung erkenne. Ich bin überzeugt, daß andere Menſchen eine gleiche Erfahrung mit mir haben, und daß ſich faſt niemand lange Zeit über den Verluſt eines ſo genannten Glücks beklagen wird, wenn er auf die Folgen aufmerckſam iſt, die daſſelbe bey andern hat. Amintas billigte die Gedancken dieſes Mannes vollkommen. Er reiſte noch einige Zeit, und ſahe nur in veränderten Perſonen faſt alle vorige Auftritte wiederholt. Er ſahe Thoren, die in der Ausübung ihrer Laſter ihre Freude ſuchten, und andere, die ſich unglücklich nennten, weil ſie die ihrigen nicht unumſchränkt ausüben konnten. Er ſahe andere, die ihr Unglück beſeufzeten, weil ihnen Glücksgüter verſagt waren, von denen ſie nach ihren Fähigkeiten keinen rechten Gebrauch hätten machen können. Er ſahe andere, die nicht geſättiget zu ſeyn glaubten, weil ihre Nachbarn ſo viel zu eſſen hatten, als ſie ſelbſt. Er ſahe bejahrte Kinder, die ihr Glück in nichtswürdigen Kleinigkeiten ſuchten, und dabey alles vergaſſen, was ihnen in der That nöthig war. Er reiſte endlich zurück, nachdem er ſich völlig überzeugt hatte, daß ſowol die Freuden, als der Kummer der Menſchen meiſtens Einbildung und Vorurtheile zum Grund hat.

T. Damis.

Digitized by Google

Der Freund.

Vier und dreiſſigſtes Stück.

Der Thor, der allen Leuten glaubet,
Der Thor, der keinen Menſchen traut.

Hagedorn.

Meine Herren,

Ich kan mich unmöglich länger enthalten an Sie zu ſchreiben, um Ihnen meine Verwunderung zu erkennen zu geben. Wie! Sie können es über das Herz bringen, ſchon ſo lange von der Freundſchaft, von einem Unding zu ſchreiben, und ihre Leſer mit Träumen zu unterhalten. Zur Strafe ihrer Thorheit wünſchte ich ihnen mein Schickſal. Gewiß, ſie

würden lieber von der Feindschaft, als von der Freundschaft schreiben und mit mir gestehen, daß es unmöglich sey, einen wahren Freund anzutreffen. Ich wenigstens würde einen wahren Freund für eine wichtigere Entdeckung halten, als alle diejenigen, durch welche die Weltweisen aller Zeiten ihre Namen verewigt zu haben glauben. Erlauben Sie mir nur, daß ich Ihnen etwas von der Geschichte meines Lebens melde. Sie werden bald finden, daß meine Gedanken nicht so seltsam sind, als sie wohl scheinen mögten. Ich will sie itzt nicht in die ersten Tage meines Lebens zurück führen, wiewohl ich auch hier nützliche Anmerkungen über die Schulfreundschaft machen, und daraus beweisen könnte, wie natürlich und allgemein der Hang des menschlichen Herzens zum Betrug und zur Falschheit sey. Ich wurde von meinen Eltern auf dem Lande erzogen, und habe die erste Stadt gesehen, da ich sehr frühzeitig auf eine hohe Schule geschickt wurde. Hier wurde ich sogleich

von

von einem Schwarm alter Bekannten umgeben, die mich auf das freundſchaftlichſte empfiengen und in ihre Geſellſchaften einführten. Mein Glück ſchien mir vollkommen zu ſeyn, da ich ſo viele Freunde antraf, die mehr als brüderliche Zärtlichkeit für mich zu haben ſchienen. Aber endlich entdeckte ich zu meiner größten Beſtürzung und durch den empfindlichſten Verluſt in allen dieſen guten Freunden wilde Thiere, die auf Raub ausgegangen waren. Sie borgten mir das Geld ab womit mich meine Eltern reichlich verſorgten und da ich es wieder haben wollte, ſtund mir kein Weg dazu offen als durch Gewaltthätigkeiten, deren Namen mich ſchon ſchreckte. Ich mußte mir noch dazu eine Ehre daraus machen, ausgeplündert zu werden. Hatten ſie närriſche Streiche für, ſo wurde ich mit hineingezogen und ſie wußten ihre Rolle dabey ſo meiſterlich zu ſpielen, daß ich allezeit fremde Bosheiten büſſen mußte. Endlich kam es ſo weit mit mir, daß ich meinen ehrlichen Na-

men nicht in mein Vatterland zurück bringen konnte, ohne meine Eltern faſt an den Bettelſtab zu bringen. Sie ſtarben darüber für Verdruß und ich war genöthigt, mich um eine Bedienung zu bewerben. Es währte nicht lange, daß ich durch die Vorſorge eines vornehmen Mannes der ein beſonderer Freund meines Vatters geweſen war, die gewiſſe Hoffnung zu einer anſehnlichen Bedienung erhielt. Man verlangte nichts von mir, als daß ich die ganze Sache wie ein Geheimniß anſehen und gegen jedermann verſchweigen ſollte. Ich kam noch denſelben Tag in eine Geſellſchafft guter Freunde. Hier, dachte ich, hat das Gebot, das man mir auferlegt hat, eine Ausnahme. Ich erzählte meinen Freunden mein Glück und wie groß war nicht meine Freude über die Glückwünſche mit denen ſie mich überhäuften! Ich bat um Verſchwiegenheit, und ſie wurde mir auf das feyerlichſte verſprochen. Doch ſchon den folgenden Tag hörte ich zu meiner größten Beſtürtzung,

daß

daß einige aus dieser Gesellschaft sich alle Mühe gaben, die mir versprochene Bedienung an sich zu reissen und daß mein Gönner durch meine Unfürsichtigkeit mein Feind geworden war. Meine Hoffnung und mein Gönner waren verlohren. Unter der Hand ließ mich ein vornehmer Mann um ein Capital ansprechen und mir seine Gewogenheit anbieten. Ich nahm selbst Geld auf, um mir seine Gunst zu erkaufen und gewann dadurch weiter nichts als daß mir nunmehro der Zutritt zu ihm gänzlich verschlossen wurde. Wäre mir nicht ein gewisser Zufall günstig gewesen, so wäre ich noch immer ohne Bedienung. Diejenigen, deren Gewogenheit mich am meisten gekostet hatte und die im Versprechen die feyerlichsten gegen mich gewesen waren, giengen verrätherisch mit mir um und widersetzten mich meinem Glück am heftigsten. Der Eigensinn eines mächtigen Mannes, der eine gewisse Bedienung einem Menschen nicht gönnte, dessen Fehler darinnen bestund, daß er keine Fehler hat-

te, war endlich der Grund meiner Beförderung. Da ich nun durch diesen Zufall ein ganz einträgliches Amt bekommen hatte, und mit Freyersgedanken umgieng, traf ich von ohngefehr in einer Gesellschaft ein Frauenzimmer an, deren Schönheit und Manieren mich gleich das erstemal bezauberten. Sie war nichts weniger als eine Spröde. Sie begegnete der ganzen Gesellschaft mit einer Vertraulichkeit, die mir von der Güte ihres Herzens einen grossen Begrif beybrachte. Sie wand sich hierauf ins besondere an mich, sagte mir die artigsten Sachen für und nahm mich so ein, daß ich gleich den andern Tag um sie anhielt und das Jawort ohne die geringste Schwierigkeit bekam. Das Herz blutet mir noch wenn ich daran denke, wie schändlich mich eine Person betrogen hat, die mein ganzes Herz besaß. Ich erfuhr allzuspät, daß meine Geliebte das freyeste Leben von der Welt geführt und mich blos deswegen geheirathet hatte, um ihre Lebensart mit grösserer Sicherheit

und

und Bequemlichkeit fortzusetzen. Zum Glück starb sie bald. Itzt lebe ich in trauriger Einsamkeit; ich fliehe, so viel es mir möglich ist, alle Gesellschaften, und habe den festen Fürsatz, ins künftige keinem Menschen mehr zu trauen. Sie sind alle Betrüger. Sie haben allzuviel Eigenliebe, um jemanden ausser sich wahrhaftig zu lieben. Sie hintergehen uns, entweder ihrem Witze Ehre zu machen oder durch fremdes Vermögen sich zu bereichern. Itzt kan ich unmöglich mehr von wahrer Freundschaft reden hören, ohne in ein Hohngelächter auszubrechen. Ihnen verzeihe ich noch, meine Herren! Wie ich glaube, haben Sie noch wenig Erfahrung. Doch habe ich es für eine Pflicht gehalten, Sie bey Zeiten aus einem Irrthum herauszureissen, dessen traurige Folgen Ihnen und Ihren Lesern schädlich seyn können, wenn sie noch länger von der Freundschaft schreiben. Ich bin meine Herren ꝛc.

Ihr ꝛc.

Timaret.

Leichtgläubigkeit und Mißtrauen sind zween Abwege, denen wir mit gleich starker Fürsichtigkeit ausweichen müssen, wenn wir die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, die erhabenen Vergnügungen zärtlicher Freundschaft empfinden wollen. Der erste Fehler ist insgemein auch die Quelle des andern; beyde aber entspringen eigentlich aus einem unrichtigen Begrif von der moralischen Beschaffenheit des menschlichen Geschlechtes.

Der Leichtgläubige bildet sich die Menschen besser und vollkommener, der Mißtrauische boshafter und unartiger, als sie überhaupt sind. Der Leichtgläubige ist in steter Gefahr, und der Mißtrauische lebt in beständiger Furcht betrogen zu werden. Beyde sind unglücklich. Jenen beraubt Unbedachtsamkeit, und diesen eine übel verstandne Fürsichtigkeit der wichtigsten Vortheile des gesellschaftlichen Lebens.

Die Leichtgläubigkeit ist eine ordentliche Folge einer unfürsichtigen Erziehung. Alles Unglück der Leichtgläubigen entstehet daher, daß man bey ihrer Erziehung nicht daran gedacht hat, ihnen eine Kenntniß der Welt beyzubringen. Es sind gemeiniglich Leute, die unter der Aufsicht einfältiger und unerfahrner Lehrer in der Stille und ohne Umgang aufgewachsen und nie mit Schriften bekannt geworden sind, welche

welche dem Laſter die Larve abnehmen und das menſchliche Herz aufdecken. Werden ſie nachgehends ſich ſelbſt überlaſſen, ſo iſt ihnen die Welt ein ganz fremdes und unbekanntes Land. Die Schwüre der Kaufleute, die Freundſchaftsverſicherungen verſtellter Freunde, die abgeſchmackteſten Lobeserhebungen hungriger Schmeichler, all Verheiſſungen der Mächtigen, jeder Seufzer, jede verliebte Klage liſtiger Buhlerinnen, enthalten ihrer Meinung nach Wahrheiten, die über allen Zweifel erhaben ſind. Sie glauben alle Betrüger ſeyen in Gefängniſſe eingeſperret, und deßwegen halten ſie alle Leute, die noch frey herum gehen, für ehrlich. Wer nur den geringſten Schein der Vertraulichkeit gegen ſie annimmt, dem entdecken ſie alle ihre Geheimniſſe und geben ihm eben dadurch alle erwünſchte Blöſſen, deren er ſich zu ihrem Schaden bedienen kan.

Die Leichtgläubigkeit iſt ordentlicher Weiſe eine Mutter des Mißtrauens. Wenn ein Leichtgläubiger ſeine Unfürſichtigkeit oft und theuer genug bezahlet hat, ſo ſchiebt er endlich die Schuld ſeiner Thorheit auf die Bosheit des ganzen menſchlichen Geſchlechtes und macht den unrichtigen Schluß, es ſey gar keinem Menſchen mehr zu trauen. Er macht es, wie Herr Timaret, der an uns geſchrieben hat; er haſſet alle Geſellſchaften, er verbirgt ſich in einem finſtern Winkel, ſchimpft auf alle Menſchen und ſchildert die Welt als eine ungeheure

Wüste, die nur von grimmigen Thieren und unmenschlichen Räubern bewohnet wird.

Wahrhaftig wir sind recht unbillig gegen die Welt und unser Geschlecht. Glauben wir etwas gutes, etwas rühmliches gethan zu haben, gehet uns alles wohl und glücklich von statten, so hat die Einrichtung der Welt und der Beystand anderer Menschen nichts dabey gethan. Wir betrachten uns alsdann als Wesen die mit der Welt und andern Menschen in keiner andern Verbindung stehen, als daß sie unsern Verstand bewundern und unsern Verdiensten Gerechtigkeit sollen widerfahren lassen. Handlen wir thöricht und empfinden wir die natürlichen Strafen unserer Thorheiten, so muß allezeit die Welt und das ganze menschliche Geschlecht die Schuld unserer Thorheit tragen. Wir vergessen unserer selbst und verliehren uns in Ausrufungen, die die Welt und das ganze menschliche Geschlecht verunehren. Weil Herr Timaret den ersten Schritt in die Welt ohne die geringste Kenntniß derselben gethan, jeden Schein der Vertraulichkeit, jede ehrliche Mine für ein untrügliches Zeichen eines wahrhaftig freundschaftlichen Herzens angesehen, in der Wahl seiner Freunde nicht die geringste Fürsichtigkeit bewiesen, jedem eitlen Versprechen getrauet und sich ohne Bedacht den verführenden Reitzungen einer Buhlerin überlassen hat, so wird er itzt, statt sein eigener Ankläger zu seyn, ein Ankläger

der

der Welt und des ganzen menſchlichen Geſchlechtes. Er hält die Freundſchaft für ein Unding und alle Menſchen für Betrüger. Wäre er ein Dichter, ſo hätte er uns gewiß den ganzen Zug der Tugenden beſchrieben, wie ſie von dem verderbten Geſchlechte der Sterblichen Abſchied nehmen, und ſchon weit über unſern Planeten erhaben, nur noch einige verächtliche Blicke auf die Menſchen zurück werfen.

Das Mißtrauen iſt nicht von einer Art und entſpringt nicht aus einer einzigen Quelle. Diejenigen, deren Mißtrauen aus den Folgen einer unfürſichtigen Aufführung entſtehet, ſind noch am erſten zu entſchuldigen. Ihr Mißtrauen iſt nichts anders, als eine übel verſtandene und zu weit ausgedehnte Fürſichtigkeit. Der Menſch ſcheint dazu beſtimmt zu ſeyn, daß er zu erſt alle mögliche Irrwege betrette, um hernach den rechten Weg bloß deßwegen zu finden, weil er noch der einzige iſt, den er wählen kan. Wir würden entweder für ſolche Geſchöpfe als wir dermalen ſind, zu vollkommen, oder unſer Leben würde zu einförmig und mechaniſch ſeyn, wenn wir allezeit die Geſchicklichkeit beſäſſen, uns auf der Mittelſtraße zu erhalten. Wir verbeſſern ſo lange Fehler durch Fehler, Vorurtheile durch Vorurtheile, biß wir endlich mit Verwunderung gewahr werden, daß wir bishero nur kleinere Irrthümer mit gröſſern vertauſcht und des ebenen Pfades der Wahrheit und der

Pflicht verfehlt haben. Der Leichtgläubige beurtheilet anfangs alle Menschen nach seinem Herzen. Er hat weder Geschicklichkeit noch Neigung sich zu verstellen und boshafte und arglistige Streiche zu unternehmen. Er denkt, alle Menschen seyen ihm ähnlich und die Welt ist in seinen Augen ein Wohnplatz der Treue und Ehrlichkeit. Arglistige Betrüger, verstellte Freunde, falsche Gönner mißbrauchen seine Unfürsichtigkeit. Er schlüßt nunmehro das ganze Geschlecht der Sterblichen bestehe aus Betrügern und kein Mensch sey seines Zutrauens würdig. Er verwechselt die Leichtgläubigkeit mit dem Mißtrauen und wird noch unglücklicher. Bey der Leichtgläubigkeit empfand doch sein Herz die Süßigkeiten gesellschaftlicher Empfindungen. Er hatte wenigstens das eingebildete Vergnügen viele Freunde zu haben und er handelte ohne Zwang. Das Mißtrauen erstickt in seinem durch eine stete Furcht beunruhigten Herzen die menschlichsten Neigungen und gibt seiner Person und allen seinen Handlungen ein wunderliches und gezwungenes Ansehen. Doch diese Art des Mißtrauens kan leicht geheilet werden. Diejenigen so daran krank liegen, haben ein natürlich gutes Herz und es dörfen ihnen nur einige lebende Beyspiele wahrer Freundschaft und unläugbarer Ehrlichkeit bekannt werden, so können sie ihre Natur nicht mehr so weit verläugnen, daß sie nicht ihren Irrthum widerrufen und ihr Herz den süsse-

sten

sten Empfindungen der Freundschaft wieder öffnen sollten. Der erste Schein wird sie so leicht nicht mehr verführen. Ihre Fürsichtigkeit wird grösser seyn. Nur die Kenntnis der Welt fehlte ihnen. Sie finden itzt, daß die Sprache und die Handlungen des Freundes so ungekünstelt schön, so uneigennützig, so großmüthig sind, daß sie sich schämen, den Schmeichler und den Betrüger nicht gleich an den ersten Blicken erkannt zu haben.

Es gibt eine andere Art des Mißtrauens, die aus dem Bewustseyn wirklicher oder eingebildeter Schwachheiten entstehet. Herr Gerneschön, der bey seiner Armuth doch gerne den Stutzer spielen mögte, hält alle Leute, die besser gekleidet sind, als er, für geschworne Feinde. So bald er in eine Gesellschaft kommt, so vergleicht er sogleich die Kleidung aller Anwesenden mit der seinigen und nichts demüthiget ihn mehr, als die Entdeckung, daß seine Kleidung die schlechteste ist. Er bewacht darauf alle Blicke der Anwesenden und jedes Lächeln beunruhigt ihn. Seine ganze Person wird auf einmahl steif, allen seinen Reden merkt man die Mühe an, die sie ihm kosten und er wird wirklich seiner wunderlichen Aufführung wegen lächerlich, da er es seiner Kleidung wegen zu werden befürchtet. Ich saß neulich bey einer Gastung neben ihm, da er die eine Hand auf eine so gezwungene und ängstliche Art versteckte, weil in der Manschette ein kleines Loch ware, daß er beynahe gar nichts aß und sich auf eine so verwirrte Art entschuldigte, daß er endlich der ganzen Gesellschaft eine Komedie gab. Der alte Chremes sieht

nicht

nicht sobald ein Paar muntrer Jünglinge scherzen und lachen, als er sich einbildet, er sey der Gegenstand ihrer Spöttereyen und sich ihren Blicken mit lächerlicher Eilfertigkeit entziehet. Herr Simplicius schwört darauf, alle Leute, die in seiner Gegenwart Frantzösisch reden, halten sich über ihn auf. Er gieng neulich über die Strasse in einem neuen Kleide, welches er selbst für seinen Stand zu prächtig hielt. Von ungefähr begegneten ihm zween Leute, die mit einander in Frantzösischer Sprache aus den Zeitungen redeten. Herr Simplicius fuhr sie an und fragte sie was sie über sein neues Kleid zu sagen hätten. Er könnte es durch den Kaufmann und Schneider beweisen, daß es bezahlt sey. Donatus Backel bildet sich einmal ein, daß alle seine Schüler eine unüberwindliche Neigung haben, ihn auszulachen. Dahero bestraft er die unschuldigsten Gebärden seiner Schulknaben als Zeichen der Verachtung gegen ihn und durch seine ausschweifende Hitze in der Bestrafung eingebildeter Verbrechen berechtigt er sie, ihn für das, was er ist, für einen Thoren zu halten. Viele Leute sind in der That so sehr überzeugt, daß sie ausgelacht zu werden verdienen, daß sie durch eine ängstliche Bemühung, diesem Unglücke vorzukommen, jedermann in Versuchung führen, sie wirklich auszulachen.

Die schlimmste und unglücklichste Art des Mißtrauens ist diejenige, welche aus einem bösen Herzen entspringt. Es gibt Leute von einem harten und unempfindlichen Gemüth, welche alle Menschen für ihre Feinde halten, weil sie aller Menschen Feinde sind.

Sie

Sie gönnen niemanden auſſer ſich ſelbſt, etwas gutes, und nach ihrem engen Herzen beurtheilen ſie alle Menſchen. Dieſe Elenden beleidigen durch ihre argwöhniſche Bosheit das ganze menſchliche Geſchlecht, und ihr Herz iſt in dem unnatürlichſten Zuſtande, der nur gedacht werden kan. Das menſchliche Herz iſt zur Liebe und Freundſchaft gemacht. Es kan nicht elender ſeyn, als wenn es von ſeiner Beſtimmung abweicht und von den ſüſſeſten Empfindungen freundſchaftlicher Triebe völlig leer iſt.

Man würde dem ganzen menſchlichen Geſchlecht eine thörichte Schmeicheley machen, wenn man die Fürſichtigkeit für unnöthig erklärte. Viele Menſchen ſcheinen das zu ſeyn, was ſie doch nicht ſind, und andere ſind was ſie nicht zu ſeyn ſcheinen. Wir müſſen es dahero im gemeinen Leben und inſonderheit in der Wahl unſerer Freunde machen, wie vernünftige Weltweiſe bey Unterſuchung der Wahrheit. Sie laſſen ſich eben ſo wenig durch jeden Irrthum dahin reiſſen, der den Schein der Wahrheit hat, als ſie läugnen, daß es überhaupt Wahrheit und gewiſſe Erkenntnis gebe. Ihr Beyfall gründet ſich auf ſorgfältige Unterſuchungen und ſie halten nichts für Wahrheit, als was Gründe der Ueberzeugung bey ſich führet. Die Menſchen ſind nicht ſo beſchaffen, daß wir jedem unter ihnen ohne Unterſchied trauen könnten. Derjenige aber muß ſelbſt ein böſes Herz haben und des Glückes unwürdig ſeyn, wahre Freunde zu beſitzen, der im Ernſt behaupten wollte, man könne gar keinem Menſchen trauen. Das Mißtrauen iſt allezeit ein Zeichen eines kleinen Geiſtes.

Die

Die wahre Freundschaft ist nur ein Vorrecht der Tugend. Unser Herz muß selbst zur wahren Freundschaft geschickt seyn, ehe wir wahre Freunde entdecken können. Wer die wahre Freundschaft nicht aus eigener Empfindung kennet, der wird sie nur in Mienen und Worten, nie in dem Herzen anderer suchen und nie seines Wunsches theilhaftig werden. Der Tugendhafte wird allezeit einen andern antreffen, der seine Freundschaft eben so begierig sucht oder dessen Herz doch wenigstens eine Anlage zur Freundschaft hat und nur einen Freund erwartet, durch dessen Beyspiel es zur Freundschaft immer geschickter wird. Es kan für einen Tugendhaften kein gründlicheres Vergnügen seyn, als das Bewußtseyn, Leute zu Freunden der Tugend und Freundschaft gemacht zu haben, die es vielleicht bey der besten Anlage ihres Herzens ohne ihn nie geworden wären und also in gewissem Verstande ein Schöpfer seiner Freunde zu seyn.

A Cleanth.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Fünf und dreiſſigſtes Stück.

Fines,

Quos vltra citraque neſcit conſiſtere rectum.

Horat.

Es giebt Menſchen, die ſehr ſorgfältig ſind, alles dasjenige von ihren Pflichten abzuſondern, was ihnen eine beſchwerliche Ausführung auflegen könnte. Sie reden deswegen oft von dem Übertriebenen in der Tugend, als einem Fehler, der aus Tugenden Laſter zu machen vermögend ſey. So oft man eine Handlung von ihnen fodert, zu welcher etwas mehr als eine gemeine Tugendliebe, mehr als ein gewöhnlicher Muth erfodert wird, ſind ſie mit der Entſchuldigung fertig; es würde ungerecht ſeyn, etwas von uns zu fodern, das über die Gränzen unſerer Pflichten hinaus gehet. In der Freundſchaft ſind dieſe Leute eben ſo behutſam, als in

andern Pflichten. Wenn sie einem Freunde einen Theil von ihrem Uberflusse aufopfern, wenn sie ihm in einem Unglück beystehen sollen, worin sie allein ihm helfen können, so fehlt es ihnen zwar nicht an Neigung, ihm nützlich zu werden, aber sie besorgen, die Pflichten der Freundschaft zu übertreiben, und ehe sie sich dieses Verbrechens schuldig machen wollten, lassen sie lieber ihren Freund hülflos. Durch die Regeln dieser Klugheit hat Herr Hartsinn das Mittel erfunden, alle seine Freunde ihrem Unglück zu überlassen, ohne sich die geringsten Vorwürfe deswegen zu machen, daß er ihnen seine Hülfe versagt hat. Er bedauret sie, er wünscht herzlich, sie in bessern Umständen zu sehen; nur helfen will er ihnen nicht. Der kleinste Beystand, den er ihnen leisten soll, ist in seinen Augen schon ein Schritt, der über die Gränzen der Freundschaft gehet, und Herr Hartsinn ist viel zu gewissenhaft, einen Schritt von dieser Art zu thun. Fragt man ihn, was er denn für die wahren Gränzen dieser Pflicht hält, so wird er nichts anders sagen können, als daß alles, was ihm unbequem ist, übertrieben sey. Und unbequem ist ihm alles, was nicht für ihn selbst einen gegenwärtigen Nutzen mit sich führt. Noch neulich lag sein getreuester Freund auf dem Krankenbette. Ein unglücklicher Zufall hatte ihm sein ganzes Vermögen geraubt, und der arme Mann konnte nicht einmal so viel Geld aufbringen, sich eine

ordent-

ordentliche Wärterin zu verschaffen. Herr Hartsinn erfuhr die Krankheit seines Freundes. Er lief eilig zu ihm, er beweinte sein Unglück, er suchte die kräftigsten Trostgründe der Religion und der Vernunft hervor, den Kranken aufzurichten. Die Hausleute sagten ihm endlich in geheim, daß es seinem Freunde an Geld fehlte; Herr Hartsinn zog die Achseln, und sagte; dem armen Mann ist nicht zu helfen. Denn daß ich für ihn bezahlen sollte, kan er nicht verlangen. Er dauert mich herzlich. Darauf wünschte er seinem Freunde gute Besserung, und gieng weg. Der Kranke starb wenig Tage nachher, weil der Mangel an allen Hülfsmitteln seine Krankheit tödlich gemacht hatte.

Kallias hat seit verschiedenen Jahren eine vertraute Freundschaft mit Nikandern unterhalten. Neulich war Nikander auf dem Wege, eine vortheilhafte Bedienung zu erhalten. Es kam dabey nur noch auf einige Unterhandlungen an, die Nikander nicht selbst führen konnte. Er trug es seinem Freunde, dem Kallias auf, sie zu besorgen. Kallias übernahm die Besorgung, aber so, daß er das Amt, welches er seinem Freunde verschaffen sollte, für sich selbst nahm. Beschuldiget man ihn deswegen einer Falschheit, so rechtfertiget er sich gleich. Er behauptet Nikandern von Herzen gut zu seyn; aber so weit gehen die Gränzen der Freundschaft nicht, sagt er, daß ich dabey

mein eigenes Beſtes verſäumen ſollte. Mein Freund wird ſein Glück noch wohl zu einer andern Zeit finden können. Ich mußte zu erſt für mich ſelbſt ſorgen.

Herr Schlaukopf hat niemals einen beſſern Freund gehabt, als den gutthätigen Timant. Itzt befindet ſich Timant in bedrängten Umſtänden, weil ihn boshafte und mächtige Feinde verfolgen. Kein Menſch könnte ihm beſſer helfen, als Herr Schlaukopf, und er iſt ſchon etliche mal an ſeine Schuldigkeit erinnert worden. Seine Antwort war allezeit dieſe; Ich kan ihm nicht helfen. Wollte ich es thun, ſo müßte ich mich offenbar wider ſeine Gegner erklären, und wer wird ſich ohne Noth Feinde machen? So weit erſtrecken ſich die Rechte der Freundſchaft nicht. Schlaukopf ſiehet ſeinen Freund zu Grunde gehen, und bleibt ein gelaſſener Zuſchauer, um die Gränzen der Freundſchaft nicht zu überſchreiten.

Man ſieht leicht ein, wie nichtswürdig dieſe Entſchuldigungen ſind. Unter dem Vorwande, die Gränzen der Freundſchaft nicht überſchreiten zu wollen, verbirgt Hartſinn einen ſchändlichen Geitz, Kallias einen niederträchtigen Eigennutz, und Schlaukopf eine verächtliche Menſchenfurcht. Wie viele Menſchen ſind ihnen ähnlich! Alle diejenigen ſind es, die bey den Schickſalen ihrer Nebenmenſchen unempfindlich bleiben, die ſich durch Argliſt und auf Koſten ihres Nächſten in die Höhe ſchwingen,

Digitized by Google

gen, und die mit ſklaviſcher Furcht einen Laſterhaften verehren, wenn er nur mächtig iſt. Der Grund von dieſer verwerflichen Aufführung liegt in einem Herzen, welches ſein ganzes Glück und alle ſeine Freuden in dem gegenwärtigen Augenblicke ſucht, und nichts für Pflicht hält, was ihm nicht ſelbſt unmittelbar vortheilhaft iſt. Dieſes Herz wirkt in ihnen durch alle beſondere Auftritte des Lebens fort. Der Geitzhals, der Betrüger, und der niederträchtige Schmeichler im gemeinen Leben ändert ſich nicht, wenn er Freunde bekömmt. Er betrachtet nur ſich in dem Umkreiß ſeiner Begierden. Alle edlen Empfindungen der Freude, die ein erhabener Geiſt ſucht ſeinen Nebenmenſchen glücklich zu machen, ſind ihm völlig unbekannt. In ſeinen Freunden ſiehet er nur Werkzeuge zu ſeinem Vortheil, und er iſt gleich bereit, ſie zu verlaſſen, wenn ihre Erhaltung ihm ſelbſt etwas koſten müßte.

Nicht alle Menſchen ſetzen der Freundſchaft ſo enge Gränzen. Die meiſten dehnen ſie ins unendliche aus, aber nur die Freundſchaft, die ſie von ihren Freunden erwarten. Herr Hartſinn ſelbſt ſiehet es ſehr gern, wenn ſeine Freunde ihm ihr Glück und ihren guten Namen aufopfern. Er iſt beherzt genug, die unverſchämteſten Foderungen an ſie zu wagen, und dieſelben Freundſchaftsrechte zu nennen. Er klagt noch in den bitterſten Ausdrücken über die Treuloſigkeit eines falſchen Freundes, der ihn in einer wichtigen Sache verlaſſen hat.

Man weiß ungefähr, worin dieſe Treuloſigkeit beſtehet. Herr Hartſinn verlangte von ihm, einen Wechſel als Zeuge zu unterſchreiben, und ſein Freund ſchlug es ab. Der Wechſel war freilich falſch, aber Herr Hartſinn hätte dadurch etliche tauſend Thaler gewinnen können. Er glaubt ſich mit Recht über einen Menſchen zu beſchweren, der die Freundſchaft in die Gränzen der Ehrlichkeit einſchränken wollte.

Herr Weſtenſtolz hat faſt eine gleiche Geſinnung. Er glaubt, daß ihm die Rechte der Freundſchaft einen unumſchränkten Anſpruch auf das Vermögen ſeiner Freunde geben, und er bedient ſich ſeines Rechts, ſo oft er einen wichtigen Verluſt im Spiele leidet. Dieſer Fall trägt ſich zum Unglück ſeiner Freunde ſehr oft zu. Herr Weſtenſtolz hat ſich ſchon zu einer ſo edlen Freyheit gewöhnet, daß er bey Gelegenheit ſeine Freunde zu Bürgen einſetzt, ohne ſie erſt deswegen zu befragen. Er iſt zum voraus verſichert, daß ſie ihre Pflicht erfüllen werden. Ein paar mal hat er zwar ungetreue Freunde gefunden, die es ihm abſchlugen, ſeine Spielſchulden zu bezahlen. Er hat ſich aber nachdrücklich an ihnen gerächet. Denn er läſtert in der ganzen Stadt auf ſie. Seine ſtandhaften Freunde aber erfahren auch in andern Fällen oft neue Proben von ſeinem großmüthigen Zutrauen. Der Weinhändler und der Kauffmann bringen ihnen davon bisweilen, wenn Herr Weſtenſtolz

nicht

nicht selbst bezahlen kan, sehr überzeugende Beweise ins Haus.

Herr Gleichzu ist eben von dem weiten Umfang überzeugt, den die Rechte der Freundschaft haben. Er behauptet aus diesem Grunde, daß ein Freund gar keine Bedenklichkeit gegen den andern brauchen darf. Er sagt seinen Freunden hundert Grobheiten; er sagt ihnen die empfindlichsten Dinge, ohne ihre Zärtlichkeit, oder die Umstände, in denen sie sich befinden können, im mindesten zu bedenken. Selbst ihrer guten Namen schont er in Gesellschaften nicht; denn sie sind seine Freunde, und also darf er wohl von ihnen die Wahrheit reden.

Alle meine Leser sind bereit, die Aufführung dieser Personen zu verwerfen; ich weiß es gewiß. Ich wünsche aber, daß nicht viele unter ihnen seyn mögten, denen man das

mutato nomine de te Fabula narratur

zuruffen könnte. Krito wird sich nicht lange bedenken, Herrn Hartsinn für einen ungerechten und eigennützigen Mann zu erklären. Krito urtheilet richtig. Er würde aber noch viel richtiger urtheilen, wenn er sagte, daß er selbst nicht viel besser gesinnet sey als Hartsinn. Alles was er bey seinen Freunden sieht, will er haben. Er plagt sie mit unverschämten Bitten, so oft er ein gutes Buch, ein seltenes Gemählde, eine rare Muschel bey ihnen findet. Er verlangt bisweilen von ihnen, daß sie ihren Namen zum Deckmantel seiner Ausschweifun-

gen hergeben sollen. Wie viel fehlt dem guten Krito noch, um ein anderer Hartsinn zu werden? Sehr wenig. Es kommt nicht allein auf die Sachen selbst an, die man von seinen Freunden fodert; es ist schon unverschämt und eigennützig, unbillige Bitten auch in Kleinigkeiten oft zu wiederholen. Strephon macht es in seiner Art eben so. Er ist gleich bereit, Herrn Westen stolz einen lüderlichen Menschen zu nennen, der keine Freundschaft verdient. Als wenn sie Strephon selbst besser verdiente? Er, der die Wohnungen seiner Freunde zu öffentlichen Häusern macht, wohin er seine lüderlichen Gesellschaften führt, ohne sich zuvor um die Einwilligung seiner Freunde zu bekümmern; er, der seinen Freunden oft gar zumuthet, seine Gelegenheitsmacher zu werden, wenn er die Tugend einer unschuldigen Schöne angreiffen will; er, der seinen Freunden zwar kein Geld abborgt, aber ihnen alles im Spiel abgewinnt. Auch Harpax siehet es ein, daß Herr Gleichzu unter dem Schein freundschaftlicher Rechte seine Freunde beleidiget. Er bedenkt aber nicht, daß seine Aufführung eben so verwerflich ist, wenn er seinen Witz auf Kosten seiner Freunde übet. Ich könnte noch Doranten anführen, der gewohnt ist, von seinen Freunden als eine Pflicht zu verlangen, daß sie sich ihm zu Gefallen betrinken, und hundert Thorheiten mit ihm begehen sollen; und den finstern Timon, der von den seinigen fodert, daß sie mit allen ihren übrigen Bekannten brechen sollen,

weil

weil er dieselben nicht leiden kan. Aber ich will diese Herren noch verschonen. Vielleicht dienen sie mir ein andermal, ein Blatt auszufüllen.

Uberhaupt findet man, daß die Menschen ihre Freunde gerne gebrauchen, wenn sie Anschläge ausgeführt haben wollen, die mit ihrer Pflicht streiten, und doch selbst zu furchtsam sind. Herr Schmähgern trägt es allemal seinen guten Freunden auf, Böses von andern Leuten auszubreiten. Die Verläumdung ist seine herrschende Neigung. Er getraut sich aber nicht, sie selbst auszubreiten, weil er schon etlichemal dafür gezüchtiget worden ist. Er erfindet also nur die Lästerung, und seine Freunde müssen es über sich nehmen, sie in der Stadt herum zu tragen. Der liebe Mann kan sich recht von Herzen erzürnen, wenn einer seiner Freunde nicht bereitwillig genug ist, auf sein Anstiften andere Leute um ihren guten Namen zu bringen. Er glaubt, daß diese Bereitwilligkeit nichts mehr als ein Freundschaftsdienst sey; und dazu sind ja seine Freunde verbunden. Er sieht sie für seine Zeitungsträger an, so wie Herr Hartsinn die seinigen für seine Unterhändler, Herr Westenstolz die seinigen für seine Kassierer, und Strephon die seinigen für Weinschenken, und Spielwirte hält.

Mit dem völligen Bewußtseyn seiner eigenen Vollkommenheit wird Herr Unbedacht, wenn er dieses liest, ausrufen, mein guter Herr Moralist, mir

wenigſtens werden ſie nichts vorzuwerfen haben! Ich verlange nichts von meinen Freunden, das ich nicht bereit wäre auch für ſie zu thun. Und gewiß ich habe ihnen niemals etwas abgeſchlagen. Fragen ſie nur Valeren und Kleon. Ich weiß, was Herr Unbedacht damit meint, und die ganze Stadt weiß es. Er hat ſich für Valeren wegen eines Liebeshandels in einen Zweykampf gewagt, und iſt gefährlich verwundet worden. Für den verſchwenderiſchen Kleon iſt er oft Bürge worden, und dieſes hat ihm die Hälfte ſeines Vermögens gekoſtet. Man kan es nicht leugnen, daß ſein Herz wirklich freundſchaftliche Empfindungen hegt. Wenn ſie nur von der Klugheit gelenket würden! Ich muß doch, ihm zum Troſt eine kleine Geſchichte erzählen, die ſeinen Begebenheiten ziemlich ähnlich iſt.

Lucius, ein Jüngling von muntern Gemüth und von feurigen Leidenſchaften, hatte ſich einige Freunde erwählt, bey deren Wahl er nur auf die Aenlichkeit ſahe, die ſie mit ſeiner Gemüthsart hatten. Er hielt Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit für die einzigen Eigenſchaften, die von einem Freunde gefodert werden könnten, und er übte ſie auf ſeine eigne Art getreulich aus. Seine Freunde durften ſich zwar in Geſchäften nichts von ihm verſprechen, aber ſein Vermögen, und auch ſein Fleiß, Partien zum Vergnügen anzuordnen, ſtund ihnen allemal zu Dienſte. Er machte ſich zwar kein

Beden-

Bedenken, ihnen die verdrüßlichsten Dinge ohne alle Zurückhaltung vorzusagen, und seinem Gemüth, welches unbeständig und oftmals murrisch war, in ihrer Gegenwart ohne allen Zwang seinen Lauf zu lassen; aber dieses hätte er für einen grossen Mangel der schuldigen Gefälligkeit gehalten, wenn er ihnen ein Glas Wein hätte abschlagen, oder sie nicht zu einer jeden nächtlichen Schwärmerey begleiten sollen. Er war einmal von einem vornehmen Mann eingeladen worden, der ihn zu einem ansehnlichen Amte befördern wollte. Lucius machte sich zu dem Besuche fertig. Unvermuthet kamen seine Freunde, ihn in ein Weinhaus abzuholen. Er gieng mit ihnen, weil er es für unfreundschaftlich gehalten hätte, ihnen eine solche Kleinigkeit abzuschlagen. Darüber versäumte er die beste Zeit zum Besuche, und legte ihn erst gegen Abend und völlig betrunken ab. Sein Gönner ärgerte sich über diese Aufführung. Lucius bekam das Amt nicht, und verlohr zugleich die Gewogenheit dieses Mannes. Ein wichtiger Proceß erforderte nicht lange hernach seine Gegenwart in der Stadt. Aber seine Freunde hatten eine Lustreise verabredet, und er konnte es nicht abschlagen, dabey zu seyn. Darüber verlohr er den Proceß, der ihn bey nahe völlig arm machte. Endlich bekam einer von seinen lustigen Freunden Verdruß mit zween andern jungen Leuten von ähnlicher Lebensart. Der Freund des Lucius ward im Duell gleich von dem ersten Gegner verwundet. Lucius

gläub-

glaubte, die Freundschaft erfoderte es, seinen Freund zu rächen. Er foderte den andern Gegner heraus, und ward erstochen.

Marcell ist auch ein solcher Märtirer der Freundschaft geworden. Er liebte ein reitzendes und liebenswürdiges Frauenzimmer, und hatte die gröſte Hofnung, seine Schöne bald zu besitzen. Ein ausschweifender Freund überredete ihn, einen Abend in einem übelberüchtigten Hause zuzubringen. Marcell gieng blos aus Gefälligkeit für seinen Freund dahin; denn er selbst hatte keine Neigung zu dieser Lebensart. Zum Unglück entstund an denselben Abend ein Streit in demselben Hause. Der Vater seiner Schönen, ein ernsthafter Mann, erfuhr, daß Marcell da gewesen war, und versagte ihm seine Tochter.

Herr Blödsinn übertritt die Rechte der Freundschaft auf eine andere Art. Er weiß, daß man Freunde nicht beleidigen darf. Er glaubt, alles unangenehme was man ihnen sagen könnte, sey überhaupt beleidigend und er hütet sich so sorgfältig dafür, daß er ihnen die wichtigsten Sachen verschweigt, aus Furcht, ihnen mißfällig zu werden. Menon, sein liebster Freund, war neulich an einem vornehmen Orte empfindlich verläumdet worden. Er hätte sich leicht vertheidigen können, wenn er nur die Verläumdung zu rechter Zeit erfahren hätte. Aber Herr Blödsinn, der sie wußte,

trug

trug zu viel Bedenken, seinen Freund durch verdrüßliche Nachrichten zu beunruhigen. Diese unzeitige Bedenklichkeit machte, daß Menon mächtige Feinde bekam, die seine Glücksumstände völlig zu Grunde gerichtet haben.

Ich habe bisher so viel von der ungerechten Einschränkung, und auch von der ausschweifenden Ausdehnung der Freundschaft geredet, daß ich es meinen Lesern nicht verdenken kan, wenn sie mich endlich fragen, was ich denn selbst für die wahren Gränzen der Freundschaft halte. Ich will es sagen. So offenbar es ist, daß keine Freundschaft ohne Tugend seyn kan; eben so gewiß ist es, daß alles Nützliche und Schöne der Freundschaft verlohren geht, wenn sie nicht mit der Klugheit verbunden wird. Ich verachte einen Lasterhaften überhaupt; aber gedoppelt verächtlich ist er mir, wenn er sich mit dem Nahmen eines Freundes schmücken will. Ich muß es zugleich gestehen, daß ich kein vortheilhaftes Urtheil von Leuten fällen kan, die mit einem Lasterhaften Freundschaft unterhalten. Es zeigt unfehlbar entweder eine Neigung zum Laster, oder wenigstens einen Mangel der Klugheit an, wenn man einen Menschen seiner Freundschaft würdiget, von dem man einmal überzeuget seyn kan, daß sein Herz böse ist. Wenn man allen denen gleich ihren Abschied gäbe, die sich wirklich lasterhaft bewiesen haben, so würde man nicht so oft über treulose Freunde klagen dürfen, und nicht so

oft

oft durch unverschämte Foderungen unwürdiger Freunde geplagt werden. Ageſilaus hatte Recht, einem ſeiner Freunde, der etwas unbilliges von ihm verlangte, ſeine Bitte abzuſchlagen. Mir gefällt ſeine Antwort, als ihn der andere mit Unwillen fragte; **Was hilft mir deine Freundſchaft, wenn du meine Bitte nicht erfüllen wilſt?** Ageſilaus antwortete; **und was hilft mir deine Freundſchaft, wenn du verlangſt, daß ich dir zu Gefallen die allgemeinen Pflichten der Gerechtigkeit verletzen ſoll?**

Man kan es zur Regel ſetzen, daß alles die Rechte der Freundſchaft überſchreitet, was den allgemeinen und unveränderlichen Pflichten zu wider iſt. Dieſe Pflichten ſind uns in der Vernunft und in der Offenbarung ſo deutlich vorgeſchrieben, daß ich ſie nicht erſt beſchreiben darf.

Ich halte es ſogar für eine Probe von dem Herzen unſerer Freunde, die uns ſelten betrügen wird, wenn wir ihre Bitten unterſuchen. Ein Freund, der uns durch ſeine Bitten verleiten will, wider unſere Pflicht zu handeln, muß in der Ausübung der Tugend ſchlecht erfahren ſeyn; oder er iſt wohl gar ihr Feind. In dem erſten Fall erfordet unſere Schuldigkeit einen Verſuch ihn zu beſſern. In dem zweyten Fall befiehlt uns die moraliſche Klugheit, ihn als einen Verführer zu fliehen.

Es

Es ist offenbar, daß diese Grundsätze auch die Bitten bestimmen müssen, die wir gegen unsere Freunde wagen dürfen.

Eben so richtig kan unser übriges Verhalten gegen Freunde dadurch ausgemacht werden. Zwo Pflichten sind wir unsern Freunden schuldig, ihr wahres Glück zu befördern, und ihr Vergnügen auf alle erlaubte Arten zu unterhalten. Sie haben gleiche Pflichten gegen uns. Aus dieser Betrachtung ist es klar, was die Gefälligkeit gegen Freunde erfodert. Man hat Ursache, ihnen etwas unangenehmes zu verschweigen, wenn ihnen nicht wirklich etwas daran gelegen ist, es zu wissen. Man würde unfreundlich handlen, wenn man ihnen Vergnügen abschlagen wolte, die für beide Theile unschädlich sind. Aber so bald ein Umstand kommt, der vor einen von beiden wesentliche Folgen haben kan, so würde in dem ersten Falle die Bedenklichkeit, und in dem andern die Gefälligkeit zur Ungerechtigkeit werden. Noch ungerechter würde es seyn, wenn man Freunden ihre Fehler nicht offenbaren, sondern lieber zusehen wolte, daß ihre Fehler durch die Gewohnheit sich immer vergrösserten. Die gemeinschaftliche Besserung der Herzen ist eine wesentliche Pflicht der Freundschaft; und derjenige, der seinem Freund das fehlerhafte seiner Aufführung liebreich entdeckt, verdient ein grösseres Lob, als derjenige, der demselben die größten Geschenke macht.

Ein Freund zeigt sich in dem erhabensten Licht, wenn

wenn er dem andern im Unglück beystehet. In diesem Falle weiß ich keine anderen Gränzen, als die Triebe eines guten Herzens von der Klugheit geleitet. Ich verabscheue alle eigennützige Zagheit, alle niederträchtige Furcht. Meine Glüksgüter, mein Leben selbst würde mir nicht zu kostbar seyn, wenn die Umstände eines würdigen Freundes dieses Opfer nothwendig von mir foderten. Mit welchen Augen könnte ich meine Güter ansehen, wenn ich wissen sollte, daß ich mir dieselben erspart, und dadurch einen Freund dem Verderben überlassen hätte? Was könnte mir mein Leben für Vergnügen geben, wenn ich mich erinnern müßte, daß ich zur Erhaltung meiner Tage ein müßiger Zuschauer bey dem Untergang eines Freundes gewesen wäre? Aber ich setze es zum voraus, daß mein Freund tugendhaft, daß seine Sache gerecht seyn muß. Alles was wir eigenthümlich besitzen, alles was wir nicht schon durch ältere Rechte andern Personen schuldig sind, darf in einem solchen Falle nicht geschont werden. Die Gränzen der Freundschaft erstrecken sich so weit, als die Prüfungen einer leidenden Tugend gehen können, mit welcher wir durch Freundschaft verbunden sind.

T. Alceſt.

Der Freund.

Sechs und dreiſſigſtes Stück.

Thus God and Nature link'd the gen'ral frame
And bade Self - love and ſocial be the ſame.

Pope.

Wenn wir auf den erſten Grund der Freundſchaft zurück gehen, ſo liegt derſelbe allein in der Selbſtliebe, welche allen Menſchen angebohren, und die einzige Triebfeder aller ihrer Begierden, Wünſche und Unternehmungen iſt. Wir lieben andre blos deswegen, weil wir eben dadurch glücklicher zu werden glauben, daß wir ſie lieben. Vielleicht ſind einige meiner Leſer mit dieſem Urtheil nicht zufrieden. Vielleicht glauben ſie, ich hätte die Quelle

Digitized by Google

der Freundschaft zu eigennützig bestimmt. Ich will mich vertheidigen und da die Betrachtung der Freundschaft einer der wichtigsten Theile der Sittenlehre ist, werden es meine Leser für keine Ausschweifung halten, wenn ich bey dieser Gelegenheit von dem Einfluß der Selbstliebe in die ganze Sittenlehre reden werde.

Was fühlen wir, so bald wir unser Daseyn fühlen? Was anders? als eine unüberwindliche Begierde glücklich zu seyn. In den ersten Tagen unsers Lebens, da unsre Glückseeligkeit blos in der Entfernung schmerzhafter Empfindungen besteht, äussert sich diese Begierde bey uns auf eben die Art, wie bey allen lebendigen Geschöpfen. Sie äussert sich durch Empfindungen des Schmerzens, durch ein heftiges Verlangen diejenigen Triebe zu stillen, die zur Erhaltung unsers Daseyns unentbehrlich sind. Je reifer unser Verstand mit den Jahren und je weitläuftiger der Plan wird, den wir zu unsrer Glückseeligkeit entwerffen, desto stärker wird auch unsre Selbstliebe, unsre Begierde glücklich zu seyn. Sie entdeckte sich bisher nur in Trieben, itzt zeigt sie sich auch durch Schlüsse.

Wir sehen gar bald ein, daß wir uns ohne Beyhülfe anderer Menschen nicht erhalten und glücklich machen können. Daher entspringt unsre natürliche Liebe

zur

zur Gesellschaft. Kaum empfinden wir unser Daseyn, so empfinden wir schon die Wohlthaten unsrer Eltern. Sie stillen unsre natürlichsten Triebe, sie sind auf unsre Wünsche aufmerksam und wir empfangen alles aus ihren Händen, was uns angenehm ist. Wir machen uns am ersten mit ihren Gesichtern bekannt und wir können sie unmöglich ansehen, ohne uns der angenehmen Empfindungen zu erinnern, die wir ihrer gütigen Aufmerksamkeit zu danken haben. Daher kommt die so natürliche, die so unüberwindliche Liebe gegen unsre Eltern. Wir sehen sie gar bald als Personen an, die zu unsrer Glückseeligkeit unentbehrlich sind und kein Gedanke ist richtiger, als dieser, daß Eltern nicht durch die Zeugung, sondern durch Erziehung und Wohlthaten Eltern werden. Unsre Selbstliebe flößt uns Liebe und Dankbarkeit gegen sie ein. Dies ist die wahre Quelle der kindlichen Liebe, gleichwie die Liebe der Eltern gegen die Kinder, die allezeit zum Beyspiel der zärtlichsten Liebe ist gemacht worden, ebenfalls die Selbstliebe zum Grunde hat. Denn warum lieben Eltern ihre Kinder? Weil sie dieselben gleichsam als ihre Geschöpfe betrachten, deren Glückseeligkeit sie größtentheils ihrer Fürsicht und Gütigkeit zuschreiben können.

Wir können die Liebe zum Vatterland ohne Mühe aus eben diesen Gründen erklären. Die Begeben-

heiten, die den tiefsten Eindruck in unsre Seele machen, ereignen sich an dem Orte unsrer Geburt und Erziehung. Wir können daher niemals an denselben denken, ohne uns der angenehmsten Zeit unsres Lebens zu erinnern, die wir ohne Sorgen zubrachten und da wir durch fremde Fürsorge glücklich waren. Diese angenehme Erinnerung wirkt in uns gar leicht den Schluß oder das Vorurtheil, es könne uns nirgends besser gehen, als an dem Ort unsrer Geburt und Erziehung. Da gehet die Sonne mit gröſſerer Pracht auf, da ist der Frühling mehr Frühling, da sind die Gegenden angenehmer und die ganze Natur schöner.

Wir können die Schönheiten der Natur und die Einrichtung der Welt, so klein auch der Theil derselben ist, den wir übersehen, nicht lange betrachten, ohne uns um die erste Ursache, um den Urheber dieser reitzenden Gegenstände zu bekümmern. Eine unsträfliche Neugier spornt uns an, das Wesen kennen zu lernen, dem wir so viele Vergnügungen zu danken haben und von dem wir auf das gewisseste vermuthen können, daß es allein unsre Begierde werde erfüllen können, lange, unaufhörlich lange so glücklich zu seyn, als es nur möglich ist. Die ersten Gegenstände, die wir erblicken, sind schon Vortheile für uns und Spuren von der Güte eines wohlthätigen Wesens, und der erste, der natürlichste,

lichste, der angenehmste Begrif, den wir uns von ihm machen, ist, daß es das gütigste Wesen, der oberste Wohlthäter und derjenige sey, der uns am glücklichsten machen könne. Unsre Selbstliebe feuert uns an ein Wesen zu erkennen, zu lieben und zu verehren, welches uns blos deswegen muß erschaffen haben, um uns glücklich zu machen. Auch der Gottlose dienet ihm aus Selbstliebe. Er fürchtet GOtt, daß ihn sein Donner nicht zerschmettre.

Ein frühzeitiger Gebrauch unsrer Vernunft und eine mittelmässige Aufmerksamkeit auf die Folgen unsrer und fremder Handlungen kan uns gar bald überführen, daß gewisse Handlungen unsern Zustand unvollkommner machen, andre aber verbessern und erhöhen. Unsre Selbstliebe heißt uns die ersten fliehen und die letzten wählen. Es gehören keine spitzfindige Betrachtungen dazu, uns zu überzeugen, daß jene dem Willen und den Absichten des Wesens, dem wir unsrer Glückseeligkeit willen gehorchen müssen, zuwider, diese aber gemäs sind. Dies ist die Quelle unsrer Tugend. Denn was ist sie anders, als eine Begierde, uns durch die Erfüllung unsrer Pflichten glücklich zu machen?

Da wir uns selbst lieben, so freuen wir uns, wenn wir auch von andern geliebt werden und uns die Ehre zuschreiben können, Mitursachen ihres Glücks und

ihrer Vergnügungen zu seyn. Wir fühlen ein geheimes Vergnügen, wenn wir bey andern eben die Art zu denken, eben die besondern Neigungen antreffen, die wir haben und wenn wir bemerken, daß sie uns wohl gar zu ihren Mustern gewählt haben. Alles dieses schmeichlet unsrer Selbstliebe. Daher entspringt unsre Dankbarkeit gegen unsre Wohlthäter, die Menschenliebe und insonderheit die Zärtlichkeit gegen unsre Freunde. Ich mag meine Seele durchforschen, wie ich will, so finde ich keine besondre Quelle, keinen besondren Entstehungsgrund der Liebe gegen andre Menschen, welcher seinen Ursprung nicht aus der Selbstliebe herleiten und neben derselben meiner Seele eingepflanzet seyn sollte. Wenn ich mitten in dem reitzenden Genusse freundschaftlicher Vergnügungen alle Kräfte des Nachdenkens anspanne und mich selbst befrage, warum liebe ich meine Freunde so sehr? woher entspringt diese Zärtlichkeit gegen sie, die sich meines ganzen Herzens bemächtiget? so endigt sich meine Untersuchung damit: ich liebe meine Freunde, weil ich ohne sie nicht glücklich zu seyn glaube. Diese Zärtlichkeit gegen meine Freunde ist ein wesentlicher Theil meiner Glückseeligkeit. Sie hat Reitzungen für mich, die sich nur fühlen lassen und in meinem Herzen ein unbeschreibliches Vergnügen zurücklassen. Ich bin so geschaffen, daß ich ausser der menschlichen Gesellschaft und ohne wahre Freunde nicht glücklich

lich seyn kan. Ohne sie würde in meinem Herzen ein leerer Raum übrig bleiben, der sonst durch nichts könnte ausgefüllt werden. Hieher gehöret der Ausdruck, den die Alten schon gebraucht haben, ein wahrer Freund ist ein andres Ich. Wir lieben uns selbst in unsern Freunden, denn wir sehen, daß sie uns so sehr lieben, als wir uns nur selbst lieben können. Die Uebereinstimmung in unsern Neigungen, der vertraute Umgang, der uns so viele Stunden des Lebens versüßt, die unaufhörliche Bemühung, uns untereinander auf alle Art unsre beiderseitige Hochachtung und Liebe zu bezeugen, macht uns endlich einer dem andern so nothwendig und angenehm, daß ein jeder das Glück seines Freundes für sein eignes hält, und keiner den andern leiden sieht, ohne sich selbst unglücklich zu schätzen.

Ja! sagt man, wenn die Selbstliebe die einzige Quelle unsrer Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit ist, warum stürzen wir uns oft in Gefahr, wenn es die Glückseeligkeit unsrer Freunde erfodert? Warum sorgen wir oft mehr für ihr Wohl, als für das unsrige? Hier vergessen sich doch die Menschen selbst. Hier kan man sich doch nicht auf die Selbstliebe berufen. Ich antworte allerdings. Alle diese Handlungen der Zärtlichkeit, die unsre Bewunderung so sehr reitzen, entspringen daher, weil wahre Freunde es für eine unwidersprechliche Pflicht halten, an der Noth ihrer Freunde Theil zu

nehmen und ihre Glückseeligkeit nach Möglichkeit zu befördern, für eine Pflicht, deren Versäumung ihnen eine wahre Schande, ein unruhiges Gemüth und also ein unglückliches Leben zuziehen würde. Sie würden sich selbst feind werden, wenn sie sich so tief erniedrigen könnten die Rechte der Freundschaft zu beleidigen und ihren Freunden nicht alles aufzuopfern, was sie ihnen ohne Verletzung der vernünftigen Selbstliebe aufopfern können. Die Selbstverläugnung selbst ist eine Folge der Selbstliebe. Worinnen bestehet die ganze Selbstverläugnung, die man von uns fodert? Darinnen daß wir Dinge, die entweder unsrer wahren Glückseeligkeit schädlich sind oder doch weniger zu derselben beytragen, als andre, fahren lassen und ihnen Dinge vorziehen, die mit unserm wahren Wohl in genauerer Verbindung stehen. Die Selbstliebe muß die Gränzen der Freundschaft bestimmen. Alles, was unsrer wahren Glückseeligkeit schadet, übersteigt die Schranken der Verbindlichkeit gegen Freunde.

Wir hören von Jugend auf ordentlicher Weise so von der Selbstliebe reden, daß man uns dieselbe blos als eine unreine und vergiftete Quelle unordentlicher Begierden und gottloser Handlungen beschreibt. Hierdurch gewöhnen wir uns nach und nach zu einem solchen Haß gegen diesen Trieb, daß wir nicht ohne Abscheu

ſcheu daran denken können. Und wie unſchuldig iſt er gleichwohl! Wie unzertrennlich von der menſchlichen Natur! Kein lebendes und noch weniger ein denkendes Weſen kan gedacht werden, ohne daß es einen Trieb haben ſollte, ſich zu erhalten und diejenige Stufe der Glückſeeligkeit zu erreichen, welche ſeiner Beſtimmung gemäß iſt. Der Trieb zur Selbſterhaltung oder die Selbſtliebe iſt die Triebfeder, welche die ganze lebendige und vernünftige Schöpfung in beſtändiger Wirkſamkeit erhält und ohne welche wir weder des Vergnügens, noch des Schmerzens weder der Furcht noch der Hofnung fähig, fühllos und unbeweglich ſeyn würden. Das, was man insgemein die unordentliche, die verkehrte Selbſtliebe nennt, ſollte man vielmehr Feindſchaft gegen ſich ſelbſt nennen. Denn nach der ordentlichen Beſchreibung, die man von der verkehrten Selbſtliebe gibt, beſteht ſie darinnen, daß die Menſchen ihre Glückſeeligkeit in der Uebertrettung der göttlichen Geſetze und in dem Unglücke andrer ſuchen. Es iſt wahr, die Selbſtliebe iſt eben auch die Quelle aller böſen Handlungen. Auch der Selbſtmörder handelt aus Selbſtliebe. Dieſer Thor hält den Tod für ein gröſſers Glück als ſein Leben und deswegen legt er ſelbſt Hand an ſich. Aber die Selbſtliebe iſt an und für ſich ganz unſchuldig. Sie beſtehet in einer Begierde nach der Glückſeeligkeit. Die Wahl der Glückſeeligkeit ſelbſt aber hängt von unſrer

Vernunft ab. Nachdem diese aufgeklärt und richtig angewendet, oder versäumt wird und den sinnlichen Vorstellungen weichen muß, nachdem wird die Selbstliebe, dieser an und für sich unschuldige Trieb, zu einer Quelle guter oder böser Handlungen. Die Selbstliebe muß zu ihrer ursprünglichen Bedeutung zurückgeführet werden und so ist sie untadelhaft und die erste Ursache der Bewegungen in der moralischen Welt. Man muß hernach die Stufen der Selbstliebe nach dem richtigen Gebrauch der Vernunft und nach der Ausbesserung des Herzens bestimmen. Wer seine Vernunft am richtigsten anwendet und in der Wahl wahrer Güter am fürsichtigsten ist, der hat die größte Selbstliebe. Jemehr sich jemand durch sinnliche Vorstellungen und durch Vorurtheile dahin reissen läßt und je weiter er sich von dem Wege der Tugend entfernt, destoweniger liebt er sich selbst. Nach dieser Erklärung wollen wir niemanden tadeln, daß er zuviel Selbstliebe habe. In der Selbstliebe können wir nicht zu weit gehen, so lange wir den göttlichen Absichten und der Vernunft gemäß handeln. Diejenigen, denen man in der gewöhnlichen Sprache am meisten Selbstliebe zuschreibt, lieben sich am wenigsten. Sie sind Störer ihrer wahren Glückseeligkeit und Feinde ihrer Ruhe.

Die Christliche Religion macht, daß uns unser Da-

Daſeyn weit angenehmer ſeyn muß, als ſonſt. Sie macht uns ſo reitzende Abſchilderungen von der unermeßlichen Liebe und Gütigkeit unſers Schöpfers, ſie vertreibt die Dunkelheit unſrer künftigen Beſtimmung durch ſo klare Ausſprüche, ſie entdeckt uns ſo vortrefliche und annehmungswürdige Mittel der Verſöhnung, ſie überzeugt uns von der ewigen Dauer und von dem unendlichem Wachsthum unſrer Glückſeeligkeit, die wir mit allen Tugendhaften theilen werden, ſo göttlich ſtark, daß wir gar keine Selbſtliebe beſitzen müßten, wenn wir nicht ihren Vorſtellungen unſre Herzen öfnen und ihre Fürſchriften zur Beſtimmung unſrer Selbſtliebe machen würden.

Es kränkt mich allezeit, wenn dieſe vortreffliche Religion durch unbeſtimmte Ausdrücke verſtellt wird und ihre Gebote durch menſchliche Erklärungen von ihrer urſprünglichen Richtigkeit und Schönheit etwas verliehren. Es iſt ein gewöhnlicher Ausdruck unſrer Sittenlehrer, daß ein Menſch verbunden ſey, GOtt mehr zu lieben als ſich ſelbſt. Man macht dieſes Gebot zu einem Gebot der Chriſtlichen Religion. Es iſt in der That unbeſtimmt. Erklärt man es ſo, daß ein jeder Menſch verbunden ſey, ſeine Neigungen nach dem göttlichen Willen einzuſchränken und auszubeſſern und ſo gar ſein Leben der Ehre GOttes aufzuopfern, ſo iſt es

ein

ein richtiges Gebot der Vernunft und der Offenbarung, ein Gebot, durch dessen Beobachtung wir unsre Selbstliebe auf das deutlichste beweisen. Wird aber dieses Gebot so verstanden, daß die Menschen verbunden seyn, an GOtt blos seine Vollkommenheiten und also nach dem schärfsten Wortverstande ihn mehr, als sich selbst und ohne Rücksicht auf ihre Glückseeligkeit zu lieben, so enthält es etwas, dessen Erfüllung unmöglich ist und mit der Offenbarung selbst streitet, welche verlangt, daß wir GOtt lieben sollen, weil er uns zu erst geliebt hat.

B. Cleanth.

Ode.

Lob der Gottheit.

Darf eine sterbliche, noch ungeweyhte Leyer
Sich in die Harmonie zu mischen unterstehn,
Womit die Sphären dich erhöhn
So gib ihr ungewohntes Feuer!

Dir

Dir Schöpfer! ſingt mein Lied, dich preiſen meine Zähren
Erpreſt von Luſt, erpreßt von Dankbarkeit,
Mein Lied trotzt der Vergeſſenheit,
Dann es ertönt zu GOttes Ehren.

Geiſt! den man überall in ſeinen Werken findet
Und nie begreift, erblicket oder kennt,
Den jede Gegend anders nennt
Und den kein Sterblicher ergründet.

Wie groß biſt du! ſelbſt da wir dich nicht kennen;
Der iſt kein GOtt den Staub begreiffen kan:
Der Menſchen allzuſtolzer Wahn,
Kan dich nicht denken, will dich nennen.

Du rufſt dem Frühling zu, er kömmt und junge Freuden
Umtanzen ihn vergnügt, es lächelt die Natur,

Der

Der West streicht schmeichlend durch die Flur,
Und kühlet die erhitzten Weyden.

Es neigen sich vor dir der Blumen bunte Heere
Das stille Veilgen preist des Schöpfers gütge Macht.

Vergnügte Stille füllt die Nacht
Und herrscht auf dem entschlafnen Meere.

Du willst und schon, schon zürnt der Sturm von ferne,
Und mischet mit Geräusch der Wellen trübes Grün.
Der Tag entweicht, die Weste fliehn
Und Blitze leuchten statt der Sterne.

Ein stürmscher Nord durchbraust die traurigen Gefilde,
Der Wandrer schauervoll, erschrocken und allein
Sucht Hölen im betrübten Hayn
Dem Aufenthalt vom scheuen Wilde.

Lang.

Digitized by Google

Langſam entwurzelt ſinkt mit drohend ſchwerem Falle

Der Eichbaum furchtbar hin, der ſeit der Sündfluth ſtand,

Er ſinkt, ſein Fall erſchreckt das Land,

Es donnern ferne Wiederhalle.

Ich ſeh bey ſtiller Nacht viel tauſend Welten ſchimmern,

Vielleicht ſind ſie bewohnt vom menſchlichen Geſchlecht,

Das deiner Vorſicht Hand gerecht

Beſtimmt zu beſſern oder ſchlimmern.

Wie viele rollen noch! Wie viele ſind vergangen!

Durch deinen mächtgen Wink im Augenblick zerſtört.

O HErr! wie lebt der Menſch bethört!

Getäuſcht vom Kummer und Verlangen.

Auch dieſer Ball wird einſt durch deinen Wink vergehen

Dann kommt im Siegsgepräng der Richter unſrer Welt,

Die

Ihr! die das Grab umschlossen hält,
Ihr Todten! eilet aufzustehen

Es kommt der ewge Tag, der Zweck von allen Tagen
Der Tag um den die Welt erschaffen worden ist;
Dann schweigt der Frevler Stolz und List,
Dann schweigt der Frommen heilges Klagen.

Dann Schöpfer! will ich dich mit bessern Liedern singen,
Dann dien ich dir verklärt in deinem neuen Reich
Ihr Stunden! o beflügelt euch
Und eilt mich bald dahin zu bringen.

Ihr Engel! ließt euch sonst zum Erdball freundlich nieder
Erhebet meinen Geist und reisset ihn von hier,
O! singt der Gottheit Lob mit mir,
Lehrt meine Lippen eure Lieder.

L.

Der Freund.

Sieben und dreiſſigſtes Stück.

Laßt ab von mir, ich will mich ſelbſt verdammen,
Geſpenſter, ach! die ihr mit Klauen dräut,
Um Gräber ſpückt, und Kindern oder Ammen
Am liebſten ſichtbar ſeyd.

Uz.

Ich war geſtern in einer zahlreichen Geſellſchaft, in welcher Herr Altklug, Frau Hausſorge und Frau Frommſtolzin die größte Role ſpielten. Man hatte eine zeitlang vom Wetter und von Zeitungsangelegenheiten geſprochen, als Herr Altklug mit groſem Wehklagen prophezeyte, daß es nächſtens einen blutigen Krieg mit den Türken geben werde, weil er in den Zeitungen geleſen hätte, daß an den Engliſchen Küſten ein Luftzeichen geſehen worden, das einer Schlacht ſehr

ähnlich gesehen hätte. Ich hatte die Unvorsichtigkeit darüber zu lachen, und dieß zog mir eine Strafpredigt von allen Anwesenden zu. Sie redeten lange von Ahndungen, und endlich erzählten sie mir um die Wette Gespensterhistorien; keiner wollte sich darinnen von dem andern übertreffen lassen, und sie waren so beredt, daß sie endlich alle anfiengen furchtsam zu werden. Einige Kinder, die dabey waren, sassen in einer Ecke, und sahen sich immer furchtsam nach ihrem Schatten um, den sie zu fürchten anfiengen. Ich nahm daher Gelegenheit, einigen von der Gesellschaft vorzustellen, wie viel Schaden dergleichen Eindruck bey Kindern hervorbringen könne. Ich stellte ihnen vor, wie unverantwortlich man handelte, wenn man ihnen eine Furcht einprägte, die üble Folgen haben kan, und die sie hernach schwer wieder ablegen, und beherzt oder gesetzt werden können. Die Gesellschaft nahm aber dieses so übel auf, daß ich öffentlich für einen Freygeist oder für einen Religionsspötter erklärt wurde. Dieses verdroß mich, und ich gieng den Kopf ganz mit Gespensterhistorien angefüllt hinweg. Als ich nach Hause kam, setzte ich mich an meinen Schreibtisch, und wollte meiner Gewohnheit nach an einem Aufsatz schreiben, der hier sollte eingedruckt werden: ich war aber von den Gespenstergesprächen so eingenommen, daß ich an nichts als an Erscheinungen dachte. Ich hohlte aus meinem Bücherschranke ein un-

sinniges

sinniges Buch heraus, das man den höllischen Proteus nennet, und das man, wie alle Bücher von dieser Art, verbrennen sollte, statt es jungen Leuten in die Hände zu geben. Ich laß darinnen biß ohngefehr eine Viertelstunde nach Mitternacht: da wurde ich durch ein grosses Geräusche gestöhrt, das ich an dem Ende eines langen Ganges hörte, der vor meiner Stube ist. Ich hörte endlich ganz deutlich ein schröckliches Getöse von Ketten: ich fieng an furchtsam zu werden, mein Hund fieng an zu bellen, die Flamme des Lichtes, das auf dem Tische stund, wurde blauer. Das Gerassel kam immer näher, auf einmal gieng meine Thür auf, und ich sahe ein schreckliches Gespenst hereintretten, das mit einer grossen Kette und ein paar Schellen, die es auf dem Kopf hatte, klappette. Anfangs erschrack ich auf das äusserste: als ich aber sahe, daß mir das Gespenst nichts zu leide that, und bloß vor mir stehen blieb und mich starr ansah, fieng ich an es genauer zu betrachten. Es war ein magerer langer Mann, der seine Perucke schief aufhatte, und ganz ausgehungert aussah. Er hatte ein Kleid an, das so voll Flecken und so zerrissen war, daß man seine eigentliche Farbe nicht wohl erkennen konnte. Aus seiner Tasche sahe eine grose Rolle Papier heraus, und in den Händen trug er zwey grosse Ketten, die er beständig schüttelte. Dieses Gespenste unterbrach mich in meinen Betrachtungen, und sagte mit einem recht steif-

sen Amtsgesicht: Nun siehest du, daß es Gespenster gibt! Fürchte dich aber nicht, ich bin nicht so böse als ich aussehe, ich will dir nichts thun, ob du schon verdient hättest, daß ich dir den Kopf ein wenig zurecht setzte, weil du so oft über mich und meines gleichen gelacht hast. Ich bitte sie von Herzen um Verzeihung, antwortete ich stammelnd, ich will nun ganz gewiß nichts mehr von den Herren Gespenstern sagen: ich kan sie versichern, daß ich es bloß gethan habe um meinen Witz zu zeigen, und gar nicht aus Ueberzeugung. Weil du es deswegen gethan hast, sagte das Gespenst, so will ich dir es verzeihen, dann ich bin auch, weil ich lebte, ein witziger Kopf gewesen. Du siehest hier den Schatten eines Mannes, der sich mit der Verfertigung von Leichen- und Hochzeitgedichten bey seinem Leben genährt hat; ich hatte mich in dieser Art von Gedichten recht berühmt gemacht: ich wollte aber, ich wäre es nicht gewesen, so dürffte ich itzo nicht die Nächte herumlauffen, und mit meinen Ketten spielen. Man nennte mich, weil ich lebte, Panerazius Leberreim; und du must noch von mir in deiner Jugend gehört haben. Also ist es wirklich wahr, fragte ich, daß die Todten wiederum erscheinen, und in unsrer Welt herumgehen können? Ich hätte es nimmermehr geglaubt. Es sind auch nicht alle Todten so wunderlich herum zu lauffen verbunden, als wir Gespenster, sprach Herr Pancrazius Leberreim. Die tugendhaften

haften und die laſterhaften Seelen haben ſobald ſie den Körper verlaſſen, ihre von der Gerechtigkeit beſtimmte Wohnung, aber diejenigen Seelen, die bey ihrem Leben nicht Verſtand genug hatten, um im Ernſt tugendhaft oder laſterhaft zu ſeyn, diejenigen Seelen, die ihr ganzes Leben mit kindiſchen und lächerlichen Sachen zugebracht haben, werden noch für unreiffe Seelen gehalten, und dieſe müſſen zu Geſpenſtern werden, und eine zeitlang herum lauffen biß ſie völlig reif werden. Um es kurz zu ſagen, die Narren werden nach ihrem Tode zu Geſpenſtern und müſſen dieſe Rolle ſpielen, biß ſie klüger werden, und für ordentlich reife Seelen gehalten werden können. Ich werde nun ſchwerlich lange mehr ein Geſpenſt ſeyn, weil ich nun zu ſehen anfange, daß ich bey meinem Leben ein Narr war, und die Kette die ich itzo ſchleppe, wird wohl einmal deinem guten Bekannten dem Herrn Reimefrüh zu Theil werden. Daß ich die Wahrheit ſage, kanſt du aus den meiſten Geſpenſterhiſtorien ſchließen. Wir Geſpenſter fangen meiſtens ſo tolle Sachen an, daß es mich wundert, daß die Welt noch nicht eingeſehen hat, daß die Seelen kluger abgeſchiedener Menſchen nimmermehr ſo ſeltſam thun könnten, ſondern daß es nothwendig die Seelen der Narren ſeyn müſſen, die einen ſolchen Lärmen machen. O Herr Pancrazius Leberreim, unterbrach ich ihn, erlauben ſie mir das, was

ſie da ſagen, aufzuſchreiben, alsdann kan ich mich mit Entdeckung einer neuen Wahrheit aus der Geiſterlehre in meinem Wochenblate groß machen. Aber es giebt ſo vielerley Arten von Geſpenſtern: ſind ſie denn alle Narren? Verzeihen ſie mir, wenn ich ſo unhöflich frage.

Ich bin hier dich zu unterrichten, ſagte das Geſpenſte, alſo will ich dir alles erklären. Es gibt ſo viel Arten von Geſpenſtern als von Narren. Wir Dichter, die wir bey unſerm Leben uns bloß um den Reim bekümmert haben, ohne nach den Gedanken zu fragen, müſſen uns nach unſerm Tode mit groſſen Ketten ſchleppen, und wie wir bey unſerm Leben mit Reimen klapperten, klappern wir itzt mit Ketten und Schellen und machen ein groſſes Geräuſche, aber weiter thun wir nichts. Je ſchwerer unſre Werke oder Gedichte waren, deſto ſchwerere Ketten müſſen wir tragen. Diejenigen Kobolde oder Geſpenſter, die lauter Affenſtreiche vornehmen, den Mädgen in den Küchen die Teller oder Schüſſeln nachwerffen, die Leute laut auslachen, ſie zupfen, ihnen etwas verſtecken, oder ihnen ſonſt närriſche Streiche ſpielen, das ſind die Seelen abgeſchiedener Stutzer. Niemahls thun ſie etwas kluges, alle ihre Scherze ſind lahm, grob und ohne vernünftige Abſicht. Du wirſt niemahlen gehört haben, daß ein ſolcher Kobold

bold jemand etwas gethan hat, wenn man bey einem Mädgen war oder am Spieltisch saß: nur diejenigen Leute die fleisig lesen, oder sonst bey Nacht ernsthaft arbeiten, diese plagen sie. Aus allem diesen kanst du schlüssen, daß diese Kobolde nothwendig die Seelen der jungen Herren oder der Affen seyn müssen: die Aehnlichkeit ist augenscheinlich.

Diejenigen Kobolde aber, die sich nicht viel sehen lassen, und den Leuten allen Verdruß anthun, beständig brummen und im Finstern bisweilen schröckliche Ohrfeigen austheilen, das sind die Seelen fürchterlicher Kunstrichter, die sich bey ihrem Leben in die Ewigkeit geschimpft haben.

Diejenige glänzende Figuren, die ihr Irrlichter nennt, die bey Nacht schimmern, schön leuchten, und die Reisenden in Sümpfe führen oder sonst irre machen das sind die Seelen der Stutzerinnen, die sich bey ihrem Leben mit nichts beschäfftigten, als sich zu putzen, und den Mannspersonen ohne Unterschied zu gefallen. Du wirst bemerkt haben, daß diese Irrlichter, wenn sie einander nahe kommen, aufeinander stossen, als wenn sie sich miteinander schlügen: sieheſt du nicht im gemeinen Leben, daß die buhlerische Mädgen auf gleiche Art niemahl einander recht gut werden können? Beständig werden sie aufeinander schimpfen und einander verläumden. Ihre Geister haben den alten Haß noch behalten.

Alte ernsthafte Thoren und Thörinnen, die beständig darüber seufzen, daß man anfängt zu denken und zu untersuchen, diese werden nach ihrem Tode zu dem, was ihr Klagemütter heisset. Sie seufzen und heulen ohne Ursach, wie bey ihrem Leben; bißweilen klopfen sie auch oder lärmen, auf daß es die Leute für Anzeigen und Ahndungen eines zukünftigen Unglücks halten sollen. Wenn dieses geschicht, freuen sie sich sehr darüber, und glauben etwas sehr kluges gethan zu haben, wenn sie jemanden ein Unglück prophezeyet. Denn es mag über kurz oder lange Zeit seyn, es begegnen den Menschen sehr offt verdrüßliche und unglückliche Sachen, und hernach sagt man: ja es hat mir geahndet, ich habe Anzeichen von diesem Unglück gehabt.

Das sogenannte wütende Heer bestehet aus den Seelen der närrischen Landjunker, die bey ihrem Leben nichts thäten als jagen und sich betrinken. Sie lärmen noch als wenn sie betrunken wären, und weil sie sich in ihrem Leben dumm, alt und närrisch gejagt hatten, müssen sie nach ihren Tode so lange jagen, biß sie wieder klug werden.

Diejenige Kobolde, die beständig in den Ställen sind, bisweilen die Pferde striegeln, und sie bisweilen schrecklich abreiten und ermüden, sind auch Landjunker, die bey ihrem Leben ihr Vieh höher als ihre Anverwandten

ten gehalten und ſorgfältiger als ihrer Kinder gewartet haben. Ihr Vieh war ihre liebſte Geſellſchaft; deswegen müſſen ſie itzo auch noch ihnen im Stall Geſellſchafft leiſten.

Diejenige Geſpenſter, die ſich wie die Nachteulen in alten verfallenen Gebäuden aufhalten, ſind die Seelen einiger ernſthaften Pedanten, die bey ihrem Leben beſtändig finſter und verdrüßlich waren, und die gern alle Leute ſo finſter und verdrüßlich hätten machen wollen, als ſie waren.

Denen Narren, die bey ihrem Leben, die Karten ſelten aus den Händen legen, wie deine Bekannte, die Fr. Spielteller, wird nach ihrem Tode der Zeitvertreib beſtimmt, daß ſie in den Fenſterrahmen, oder ſonſt an einem Orte bisweilen klopffen und hämmern. Theils unter euch ſagen, daß es die Mäuſe und Würmer thun, andre aber geben es Geſpenſtern ſchuld, und dieſe haben recht: keine Vorbedeutungen ſind es nicht, wie einige glauben. Dieſe arme Geſpenſter haben nach ihrem Tode nicht mehr Verſtand als ſie bey ihrem Leben hatten: ſie klopfen bloß um ſich zu beluſtigen, und weil ſie nichts ſonſten zu thun wiſſen, und ich finde dieſen Zeitvertreib eben nicht viel unvernünftiger als den ſie in ihrem Leben hatten, aus dem ſie ſich doch ihr wichtigſtes Geſchäfte machten.

Diejenige schwarze Hunde, die an den Orten liegen, wo ein Schatz ist, sind die Seelen der Geitzigen, aber nicht derjenigen Geitzigen, die dabey boshaft und betrügerisch sind; diese sind lasterhafte, und gehören nicht hieher. Es gibt in der That Leute, die aus Thorheit geitzig sind, ob sie gleich in andern Stücken sich als ehrliche Leute aufführen. Diese werden nach dem Tod Hüter ihrer Schätze, und geniessen so wenig davon, als sie bey ihrem Leben genossen. Sie haben nur die Mühe sie zu bewachen, und die Freude sie anzusehen.

Diejenige Schwätzer und Zeitungsträger, die manchmal ihre Nebenmenschen, ohne böse Absichten zu haben bloß aus Dummheit oder Thorheit verläumden, werden auch zu einer Art von Gespenstern. Dann ohngeachtet die meisten davon lasterhaft sind, so sind sie es doch nicht alle. Theils davon wissen sonst nichts zu reden, und schämen sich doch zu schweigen. Deswegen erzählen sie Neuigkeiten von allen Leuten, die ihnen einfallen: dieses wird bey ihnen endlich zur Gewohnheit. Von ihren besten Freunden reden sie Böses. Sie glauben, man werde sie vor fromm halten, weil sie alle andere Leute für gottlos ausschreyen. Sie glauben klug zu seyn, weil sie die ganze Welt für thörigt gegen sich achten. In dieser Art der Verläumder ist würklich mehr Narrheit als Bosheit. Dergleichen Leute werden

nach

nach ihrem Tode zu Währwölfen, machen ein ſchröckliches Geheule, fallen bisweilen die Leute an, und ſind beſonders unbewehrten gefährlich. Wenn man ſich ihnen aber herzhaft widerſetzt, laufen ſie meiſtens davon, und gleichen alſo auch in dieſem Stücke noch denjenigen Verläumdern, die wenn man wieder böſes von ihnen redet oder ihnen ſonſt drohet, weit ehender ſchweigen, als wenn man ihren Angrif aus Verachtung oder aus Gedult ſtillſchweigend übergehen wollte.

Diejenige Art der Gelhrten/ die beſtändig arbeiten, und in ihrem ganzen Leben mit vieler Mühe und Fleiſe nichts vernünftiges und nichts nützliches herausbringen, doch aber dadurch bisweilen ihre Nachkommen, die einen gröſſern Geiſt haben, auf Spuhren leiten, dadurch etwas wichtiges entdeckt wird, werden nach ihrem Tode zu Bergmänngen (wie man ſie nennt). Dieſe hämmern und arbeiten auch beſtändig ohne Nutzen: bisweilen aber zeigen ſie doch den Bergleuten an, wo das Metall verſteckt liegt.

Endlich werden auch alle diejenige Leute zu Geſpenſtern, die bey ihrem Leben in ihre Art von Beſchäftigungen ſo verliebt geweſen, daß ſie alle andere Arten von Wiſſenſchaften verachtet und für lächerlich hielten. Dergleichen Geſpenſter gibt es eine unzähliche Menge. Die Geiſter einiger ſtolzen Kriegsleute führen

Digitized by Google

ren in der Luft Krieg miteinander, und das Volk hält für Vorbedeutungen das, was bloß der Zeitvertreib dieser müssigen Seelen ist. Die Gespenster eingebildeter Pedanten poltern in den Büchersaalen; die Geister verwirrter und pedantischer Rechtsgelehrten lärmen bey Nacht in den Gerichtsstuben, die Geister der Aerzte schleichen in den Kirchhöfen auf den Gräbern derer herum, die sie in ihrem Leben erwürgt haben, und sind was sie bey ihrem Leben waren, Vorbotten des Todes . . .

Und die Schriftsteller, die Wochenblätter schreiben, unterbrach ich mein Gespenste, dem ich bisher sehr andächtig zugehöret, und nachgeschrieben hatte, was werden aus diesen für Gespenster? Herr Pancrazius Leberreim oder vielmehr sein Gespenste, fieng über meine Frage so ungestümm zu lachen an, daß ich fast böse geworden wäre. Sie haben eben nicht Ursache so sehr zu lachen, sagte ich, Wochenschriftsteller sind allemal meist so gut als Gelegenheitsdichter, und wenn es nur auf die Reimen ankommt, so getrauen wir uns eben auch solche Reimer abzugeben als . . .

Ueber dieses unglückliche Wort: Reimer, wurde mein Gespenst, wie es schien böse, klapperte mir mit seiner Kette um die Ohren herum und verschwand auf einmal. Ich bedaure, daß ich so unvorsichtig gewesen;

Denn

denn wenn das Geſpenſte länger geblieben wäre, ſo hätte ich ein ganz neues Syſtem in der Geiſterlehre erlernen und hernach ſchreiben können. Alsdann wäre ich etwas wichtigers geworden als ein Wochenſchriftſteller. Weil es mir aber noch zu bald verſchwunden iſt, kan ich meinen Leſern nichts als gegenwärtige neue Nachrichten geben. Ich dächte ſie wären wichtig genug für ein Wochenblat.

E. Pheron.

Die Mode Wünſche herzuſagen
Iſt zwar ein wenig abgetragen;
Das iſt ſchon wahr.
Doch wag ichs, ſingt mit mir ihr Brüder,
O woher nehm ich neue Lieder
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Wann Thoren reich im Golde ſtarren,
Dann hält kein Menſch ſie mehr vor Narren,
Das iſt ſchon wahr.
Wünſcht allen Weiſen gute Schneider,
Und armen Dichtern beſſre Kleider,
Zum Neuenjahr.

Daß

✿ ✿ ✿

Daß wir bey Mopsens stolzem Brüsten
Ihn reich und vornehm glauben müsten
Das ist schon wahr:
Doch Gläubiger sind bessre Kenner;
Wünscht ihm Credit, dem hohen Gönner,
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Thrax reimt, streicht aus, verbessert wieder
Und schreibt sehr mühsam schlechte Lieder;
Das ist schon wahr.
Sein Geist hat gar zu enge Schranken
Und wer ihn liest, wünscht ihm Gedanken
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Es freyet Polidor Melissen,
Er wird ein reitzend Mädgen küssen;
Das ist schon wahr.
Doch sie hat gar zu viele Freunde;
Ich gönn sie meinem ärgsten Feinde
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Herr Muffel kan uns viel erzählen,
Und ſchrecklich auf die Sünde ſchmählen,
Das iſt ſchon wahr:
Wir wünſchen um uns zu belehren
Nur mehr Exempel, weniger Lehren,
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Jeßmin kan artig Scherz und Lachen
Und Staat mit ſeiner Weſte machen;
Das iſt ſchon wahr.
Doch Mädgen, laßt euch nicht erbitten:
Wünſcht ihm Verſtand und gute Sitten
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Philint hat wirklich viel geleſen,
Gelehrt iſt er ſchon längſt geweſen,
Das iſt ſchon wahr:
Vernünftig wird die Zeit ihn machen;
Wünſcht ihm Geſchmack an ſtatt zu lachen
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Cornuten muß man seine Freuden,
Wenn man sein Weibgen sieht, beneiden,
Das ist schon wahr:
Wer sie recht kennt und ihr Betragen,
Wünscht ihm Gedult sein Joch zu tragen,
Zum Neuenjahr.

✿ ✿ ✿

Daß Reimer stolz auf Träumereyen,
Offt nach den griechschen Musen schreyen,
Das ist schon wahr.
Uns Dichtern wünsch ich junge Musen
Von braunem Haar, von schönen Busen
Zum Neuen Jahr.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Acht und dreiſſigſtes Stück.

Virtutem videant, intabeſcantque relicta.

Perſius.

Fortſetzung Des neun und zwanzigſten Stücks.

Geſchichte der Nachfolger des Mirza.

Die erſten Nachfolger des Mirza waren gute Regenten. Sie bedienten ſich fleiſſig des Glaſes, welches Mirza von der Fee Alzenire bekommen hatte. Ihre Regierung war friedlich und glücklich. Das Glas bekam zwar unter der Herrſchaft der zween erſten einen Flecken, aber durch die Fürſorge der Fee wurde es allemal wieder gereiniget, wenn ein neuer König den Thron beſtieg. Der

dritte von diesen Königen war ein sehr stiller Herr. Die Menschenliebe galt ihm mehr, als der Heldenruhm. Das Glas blieb, so lang er es führte, hell; seine Unterthanen aber lobten ihn nicht sehr. Sie hielten ihn für schläfrig.

Sein Nachfolger war ein Herr von grossem Geist, und jedermann machte sich die größte Hofnung von ihm. Er fieng seine Regierung mit einigen Kriegen an, wozu er von seinen Nachbaren gereitzet wurde. Er siegte. Seine Unterthanen priesen sich glücklich, einen König zu haben, der den Ruhm vor Balsora durch ganz Asien ausbreitete. Dieses Lob schmeichelte dem Könige. Er beschloß seinen Namen durch fernere Siege noch ruhmwürdiger zu machen. Weil ihm die Benachbarten keine Gelegenheit dazu gaben, so kündigte er dem Könige von Ormus den Krieg an. Die Ursache dazu war von keiner Wichtigkeit und das Glas des Königes bekam einen Flecken, wie er diesen Entschluß faßte. Er wurde bestürzt darüber. Sein Vezier aber ein berühmter Mann wegen seiner Statsklugheit, sagte, der Flecken könnte wohl von dem Alter des Glases herrühren. Der Krieg gieng also vor sich, und Ormus wurde erobert.

Nach dieser wichtigen Eroberung beschloß Caled, so hieß der König, eine Zeitlang die Früchte seiner Siege in Ruhe zu genüssen. Er überließ sich nunmehr allen Vergnügungen, die ein prächtiger Hof verschaffen kann. Sie wurden ihn bald unschmackhaft. Er begab sich endlich auf ein Lustschloß, das weit von Balsora abge-

abgelegen war, um daſelbſt die ſtillen Vergnügungen des Landlebens zu verſuchen. An einem Tage war er allein zur Luſt ausgeritten. Er verirrete ſich in einem Walde, und die Nacht überfiel ihn. Nachdem er lange herumgeirret war, fand er endlich eine Schäferhütte. In derſelben war blos ein alter Schäfer und ſeine Tochter. Sie nahmen den König, den ſie nicht kannten, gutwillig auf. Die junge Schäferin war die vollkommenſte Schönheit, die Caled jemals geſehen hatte. Er wurde von ihrem Anblick ſo gerührt, daß er beſchloß, noch den folgenden Tag in der Hütte zu bleiben, um ihren Geiſt und ihr Herz zu erforſchen. Sie war leicht auszuforſchen. Eine unſchuldsvolle Munterkeit, ein ungekünſtelter Witz und das beſte Herz von der Welt war ihr Charakter. Sie gefiel dem Könige ſo wohl, daß er noch zween Tage da blieb. In dieſer Zeit begleitete er ſie täglich zu ihrer Heerde; ihre Geſänge, die an Anmuth mit der Stimme der Nachtigall ſtritten, waren ſein Ergetzen. In der dritten Nacht, wie der König ſchlief, weckte ihn die Schäferin auf. " Herr, ſagte ſie, einem Zufall habe ich es zu danken, daß ich es weiß, wer du biſt. Du biſt der König. Mein Vater hat es mir in dieſer Nacht geſagt; er ſelbſt hat es erſt geſtern Abend erfahren. Ein benachbarter Fürſt, den du aus ſeinem Lande vertrieben haſt, hält ſich mit ſeinem Gefolge in der Nähe auf. Er hat erfahren, daß du hier biſt. Noch in dieſer Nacht will er hieher kommen, und dich umbringen. Mein Vater iſt weder mächtig noch beherzt genug, dich zu ſchützen. Aber ich will dir helfen. Stehe auf, und folge

mir. Ich will dich durch unbekannte Wege führen, bis du in Sicherheit kömmst. Ich verlange dafür keinen andern Lohn, als daß du meinen Vater für der Rache deines Feindes sicher stellest, ehe derselbe erfährt, daß ich dir geholfen habe. „ Caled sprung von seinem Lager auf, theils über seine Gefahr bestürtzt, theils von der Großmuth der jungen Schäferin entzückt. Sie giengen beide die ganze Nacht durch, biß sie einen sichern Ort erreichten. Die Schäferin wolte nunmehr zurück. Caled hielt sie auf, und ließ ihren Vater holen. Der alte Mann kam, und Caled nahm beide mit sich nach Balsora. Die Reitzungen der Schäferin hatten ihn so sehr gerührt, daß er sie nicht von sich lassen konnte. Er fand ihre Tugend eben so groß, als ihre Schönheit; er nahm sie endlich zu seiner Gemahlin. Caled genoß mit seiner Gemahlin einige Jahr lang das reinste Vergnügen. Palmire —— dieses war ihr Name —— besserte durch die Gesellschaft des Hofes ihre Manieren aus, ohne ihr Herz zu verändern. Sie liebte den König sowol aus Neigung, als aus Dankbarkeit. Sie wurde von allen Unterthanen angebetet; denn sie war eine sichere Zuflucht der Unglücklichen, und hundertmal besänftigte sie den Zorn ihres Gemals, wenn er wider seine Bedienten ergrimmt war.

Endlich reisete Caled zu einem benachbarten König, mit welchem er im Bündnis stund. Derselbe hatte eine Tochter die ihrer Schönheit wegen berühmt war. Sie hies Cadiga. Ihre Schönheit war in der That groß, doch war sie mit Palmirens Reitzungen nicht zu vergleichen. Aber sie hatte etwas schmeichelndes in ihrem

ihrem Bezeigen, und Caled ward dadurch gerührt. Er hielt bey ſeinem Bundesgenoſſen um ſie an. Sie wurde ihm verſagt, weil er ſchon eine andere Perſon zur Königin erklärt hätte. Dieſe abſchlägige Antwort entzündete ſeine neue Liebe gedoppelt. Ohngeachtet ſein Glas dieſen Trieb verwarf, verſprach doch Caled, der in ſeinen Leidenſchaften niemals mäſſig war, Palmiren von der Würde einer Königin herabzuſetzen, und die Prinzeßin Cadiga daranf zu erhöhen. Auf dieſe Bedingung bekam er ſie. Sie reiſten zuſammen nach Balſora zurück. Die unſchuldige Palmire wußte nichts davon. Sie eilte, wie ſie die Annäherung ihres Gemahls erfuhr, ihn zu empfangen. Der erſte Gegenſtand, den ſie erblickte, war eine Nebenbulerin, und noch dazu eine mächtige und begünſtigte Nebenbulerin. Sie fühlte ſogleich die Gröſſe ihres Unglückes. Gleichwol hatte ſie Gewalt genug über ſich, ihre Schmerzen zu verbergen, bis ſie den König allein ſprechen könnte. Er flohe ihre Unterredung. Endlich konnte er ſie doch nicht länger vermeiden, weil der Tag herannahete, an welchem Cadiga gekrönet werden ſollte. Verwirrung und Scham ſtund auf ſeiner Stirne, als er in Palmirens Zimmer trat. Sie empfieng ihn mit offenen Armen. " Warum ſcheuet ſich mein Gemahl für mir? fieng ſie an. Ich weiß mein Schickſal ſchon. Mit Freuden will ich der glücklichern Schöne, die dein Herz mit mir theilet, einen Rang überlaſſen, der mir niemals ein Vergnügen, und oft Verdruß gemacht hat. Wenn mir nur in deinem Herzen, o König, ein Platz übrig bleibt, wenn die glückliche Cadiga damit zufrieden iſt, meine

Krone zu besitzen, wenn sie mir einen Theil, nur die Hälfte deiner Liebe überläßt, so kan Palmire nicht ganz unglücklich seyn. „ Caled wußte nicht, was er antworten sollte. Er hatte sich auf heftige Vorwürfe gefaßt gemacht. Aber diese zärtliche Gedult entwafnete seine Beredsamkeit, und rührte seine Seele. Er umarmete Palmiren. Er schwor ihr aufs neue eine ewige Liebe, wenn sie der Cadiga den Rang seiner ersten Gemahlin abtretten wollte. Palmire bewilligte alles, und Cadiga wurde gekrönt. Die Einwohner von Balsora feierten der Gewohnheit nach Freudenfeste, und verabscheueten im Herzen die Beleidigung, die der König der zärtlichen Palmire erwies.

So sehr auch Caled von den Reitzungen der Cadiga eingenommen war, so konnte er doch Palmiren nicht verlassen. Ihre Zärtlichkeit rührte ihn, ohngeachtet aller Schmeicheleien der Cadiga, noch immer so sehr, daß er seine Zeit ordentlich zwischen ihr und jener theilte. Aber damit war Cadiga nicht zufrieden. Sie wollte das Herz des Königs allein besitzen, und deswegen haßte sie Palmiren. Sie bediente sich aller Mittel, die die ärgste Eifersucht erdenken kan, um Palmiren zu stürzen. Endlich nahm sie zu der boshaftesten Arglist ihre Zuflucht. Sie ließ in einer Nacht in dem Schlosse nahe an Palmirens Zimmern Feuer anlegen. Das Feuer erweckte den König nebst dem ganzen Hofe. Sobald es gelöscht war, trat Cadiga aus ihrem Gemache, und sagte dem Könige mit verstellter Bestürzung, daß Palmire selbst das Feuer hätte anlegen lassen, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, zu einem Liebhaber, den

den ſie in Balſora hätte zu entfliehen. Voll von Wuth lief Caled in Palmirens Zimmer, ſie zu ermorden. Schon hatte er den Dolch gezückt, als ein zärtlicher Blick von Palmiren ſeinen wütenden Blicken begegnete. Er wurde gerührt; Er ließ den Dolch fallen, und eilte verwirrt aus dem Zimmer zurück. Die Nacht brachte er in der entſetzlichſten Unruhe zu. Am Morgen erneuerte Cadiga ihre Verläumdung; Caled wurde überwältiget, und ſchickte Palmiren einen Gifttrank zu. Sie begehrte ihn noch einmal zu ſprechen, aber Cadiga verhinderte es. Sie trank endlich das Gift, welches in wenigen Stunden ihr unſchuldiges und unglückliches Leben endigte. Wie ſie ſchon die Annäherung des Todes ſpürte, ſchrieb ſie noch dieſe Zeilen an den König.

" Ich ſterbe, grauſamer und doch ewig geliebter Caled, ich ſterbe, und du haſt es verlangt. In der That, mein Leben war das einzige Opfer, das du noch von mir fodern konnteſt. Alles andere hab ich dir ſchon lange aufgeopfert —— meine Ruhe, meine Freuden, mein Herz. Wie bereit war dieſes Herz, ſich dir zu ergeben! wie ſchnell war ich, zu glauben, daß du mir das Deinige geſchenkt hätteſt! Ich würde noch in dieſem glücklichen Irrthum ſeyn, und kein Glück würde dem meinigen gleich ſcheinen, wenn die glückliche Cadiga damit zufrieden geweſen wäre —— Aber nein. Dieſer Name müſſe nicht von mir genennet werden, den ich ohne Empfindung nicht nennen kan, und der doch nicht anders, als mit Ehrfurcht ausgeſprochen werden ſollte. Denn iſt ſie nicht meine Königin und deine Gemahlin? Sey glücklich, König; ſey glücklich

mit ihr. Meinem Angedenken schenke nur das Zeugnis meiner Unschuld, und eine zärtliche Thräne. Dieses wird meinem Geiste lieblicher seyn, als der Thau des Morgens trocknen und schmachtenden Blumen ist und Königinnen wird noch mein Tod beneidens werth seyn, wenn ihn Caled beweinet. „

Es ist unmöglich, die Gemüthsbewegungen zu beschreiben, die Caleds Brust erfüllten, wie er diesen Brief las. Palmirens Reitzungen, und ihre Unschuld, an welcher er kaum mehr zweifeln konnte, alles war ihm gegenwärtig, und quälte sein Herz. Cadiga durfte sich einige Tage lang nicht vor ihm sehen lassen. Endlich aber wurde seine Empfindung durch ihre erneuerten Schmeicheleien, und durch die Vorstellungen niederträchtiger Rathgeber betäubet, die ihn überredeten daß eine Schäferin des Angedenkens eines Monarchen zu wenig würdig sey. Palmire wurde vergessen, und Caled beruhigte sich. Inzwischen war sein Glas verdunkelt worden, ohne daß er darauf achtete.

Nahe bey Balsora liegt das Land Susistan, ein Theil von Persien. Dieses Land hatte damals noch seine eigene Könige. Der damalige König Taher war Caleds vertrautester Freund. Sie waren in ihrer Jugend mit einander auferzogen worden, und nachdem sie beyde zur Regierung gekommen waren, hatte Taher seinem Freunde in allen seinen Kriegen Beystand geleistet. Ein Jahr nach Palmirens Tode wurde Taher von dem Calisen von Bagdad dessen Macht damals anfing furchtbar zu werden, bekrieget. Er verlangte von seinem Freunde Caled Beystand. Caled war geneigt dazu; aber sein

Vezier

Vezier ſtellte ihm vor, daß er vielleicht ſelbſt in Gefahr gerathen könnte, wenn er ſeinem Bundesgenoſſen wider einem ſo mächtigen Feind beyſtehen wollte. Dieſer Einwurf machte ihn wankend. Endlich kamen Geſanden von dem Califen, die ihm die Hälfte von Suſiſtan anboten, wenn er ſich mit dem Califen vereinigen würde. Dieſes Anerbieten ſchien ihm zu groß, als daß er es ausſchlagen durfte. Sein Glas zeigte ihm zwar, daß er den Taher nicht verlaſſen könnte, ohne treulos zu werden. Aber die Begierde ſein Reich zu vergröſſern riß ihn fort und das Bündnis mit dem Califen wurde geſchloſſen. Sein Glas zerbrach gleich darauf. Caled ließ ſich dadurch nicht beunruhigen. Die Schmeicheleien falſcher Rathgeber, und noch mehr die Gewohnheit zu fehlen hatte ihn ſchon gegen ſeine Fehler unempfindlich gemacht.

Der Krieg mit dem Könige von Suſiſtan wurde bald geendiget. Taher war zu ſchwach, um lange zu widerſtehen. Er verlor ſein Leben in der Vertheidigung ſeines Landes. Caled nahm Beſitz von der Hälfte des Landes, die ihm verſprochen war; er wünſchte ſich ſelbſt Glück zu der erwünſchten Folge ſeiner Statsklugheit. Seine Freude verſchwand bald. Der Calif fand Gelegenheit wegen der Gränzen mit ihm zu ſtreiten, und kündigte ihm den Krieg an. Caled hatte ſeinen alten Bundesgenoſſen ſelbſt unterdrücket, ſein Schwiegervater war geſtorben, niemand wollte ſich mehr in ein Bündnis mit ihm einlaſſen. Er wurde überwunden, und verlor ſein ganzes Land, welches ſeiner Herrſchaft ſchon lange müde war und ſich mit Freuden dem Sieger unterwarf.

terwarf. Er entfloh mit Cadigen, und einigen wenigen seiner Vertrauten, dem einzigen Ueberrest seiner vorigen Macht. Auf der Flucht hörte man nichts von ihm als bittere Klagen über die Ungerechtigkeit des Califen, und über die Härte des Schicksals.

Caled war auf der Flucht schon mitten in Arabien gekommen. An einem Abend schlug er sein Zelt bey einem Flusse auf. Nahe an dem Flusse war ein kleiner Wald; Caled gieng dahin, um seinem Kummer in der Einsamkeit nachzuhängen. Hier erschien ihm die Fee Alzenire. " Du weißt sagte sie zu ihm, daß ich seit langer Zeit die Beschützerin deines Hauses bin. Ich gab deinen Vorfahren, um sie glücklich zu machen, das Glas welches du hast zerbrechen lassen. Sie folgten dem was ihnen das Glas rieth, und waren glücklich. Erkenne, o Caled, daß dein Unglück allein daher kömmt, weil du die Warnungen des Glases verachtet hast, und ein Knecht deiner Leidenschaften gewesen bist. „ Caled hörte der Fee mit Ungedult zu. Endlich antwortete er hitzig; " ich sollte selbst mein Unglück verschuldet haben? Von allem was ich gethan habe, gereuet mich nichts, als daß ich dem Califen nicht zuvor gekommen bin. Das Schicksal kan mich unglücklich machen; aber niemals wird es mich so sehr erniedrigen können, daß ich mich selbst schuldig bekennen sollte. Und auch meinem Unglück kan ich Trotz bieten, da mir bey meinem Verluste noch mein Muth und Cadiga geblieben ist. „ " Cadiga? sagte die Fee. Hüte dich, daß nicht durch sie dein Unglück vollkommen wird. Glücklich wirst du gewiß nie durch sie werden; denn du hast ihren Besitz

durch

durch ein Laſter erkauft. Folge mir. Noch iſt es Zeit, dir zu helfen. Dein Reich iſt verloren; aber auch in der Stille kan dir ein Glück aufblühen, wenn du der Tugend und der Weißheit folgeſt. „ “ Kein Glück iſt für mich, als auf dem Throne, erwiederte Caled mit Heftigkeit. Ich will ihn wieder erobern, oder nicht länger leben. „ “ Nun muß ich dich verlaſſen, ſagte die Fee. Es iſt mir nicht erlaubt, einem Menſchen länger beyzuſtehen, der meines Beyſtandes unwürdig iſt, und ſich durch ſeine Laſter ſelbſt in das Verderben ſtürzet. „ Sie verſchwand.

Caled gieng voll Verdruß über die Fee, von der er ſich für beleidigt hielt, in ſein Zelt zurück. Er überlegte eie halbe Nacht hindurch, wie er ſich an ſeinen Feinden rächen, und Balſora wieder einnehmen könnte. Er ſchlief erſt nach Mitternacht in den Armen der Cadiga ein. Eine Stunde hernach wurde er durch einen Haufen Soldaten erweckt, die ihn von ſeinem Lager riſſen, und feſſelten. Seine Beſtürzung ließ ihn nicht reden; nur mit ſeinen Blicken ſuchte er Cadigen; ſie war nicht mehr in dem Zelte. Die Feinde die er nicht einmal kannte, führten ihn auf einem Kamele fort, und brachten ihn nach einigen Stunden in ein Schloß, welches von einem arabiſchen Fürſten bewohnt wurde. Caled wurde vor ihn geführt. Der Fürſt ſaß auf einem Sofa, und Cadiga ſaß an ſeiner Seite. Aller Muth, worauf Caled bisher ſtolz geweſen verließ ihn bey dieſem Anblick. Mit zitternder Stimme fragte er Cadigen, wie ſie an dieſen Ort gekommen ſey. Sie antwortete mit einem Hohngelächter; “ ich habe dieſen Ort erwählt,

wählt, um nicht länger bey einem Mann zu seyn, der mich mit sich zugleich in das Verderben stürzen wollte. Um seinen Schmerzen auf das äusserste zu treiben, entdeckte ihm der arabische Fürst das ganze Geheimnis. Er hatte Cadigen gesehen, und war von ihr entzückt worden; er hatte ihr seine Liebe entdeckt, und sie selbst hatte ihm den Anschlag gegeben, sie zu entführen, und ihren Gemal gefangen zu nehmen. Zuletzt bot doch der Fürst dem unglücklichen Caled sein Leben an, wenn er ihm seine Ansprüche auf Cadigen gutwillig überlassen wollte. Caled verwarf dieses Anerbieten in den heftigsten Ausdrücken der Wuth und der Verzweiflung. Der Fürst ward ergrimmt, und ließ ihn umbringen. Dieses war Caleds Ende, nach der Beschreibung der morgenländischen Schriftsteller. Von den fernern Schicksalen der Cadiga melden sie nichts. Sie haben es, sagen sie, für unanständig gehalten, das Leben dieser unwürdigen Person besonders zu beschreiben.

An dem Tage, da ich diese Geschichte aufgeschrieben hatte, besuchte mich mein Freund Cleanth. Ich las ihm vor, was ich geschrieben hatte, und wir unterredeten uns von den Charakteren der Personen, die darinn beschrieben sind. " Ich bin versichert, sagte endlich Cleanth, ihre meisten Leser werden glauben, daß ein Mensch wie Caled ein natürlich böses Herz gehabt haben müsse. Ich glaube es nicht. Der Uebergang von guten Neigungen zu lasterhaften ist so leicht, und das menschliche Leben gibt dazu so viele Gelegenheiten, daß auch

auch ein gutes Herz den Reitzungen des Laſters mit Mühe, und oft gar nicht widerſtehen kan. Ein mäſig gutes Herz und eine halbe Klugheit macht den gröſten Theil der Menſchen zu dem, was ſie wirklich ſind, zu Sklaven der Leidenſchaften, und wie ſelten geſchieht es, daß die Leidenſchaften zu einem wahren Gute geneigt ſind! Wer ihnen ohne Ueberlegung folgt, ſtehet ſtets in Gefahr, zehen Laſter für eine Tugend auszuüben. „ Glauben ſie aber nicht, fragte ich, daß einige Menſchen wirklich von Natur tugendhaft, und andere aus einer gleichen Urſache laſterhaft ſind? “ Ja, antwortete er. Es gibt in der That Menſchen, die mit lauter Trieben der Tugend gebohren werden, und bey denen Fehler Seltenheiten ſind. Dieſe ſind wahre Helden der Tugend, die auch unter allen Reitzungen des Laſters, bey einer ſchlechten Erziehung, und mitten unter dem Schwarm der Verführungen ihre natürliche Vollkommenheit unbefleckt erhalten, oder ſie doch ſo wenig beflecken laſſen, daß man es faſt nicht merken kan. Bey ihnen iſt allemal ein edles Herz und ein durchdringender Verſtand verbunden. Die Geſchichte zeigt uns Beyſpiele von ſolchen Menſchen; aber nur wenige. Eben ſo klein, glaube ich, iſt die Zahl ſolcher Laſterhaften, die gar kein Gefühl der Tugend haben, und für alle Beſſerung verloren ſind. Ich glaube nicht einmal, daß ein Laſterhafter ſo ſehr verdorben ſeyn kan, daß er von ſeinen Pflichten gar kein Gefühl haben, und nicht noch bisweilen eine gute Handlung deswegen unternehmen ſollte, weil er ſie für rechtmäßig erkennt. Aber die meiſten unter den Sterblichen ſind bey nahe mit gleicher

Fähig-

Fähigkeit zur Tugend und zum Laster geboren; und ihr sittlicher Charakter wird ordentlich erst durch die Umstände gebildet, unter denen sie sich befinden. „ Und wenn dieses ist, erwiederte ich, warum sind denn die Vorschriften der Sittenlehre bey den meisten so fruchtlos? “ Die Ursache ist begreiflich, antwortete Cleanth, wenn man bedenkt, auf welche Art den meisten die ersten Grundsätze der Moral beygebracht werden. In den Jahren der Jugend soll ihr Grund gelegt werden. Wie seicht wird er bey den meisten gelegt! Man hält es für unnöthig, ihnen deutliche und zusammenhängende Begriffe von ihren Pflichten zu geben; man verläßt sich darauf, daß sie diese Begriffe von sich selbst bekommen werden, wenn man sie nur für einem jeden besondern Fehler bestraft. Zum Unglück sind diejenigen, die ihre Fehler bestrafen sollten, meistentheils selbst unzulängliche Beurtheiler, und Richter ohne Einsicht. Wie kan ein Mensch einen so starken Trieb zur Tugend bekommen, daß er sich durch keine Versuchungen von ihr wegreissen lassen sollte, wenn ihm nicht die ganze Absicht seines Lebens vor Augen gelegt, wenn ihm nicht gezeigt wird, daß Tugend und Pflicht und wahres Glück im Grunde eines sind? Noch mehr. Die Gestalten der Dinge sind für unsere Augen so betrüglich, daß eben so oft eine sehr sorgfältige Beurtheilung dazu erfodert wird, um Tugend und Laster, Glück und Unglück von einander zu unterscheiden, als bey einem Weltweisen nöthig ist, der das Wahre von dem Falschen unterscheiden will. Sie kennen den Strephon; fuhr Cleanth fort. Er hat sich schon strafwürdiger Fehler schuldig

dig gemacht, und man kan nicht anders vermuthen, als daß er noch ſtrafwürdigere begehen wird. Es iſt nicht zu verwundern. Sein Vater und ſeine Lehrer ſind Schuld daran. Niemals haben ſie ihn für andern Laſtern gewarnet, als für denjenigen Verbrechen, die durch die bürgerlichen Geſetze beſtraft werden. Seinen Freunden getreu zu bleiben, die natürliche Billigkeit aus keiner Neigung, aus keiner Furcht zu verletzen, die Nothleidenden zu ſchützen, alle dieſe Tugenden ſind ihm nur als fremde Namen bekannt. Seine erſte Jugend, die Zeit, da noch ſein eignes Herz mehr wirkte als fremde Lehren und Beyſpiele, zeigte zwar einige Proben guter Neigungen. Aber unmöglich konnten ſie bey ihm dauerhaft und die Richtſchnur ſeines Lebens werden, da man ihn niemals ſorgfältig von ihrer Nothwendigkeit und ihrem wahren Nutzen unterrichtet hatte. Es konnte nicht fehlen, da er ſo unbereitet in die Welt trat, ſo mußten ihn die unzähligen Beyſpiele des Laſters verderben. „ Aber was halten Sie, fragte ich noch einmal, von dem geitzigen Philargyr? Kan auch dieſer von Natur ein gutes Herz gehabt haben? “ Philargyr iſt geitzig, ſagte meine Freund, aber er iſt es aus Unverſtand. Ich weiß ſelbſt Proben von ihm, da er durch die Noth eines Unglücklichen gerührt wurde, und weit mehr für denſelben that, als man von ihm erwartete. Daß er ſich aber in den meiſten Handlungen ſeines Lebens geitzig bezeigt, entſtehet aus ſeiner übelverſtandenen und zur Thorheit gewordenen Vorſichtigkeit, und zum Theil auch daher, daß er den edlen Regungen des Mitleidens und der Menſchenliebe zu ſelten gefolget iſt, um

die

die süssen Empfindungen deutlich zu spüren, die ein Tugendhafter alsdenn genüßt, wenn er seine wolthätigen Neigungen ausübet. Die meisten Menschen fehlen im Anfang, aus Mangel der moralischen Einsicht und aus Unvorsichtigkeit in Ansehung der Affekten. Sie fahren so lange fort zu fehlen, bis sie durch die Gewohnheit ihr Herz verderben. Alsdenn werden ihre Fehler zu wirklichen Lastern. Das schwache Licht, das sie noch von ihren Pflichten hatten, wird völlig dunkel; sie verlieren das Gefühl der Tugend und des Lasters; und Laster und Unglück sind unzertrennliche Gefärten.

Die Unterredung mit meinem Freunde gerieth hernach auf andere Gegenstände. Ich will sie nicht weiter aufzeichnen. Ich befürchte schon, daß dieses kleine ernsthafte Gespräche die meisten Leser verdrüßlich machen wird.

F. Alceſt.

Nachricht.

Die Fehler, welche sich in das sieben und dreissigste Stück eingeschlichen haben, müssen also verbessert werden. S. 585. Z. 4. statt belehren, bekehren. Z. 7. statt Scherz und Lachen, scherzen, lachen. S. 586. Z. 1. statt man, um. Z. 2. statt Wenn man, Wer nur. Z. 4. statt und ihr Betragen, wird ihn beklagen.

Digitized by Google

Der Freund.

Neun und dreiſſigſtes Stück.

Il y a cela de commode qu' on peut ſuppoſer que les Morts ſont gens de grande reflexion.

Fontenelle.

Geſpräche nach der Art Lucians.

Erſtes Geſpräch. Jupiter, Momus.

Jup. Nun bin ich lange genug langmüthig geweſen! Nun will ich endlich meine Blitze auf die laſterhaften Sterblichen hinab ſchleudern! Alle Tage werden ſie ärger! Treue, Redlichkeit und Wahrheit ſind von ihrer Geſellſchaft verbannt! Ich

Digitized by Google

habe ihnen lange genug zugesehn : itzo ist es Zeit sie zu straffen.

Mom. Warum so zornig? Was haben denn die armen Sterblichen wieder Böses gethan? Sie dauren mich, und sie dauren mich blos deswegen, weil sie meistens Narren sind. Was können sie dafür, daß du ihnen nicht mehr Verstand gegeben hast?

Jup. Ich habe erst ganz kurz die Göttin der Wahrheit hinab zu ihnen gesandt um sie vernünftig zu machen: allein an statt sie zu empfangen, haben sie sie überall verjagt. Kein Mensch will sie leiden. Sie werden böse, wenn sie sich nur von ferne zeigt. Ist diese Verstockung nicht straffenswerth?

Mom. Allerdings: aber erlaube mir dir, ohne dich zu unterbrechen einige wichtige Sachen zu erzählen!

Jup. Sage, was du zu sagen hast.

Mom. Ich wollte dir nur erzählen, daß du den Sterblichen vortrefliche Beyspiele gegeben hast. Um die Danae zu gewinnen, wurdest du zu einem goldenen Regen; der Europa zu gefallen nahmst du die Gestalt eines Stiers an. Dadurch haben die Menschen gelernt, daß man um den Schönen zu gefallen entweder sehr reich oder sehr dumm, wo nicht alles beydes seyn muß. Erinnerst du dich noch wie artig du damals wirst ausgesehen haben? Du glaubtest alles recht geheim anzustellen; niemand sollte etwas davon erfahren: und doch wußte es der ganze Rath der Götter, und lachte über dich. Auch das war ein artiges Stückgen, wenn dich so gar deine eifersüchtige Frau die Juno einzunehmen wußte, daß du darüber auf dem Berg Ida einschliefest, da du dem Krieg der Griechen

chen und der Trojanen zuſehen wolteſt. Weil du ſchlummerteſt, richtete jene unterdeſſen alles nach ihrem Kopfe ein. Manche Eheweiber in der Unterwelt folgen dieſem Beyſpiel. Die Bocksfüſſe und Hörner müſſen dir auch artig gelaſſen haben, als du bey Antiope einen Satyr vorſtelleteſt: und . . .

Jup. Wirſt du einmal ſchweigen? unſinniger Schwätzer! Du verdienteſt, daß ich dich mit meinem Blitz niederſchlüge.

Mom. Habe ich denn nicht die Wahrheit geſagt? Alles was ich geſagt habe wiſſen ſo gar die Sterblichen.

Jup. Schweige! Juno nahet ſich mit andern Göttern; ich will dich künftig meinen Zorn fürchten lehren.

Mom. Du wirſt böſe über die Wahrheit! Ja ich will ſchweigen: verſprich mir aber aus Großmuth den Sterblichen zu verzeihen, wenn ſie die Wahrheit ſo wenig als du leiden können.

Jup. Ich will ihnen diesmal ihre Thorheit vergeben: aber ſchweige, oder mein Blitz . .

Mom. Dein Blitz iſt gar ein ſtarker Beweis. Deine Prieſter unter den Sterblichen machen es auch ſo, und wollen mit Donnerkeilen um ſich werfen, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt.

Zweites Geſpräch.

Merkur, ein Soldat, ein Philoſoph, Clinias ein junger Athenienſer.

Merc. Ich habe meinen Vatter in dieſe Welt herab begleitet. Er iſt itzo bey einen von ſeinen Mädgen und ich will unterdeſſen ſpatzieren gehen, und mich mit den

Thorheiten der Sterblichen beluſtigen. Es ſind in der That wunderliche Geſchöpfe. Niemahls ſind ſie mit dem was ſie beſitzen zufrieden. Beſtändig ſuchen ſie etwas Neues. Hier kommen drey von ihnen, die mit einander zu ſtreiten ſcheinen. Sagt mir, Freunde, was euch ſo erhitzt, und weswegen ihr miteinander in einen Wortwechſel gerathen ſeyd! Vielleicht kan ich einen Schiedsmañ abgeben.

Der Philoſ. Ein jeder will behaupten, das wornach er ſtrebe, wäre edler als das was der andre verlangt. Jedoch die Sache iſt ſo deutlich, daß ſie keine Entſcheidung braucht. Ich ſuche die Wahrheit und die Weisheit.

Der Sold. Ich ſuche die Ehre.

Clin. Und ich ſuche die Wolluſt und das Vergnügen.

Merk. Die Wahrheit und die Weisheit! die Ehre! die Wolluſt und das Vergnügen! Dies ſind lauter gute Sachen, wenn ihr ſie in der That ſucht. Aber ſage mir, worinnen ſucheſt du Ehre?

Der Sold. Ich ſuche ſie nicht, ich glaube ſie ſchon gefunden zu haben. Ueber hundert Menſchen habe ich ſchon erlegt theils im Kriege und theils im Zweikampf.

Merk. Wenn du für das Vatterland und die Tugend gefochten hätteſt, ſo hätteſt du allerdings Ehre verdient. Wie iſt denn ſonſt dein Leben beſchaffen?

Der Sold. Ich lebe frey, und verachte alle Geſetze und Rechte. Ich nehme kein Geſetz an als von meinem Degen. Ich thue was ich will.

Der Philoſ. Ja er ſucht die Ehre in der Uebertrettung der Geſetze; er macht ſich aus nichts kein Gewiſſen.

Der Sold. Geſetze ſind auch nur für gemeine Leute gemacht und nicht für mich, genug, daß ich bey dem Plündern einiger Städte Ehre und Reichthum erworben habe

habe und daß mir manche gefangene Schöne als Sklavinn dient.

Merk. Also suchst du deine Ehre darinnen, daß du kein ehrlicher Mann bist, und kein Gesetz beobachtest. Du Narr! siehst du nicht, daß du die Laster suchest und nicht die Ehre. Und du, was suchst du?

Der Phil. Die Wahrheit und die Weisheit suche ich durch unglaubliche Mühe. Ich erforsche die ganze Natur; nichts ist meinen Augen verborgen und ich dringe in alle ihr Geheimnüsse ein. Ich weiß alle göttliche und menschliche Dinge.

Merk. Soll ich dir die Wahrheit sagen? Du weißt gar nichts und glaubst doch alles zu wissen. Elende Sterbliche! Ihr seyd auf eure Weisheit stolz und kaum könnt ihr nur lernen, daß ihr sterblich seyd. Der höchste Gipfel der Weisheit ist seine Thorheit zu erkennen. Du glaubst die Weisheit zu suchen und suchst nur ihr Gespenst.

Der Phil. Du redest wie ein Rasender, du magst auch seyn, wer du willst.

Merk. Du suchst die Wahrheit und willst sie doch nicht hören. Du, Clinias, suchst das Vergnügen: wie suchst du es dann?

Clin. Darinn daß ich alle meine Begierden erfülle: beständig bin ich in Gesellschaft. Die schönsten Sklavinnen, die besten Weine, die prächtigsten Kleidungen, alles muß mich glücklich machen. Ich suche alle Augenblicke mich zu vergnügen. Mein Pracht macht daß mich alle Leute beneiden. Bißweilen bin ich niedergeschlagen; ich bin es oft, aber ich zwinge mich und suche mich zu zerstreuen. Ich ergebe mich allen Freuden und genüsse jede biß sie mich ermüdet.

Merk. Du glaubst das Vergnügen und die Wollust zu suchen! Du suchst das Misvergnügen die Krankheit und den Schmerzen. Glaube mir, Clinias, das Vergnügen der Menschen bestehet nicht allein in der Stillung aller ihrer Begierden. Der Himmel hat sie ihnen gegeben um sie zu beschäftigen und um ihnen das Leben erträglich zu machen. Der der alle seine Begierden erfüllen will, und der das Glück der Sterblichen darinnen sucht, gar keinen Wunsch mehr übrig zu haben, findet am Ende an allen einen Ueberdruß. Eine übertriebene Wollust ist niemals eine wahre Wollust. Die Pracht, das Lärmen, die Zerstreuung sind Zeichen der Unruhe und nicht des Vergnügens. Nur diejenige Vergnügungen die mittelmäsig sind, erfreuen in der That. Wenn du einst durch deine Thorheit verarmet, kränklich und verächtlich wirst geworden seyn . . .

Clin. O was ist das vor ein neuer Sittenlehrer! Kommt, Freunde, wir wollen ihn stehen lassen.

Merk. O ihr Thoren, die ihr was ihr sucht, selbst nicht wisset! Gehet hin und suchet die gesunde Vernunft, ehe ihr die Warheit die Ehre und das Vergnügen aufsuchen wollet.

Drittes Gespräch.

Epaphroditus, Epictetus.

Epaphr. O wie lieb ist es mir dich zu sehen, gleich da ich hier ankomme! Laß dich umarmen, mein lieber Epictet! ich bin itzo übel daran, ich soll vor den Richterstul des Minos. Verzeihe mir, wenn ich dich beleidiget habe, und wann ich dir, da du mein Knecht wareſt, hart

begeg-

begegnet bin. Ich ſehe itzo freylich, daß wir einander alle gleich ſind, und daß in der That kein Sterblicher mehr iſt als der andere.

Epict. Es iſt mir leid, daß du dieſe Wahrheit nicht ehender gewußt haſt. O hier werden alle Leute zu Philoſophen: ſo bald ſie nur ankommen legen ſie ihre Vorurtheile ab. Noch viele groſſe Leute werden die Wahrheit lernen müſſen, die du itzo gelernet haſt. Sie iſt an ſich ſelbſt ſehr natürlich, und doch will ſie kein Menſch in der Oberwelt glauben.

Epaphr. Ach! itzo ſind mir die Augen aufgegangen. Was werde ich dem Minos antworten? Ich bedaure mein Vergehen recht ſehr. Ich ſehe daß die Vorſicht ungerecht war. Du hätteſt verdienet mein Herr zu ſeyn, und du hatteſt mein Knecht werden ſollen.

Epict. Du betrügſt dich ſehr: die Vorſicht war gerecht. Du hatteſt zu wenig Gelaſſenheit und Vernunft um ein guter Sclav zu ſeyn; zum Herrn wareſt du verſtändig genug. Was hätteſt du gethan, wenn ich dein Herr geweſen wäre, und hätte dich ſo grauſam und ſo oft ohne Urſache ausgeſchändet ſo wie du mir gethan haſt? Was hätteſt du geſagt, wie du mir die Beine abſchlugeſt, wenn du an meiner Stelle geweſen wäreſt.

Epaphr. Ich geſtehe es, ich hätte es nicht aushalten können: ich würde mich erſäufft oder erhängt haben.

Epict. Da ſiehſt du, daß du dich nicht zum Knecht geſchickt hätteſt. Du warſt ohnedem mehr ein Knecht als ich. Ein weiſer Mann iſt nicht zu bedau-

ren, wenn ihn ein Unglück trifft; er ist allezeit zu beneiden: aber ein Narr ist im Unglück zu bedauren, dann der weiß sich nicht zu fassen. Du wareſt noch über das bey aller deiner Herrschaft unglücklicher als ich. Ich war beständig frölich, denn kein Zufall verdroß mich: dich verdroß alles und du wurdeſt darüber schwermüthig. Du haſt dich mehr geärgert und gegrämet, wie dir einmal ein Knecht ein kostbares Gefäß zerbrach, als ich mich grämete wie du mir die Beine abschlugeſt.

Epaphr. Ich weiß nicht, was ich von deinen Reden glauben soll, und ich werde immer furchtsamer.

Epict. Gehe du nur zu dem Richterstuhl des Minos, und sollte er dir etwann hart begegnen, so verantworte dich damit, daß du sagſt: Theils Sachen sind unter unserer Gewalt, theils sind es nicht. In deiner Gewalt war es nicht vernünftig zu seyn, dann der Himmel hatte dir zu wenig Verstand dazu gegeben.

Viertes Gespräch.

Timon, Alcibiades.

Alc. Treffe ich dich hier in der Unterwelt wieder an, alter Menschenfeind? Haſt du deinen Haß gegen das menschliche Geschlecht noch beybehalten?

Tim. Du magſt selbſt ein Menschenfeind seyn! die Athenienſer waren rechte Narren: mich hieſſen ſie einen Menschenfeind, und ich war in der That ihr Freund. Dich, der du die Peſt deines Vatterlandes wareſt, hieſen ſie den höflichen, artigen, menschenfreundlichen Alcibiades.

Alc. Du biſt noch immer so wunderlich als bey deinem

deinem Leben. Du läugneſt es noch, daß du ein Menſchenfeind wareſt, und doch nennt dich die ganze Welt ſo.

Tim. Was kan ich davor, daß die Welt thöricht iſt, und unrecht urtheilt. Derjenige iſt ein wahrer Menſchenfeind, der der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich iſt, und Unheil anrichtet. Was habe ich denn dadurch der menſchlichen Geſellſchaft geſchadet, daß ich in eine Wüſte gieng, in der ich von Wurzeln und Kräutern lebte? Es gibt ſo viele unnützliche Leute in der Welt, daß man es gar nicht merket, wenn ſich einer oder der andere davon abſondert. Aber du haſt als ein Menſchenfeind gehandelt, da du die Weichlichkeit der Sitten und die Schwelgerey bey der Athenienſiſchen Jugend einführeteſt. Was habe ich menſchenfeindliches gethan? Ich bot meinen Mitbürgern einen Feigenbaum an um ſich daran zu henken; keiner darunter that es: Du aber ſtifteteſt Kriege an, worinn viele tauſend derſelben umkamen; und das blos um deine ausſchweifende Leidenſchaften zu vergnügen. Zehen Timons ſind der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſo ſchädlich als ein einiger Alcibiades, und wenn die Nachwelt klug iſt, ſo wird ſie dich den menſchenfeindlichen Alcibiades, und mich Timon den Menſchenfreund nennen.

Fünftes Geſpräch.

Menippus, Lycambas.

Men. Ich habe, ſo viel Narren auch täglich zu uns herabkommen, keinen geſehen, der, ich weiß nicht ſoll ich ſagen, ſo gewiſſenhaft oder ſo närriſch geweſen iſt als du. Alſo iſt es wirklich wahr, daß du dich erhenkt haſt, weil Archilochus deine Thorheiten und böſen Streiche in ſatyriſchen Verſen durchzog.

Lyc. Was wollte ich machen? Er entdeckte meine Fehler so beissend und so frey, daß ich mich meiner selbst schämte. Ich fühlte es, daß ich Unrecht hatte; ich wurde das Gespötte des Volks: was blieb mir übrig als der Strang? Aber Archilochus hat Unrecht gehandelt, und ich kan nicht begreifen, warum ihn Minos nicht gestraft hat.

Men. Wie kanst du ihm das verdenken? Jedes Geschöpf wehrt sich so gut als es kan; und jedem Geschöpf hat die Natur seine besondern Waffen verliehen. Der Stier stößt mit den Hörnern; das Pferd schlägt mit dem Huf; die Löwen haben fürchtbare Zähne und Klauen; so gar eine Mücke sticht wenn man sie drückt: die Waffen der Buhlerinnen sind Thränen und verstellte Liebkosungen; der Himmel bewafnete die Dichter mit Versen. Womit wollten sie sich sonsten wehren? Archilochus hatte nicht Unrecht, aber du warst ein Thor, dir alles so zu Herzen zu nehmen.

Lyc. Aber bin ich denn der Einige, der sich die Stachelschriften eines Dichters so sehr zu Gemüthe gezogen hat?

Men. Ja, ganz gewiß bist du der Einige. Ich habe es erst von einem neuankommenden Schatten gehört, daß die Macht der Dichtkunst itzo so stark nicht mehr ist, als zu deiner Zeit. Die satyrischen Schriften sind meistens so frostig, daß die sich getroffen finden, gar nicht die Versuchung haben können, dich nachzuahmen: und wären auch die Satyren beissend, so würden sich die nicht henken, die sich abgeschildert finden. Nein, sie würden die Dichter henken lassen, die es gewagt hätten sie abzumahlen.

Eine

Eine Römiſche Matrone, die man Lukretia heißt, und du, ihr werdet das einige Beyſpiel von eurer Art bleiben. Die eine erſtach ſich, weil ſie ihre Keuſchheit verlohren hatte, und du erhiengſt dich, weil dich ein Dichter in einer Satyre durchgezogen hatte. O! wenn ſich alle Narren darüber erhängen wollten, wenn man ihnen beweiſet, daß ſie Narren ſind, wie theuer würden in der Oberwelt die Stricke nicht werden?

Sechſtes Geſpräch.
Menippus, Hippokrates.

Men. Woher ſo erhitzt, arzneiverſtändiger Hippokrates?

Hipp. Ich habe einen Streit mit dem Achill gehabt, der ſich einbildet, ob er gleich ein Schatten iſt, ſo gut als ich, doch viel vornehmer zu ſeyn.

Men. Wie! ſind auch ſo gar die Todten ſo närriſch Rangſtreitigkeiten anzufangen?

Hipp. Er trotzt darauf, daß er im Trojaniſchen Kriege viel tauſend Menſchen umgebracht: gerade als wenn das ein Verdienſt wäre!

Men. Er hat Unrecht: er mag noch ſo tapfer geweſen ſeyn, ſo haſt du doch oder wenigſtens deine Schüler mehr Menſchen hieher geliefert als zehen Achillen hätten thun können.

Digitized by Google

Siebendes Gespräch.
Perillus, Aristäus, Minos.

Per. Es scheint, als wenn du meine Gesellschaft verachtetest und wir sollten doch Freundschaft machen. Ein jeder von uns hat sich durch eine besondere neue Erfindung berühmt gemacht.

Arist. Das ist wahr, aber meine Erfindung ist dem ganzen menschlichen Geschlecht nützlich. Ich erfand die Bienenzucht, ich wies die Art mit diesen kleinen geflügelten Republicken umzugehen, in denen mehr Ordnung herrschet als in denen die die Sterblichen aufrichten. Deine Erfindung ist so beschaffen gewesen, daß jedermann dein Andenken verabscheuet, und dem Phalaris Recht geben muß, weil er dich in den glühenden Ochsen stecken ließ, den du erfunden hattest deine Nebenmenschen zu quälen.

Per. Ich muß über deine Ernsthaftigkeit lachen. Es gehört eben so viel wo nicht mehr Verstand dazu den Menschen böses zu thun als ihnen Gutes zu erzeigen. Wann ich itzo wieder in die Welt kommen sollte, so würde ich gewiß eine gröſsre Rolle spielen als du. Ich habe es von vielen neuangekommenen Schatten gehört, daß die meisten Sterblichen mit dem größten Fleiß nachsinnen, wie sie ihre Nebenmenschen plagen können. Dies ist ein wichtiges Verdienst, und du würdest mit deiner gewissenhaften Frömmigkeit ausgelacht werden. Wenigstens wird die Nachwelt sagen daß ich ein Erfindungsreicher Mann war, und Verstand hatte.

Min.

Min. Was ſtreitet ihr miteinander? Peril! Die Furien ſuchen dich ſchon lange: wie kommt es, daß du ihnen entgangen biſt?

Ariſt. Er iſt auf ſeine ſchöne Erfindung ſtolz und will ſie mit der meinigen vergleichen.

Per. Wir ſind beyde Erfinder. Es iſt einerley, ob die meinige glücklich ausgeſchlagen iſt oder nicht. Genug ich habe eben ſo viel Verſtand und Erfindungskraft gezeigt.

Min. Trotzeſt du ſo? Hier iſt er, ihr Furien! nehmt ihn hinweg und martert ihn. Du biſt auf deinen Verſtand und auf deine Erfindung beſtändig noch ſtolz. O wünſche, Raſender! lieber gar keinen Verſtand gehabt zu haben. Ein unverſtändiger Menſch iſt lobenswerth, wenn er ſeinen kleinen Antheil von Vernunft zum Nutzen ſeiner Nebenmenſchen gebraucht. Aber wehe dem der Verſtand und Erfindungskraft hat, und ſie zum Böſen anwendet.

Achtes Geſpräch.

Alexander, Diogenes.

Diog. Treffe ich den Sohn Hammons wieder an? O Weltbezwinger! was für eine traurige Geſtalt ſtellſt du nicht itzo vor?

Alex.

Alex. Ich habe sie manchmal vorgestellt, und deine Spöttereyen hatten mich lächerlich gemacht: aber itzo seit dem ich dich habe kennen lernen, fürchte ich mich nicht mehr vor dir. Es ist einmal der eingeführte Gebrauch unter euch Philosophen, daß ihr auf die Weltbezwinger schimpfet, und uns unsern Stolz vorwerffet: aber sehet in euer eigen Herz zurück. Eben die Begierde groß zu werden, eben der Stolz der uns zu Helden macht, hat euch zu Philosophen gemacht. Ich läugne es nicht, daß ich bey meinem Leben thöricht war: aber wareſt du es weniger als ich? Wie ich dir meine Gnade anbot und du mich von der Sonnen hinweg gehen hieſſeſt, warſt du gewiß so stolz und so zufrieden mit dir selber, als ich, wenn mich meine Soldaten den Sohn des Jupiters nennten.

Diog. Hast du etwan diese Reden von deinem vorigen Lehrmeister dem Aristoteles gehört?

Alex. O Diogenes! Diogenes! In der Oberwelt haben viele Menschen nicht Zeit genug dazu, um vernünftig zu werden, besonders die, die von hohem Stande und beständig mit Schmeichlern umgeben sind: aber hier lernt man denken. Ich sehe aber an dir, daß der Stolz eines Philosophen noch grösser und stärker eingewurzelt ist als der Stolz eines Weltbezwingers,

wie

wie du mich zum Spott nennest. Du wolltest dafür angesehen seyn, daß du den Stolz, den Reichthum und die gemeine Meinungen verschmähtest, du steckest dich in ein Faß, du lebtest wie ein Hund, und liessest dich auch so nennen weil du dir einbildetest etwas mehr als ein Mensch zu seyn. Erinnerst du dich der Antwort, die dir Plato gab, wie du seinen Rock mit Füssen tratest und dazu sagtest: Ich trette den Stolz Platons mit Füssen. Ja, antwortete er dir, aber mit noch grösserm Stolze. Er hatte Recht: ein Mensch der sich von allen gemeinen Meinungen und Vorurtheilen entfernen, oder gar zu sehr demüthig seyn will, handelt oft mehr aus Stolz als aus Tugend. Das gröste aller Vorurtheile ist, wenn man sich einbildet gar keines zu haben.

Diog. Das ist artig! ich habe mich sonst über dich aufgehalten, und habe dir Sittenlehren vorgesagt: nun wendest du es um. Du wirst dir bald einbilden, daß ich ein Narr bin und du ein Philosoph.

Alex. Ich bin so billig, daß ich glaube, daß wir alle beede thöricht waren. Der Unterschied zwischen einem Philosophen und einem eingebildeten Weltbezwinger ist so groß nicht, als man glauben sollte.

Das

Das ist das schlimmste Laster, das sich unter dem Kleid einer Tugend verhüllet, und kein Stolz, kein Hochmuth ist grösser als der, der vor Demuth und vor Verachtung des Ruhms gehalten werden will.

L. Pheron.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Vierzigstes Stück.

- - Multorum prouidus vrbes
Et mores hominum inſpexit.

Horat.

Meine Herren.

Sie haben uns die Erlaubnis gegeben, ihnen bisweilen mit unſern Beyträgen aufzuwarten. Es wird uns dieſes gar nicht ſchwer fallen, da wir unſere Unterſuchungen mit unermüdetem Fleiſſe fortſetzen. Seit einiger Zeit haben wir unſre vornehmſte Beſchäfftigung daraus gemacht, auf das genaueſte zu erforſchen, wie die

Digitized by Google

meiſten unſrer Mitbürger ihre Zeit in den itzigen Winterabenden zubringen. Am Tage lernt man die Menſchen nicht ſo genau kennen, als des Abends. Geſchäffte, Wohlſtand und die Furcht, leicht bemerkt zu werden, hindern die meiſten, den geheimſten Neigungen ihres Herzens freyen Lauf zu laſſen. Sobald der Abend kommt, legen die meiſten mit den Kleidern auch die Verſtellung ab, glauben allein zu ſeyn und thun alles, was ihren herrſchenden Leidenſchaften ſchmeichelt. Wir haben oft Mühe gehabt, Leute, die uns vom Geſichte noch ſo gut bekannt waren, des Abends wieder zu erkennen; ſo ſehr waren ſie von den Perſonen unterſchieden, die ſie am Tage geſpielt hatten. Keine Mühe, keine Beſchwerlichkeit war uns bey dieſen nächtlichen Unterſuchungen zu groß. Alle Mittel waren uns leicht, wenn ſie nur zu unſerm Endzweck dienten. Einige von uns haben ſich in die Häuſer geſchlichen und an den Thüren gehorcht. Andre haben die Straſſen bewacht und die vorbeygehenden

den unbemerkt überall hin begleitet. Wieder andre haben sich in Gesellschaften und öffentliche Häuser begeben. Kurz wir haben alles gethan, was geschickten Kundschaftern zukommt, die nächtlichen Handlungen unsrer Mitbürger zu erforschen. Hier haben sie eine Abschrift einiger von unsern Entdeckungen, wie sie in unserer ersten Zusammenkunft in diesem Jahre sind abgelesen worden. Wegen der Reinigkeit unsrer Absichten, die wir bey diesen nächtlichen Untersuchungen gehabt haben, berufen wir uns auf unser erstes Schreiben, darinnen wir ihnen die ganze Einrichtung unserer Gesellschaft beschrieben und welches sie in ihre Wochenschrift einzurücken die Gütigkeit gehabt haben. Wir sind

M. H.

Ihre Leser und Freunde.
Die Gesellschaft der Kundschafter.

Da die Personen, welche diese Entdeckungen eigentlich angehen, uns und unsern Lesern völlig unbekannt sind, so haben wir keinen Anstand genommen,

dieſelben hier bekannt zu machen. Sie können einige von unſern Leſern beluſtigen und andre zur Selbſterkenntnis führen.

A. Pheron.

Den 14. Jenner 1755.

Sobald die Geſellſchaft ganz verſammlet war, fieng der Vorſteher der Geſellſchaft Herr A** alſo an zu reden:

Ich habe mir etliche Wochen hintereinander Mühe gegeben, zu erforſchen, wie der Herr Finſterblick des Abends ſeine Zeit zubringt, und itzt bin ich im Stande, eine ſichre Nachricht davon zu geben. Sobald die Glocke ſieben geſchlagen hat, ſtehet Herr Finſterblick von ſeinen Geſchäfften auf und ſetzt ſich in Geſellſchaft ſeiner Frau und Kinder zu Tiſch. Dieſe hat er gewöhnt, keinen Wein zu trinken; er ſelbſt aber trinkt deſto mehr. Sobald er ungefähr zwo Flaſchen ausgeleeret hat, erwacht er von ſeinem Stillſchweigen und fängt an ſeiner Frau und Kindern vortreffliche moraliſche Predigten zu halten. Der ordentliche Innhalt ſeiner Reden iſt, daß er eine Lobrede auf ſeine tiefe Einſicht hält, alle Menſchen auſſer ſich für nichtsdenkende Geſchöpfe erklärt und die vernünftigſten Reden und unſchuldigſten Handlungen ſeiner Frau zu Thorheiten und Eitelkeiten macht. Die Mäſſigkeit, meine lieben Kinder!

habe

habe ich ihn etliche mal mit stammlender Zunge sagen hören, die Mäßigkeit ist eine vortreffliche Tugend. Seine Kinder hören ihm sehr aufmerksam und ernsthaft zu, so lang er ihnen das Gesicht zuwendet. Sobald er sich umdreht, so lachen sie über seine wunderlichen Geberden. Er fährt so lang fort, zu trinken und zu moralisiren, biß er in seinem Lehnstuhl einschläft und von seinen Bedienten ausgezogen und zu Bett gebracht werden muß.

In den ersten Wochen dieses Jahrs, fuhr Herr B * * fort, habe ich fast in allen Häusern nichts als Gesellschaften angetroffen, die sich Glück zum neuen Jahr wünschten. Leute, die die ärgsten Feinde sind, machten sich die längsten und feyerlichsten Neujahrs Complimente. Den alten Harpax sahe ich von seinen Verwandten umgeben, die schon lange nichts sehnlicher wünschen, als seinen Tod, um sich in seine Schätze zu theilen. Doch baten sie den Himmel mit den ausgesuchtesten Worten, diesen ihren theuern Gönner noch viele Jahre zu erhalten. Ach! sagte der alte Geitzhals seufzend, die itzigen Zeiten sind viel zu elend, als daß sich ein ehrlicher Mann ein längeres Leben wünschen sollte. Die Zeiten sind vergangen, da man noch etwas vor sich bringen konnte. Wenn ich nur die wenige Zeit, die ich noch zu

leben habe, keinen Mangel leiden darf, so bin ich schon zufrieden. Er fragte hierauf seine Verwandten, ob sie nicht auf ein glückliches Jahr ein Glas Wein mit ihm trinken wollten und war sehr erfreut, da sie ihn baten, er mögte sich keine Unkosten machen. Herr Flaschenkeller ist vierzehen Tage hintereinander nicht nüchtern geworden. Das neue Jahr hat ihm Gelegenheit gegeben, allerhand neue Gesundheiten auszubringen, die seine Freunde unmöglich ausschlagen konnten. Herr Westenstolz wurde alle Abende von einigen seiner Gläubiger verfolgt. Weil sie ihn am Tage nicht antreffen konnten, so hielten sie es für ihre Schuldigkeit, ihm Abends mit ihren Glückwünschen und Schuldenzetteln aufzuwarten. Herr Westenstolz dankte ihnen auf das höflichste, sagte ihnen, er habe itzt eine reiche Partie unter Händen und versprach auf das eheste zu bezahlen. In einem gewissen vornehmen Hause traf ich einige Leute vom Lande an. Sie waren gestiefelt und gespornt, hatten reiche Westen an, hielten ihre Hüte, in denen neue weisse Handschuhe lagen, in der Hand und sagten ihrem Gönner unter beständigen Vorbeugungen Neujahrswünsche vor, die sie mit grosser Mühe aus einem Complimentirbuch auswendig gelernt hatten und die entsetzlich lang währten. Das junge Frauenzimmer hat bey dieser Gelegenheit von den Stutzern viel ausstehen müssen. Ihre Wünsche waren mehrentheils so beschaffen, daß das

Frau-

Frauenzimmer die Hände vor das Gesicht hielt, um nur einigen Schein der Schamhaftigkeit zu zeigen. Der Herr Altklug hat mich mit seinem geheimnisvollen Wesen und Bedenklichkeiten sehr ergötzt. Er wünschte allen Leuten ein glückliches Jahr ins Ohr und allezeit sagte er mit zitternder Stimme dazu: Ach! es sind böse Aspekten. Das 1755ste Jahr wird ein böses, ein böses Jahr seyn. Ich traf ihn einmals in Gesellschaft der Frau Frommstolzin an und ich wollte wünschen, daß ich ihre Prophezeyungen, die sie auf dieses Jahr machten, hätte aufschreiben können. So viel erinnere ich mich noch, daß Frau Frommstolzin sagte, sie würde dieses Jahr gewiß überleben, weil sie etlichemal am neuen Jahrstag genießt hätte und daß Herr Altklug schreckliche Prophezeyungen über einen Fall machte, den er zwischen zwölf und ein Uhr in der Neujahrs Nacht in seinem Hause gehört hätte.

Hierauf sagte Herr G * *, ich habe mich seit einiger Zeit alle Abende in des Herrn Judas Spürhunds Haus geschlichen und einen bequemen Platz ausfindig gemacht, wo ich alles, was er in seinem Wohnzimmer that, genau bemerken konnte. Etliche mal hatte er den Freund in der Hand und nannte seiner Frau und seinen Kindern die Personen, auf die die Verfasser des Freunds seiner Meinung nach gezielt hatten. Zu einer andern Zeit mußten ihm seine Kinder alle Kleinigkeiten erzählen, die sie

den Tag über in der Schule, in den Kirchen, in Gesellschaften und insonderheit in der Nachbarschaft bemerkt hatten und der machte Anmerkungen darüber. Bisweilen war er von einigen alten Weibern umgeben, die ihm Stadtneuigkeiten zutrugen. Je boshafter diese Neuigkeiten waren, desto freundlicher sahe er aus.

Ausserdem fuhr Herr G * * fort, habe ich fast alle Abende den Herrn Polygamus Kuppler auf der Strasse angetroffen. Dies muß er itzt für die bequemste Zeit halten, sein Gewerbe zu treiben. Er gieng nie in ein Haus, ohne erst durch die Fenster zu sehen oder die Bedienten heimlich auszuforschen. Ohngeachtet ich ihm oft nachgegangen bin, so habe ich doch nichts von seinen Unterredungen hören können. Er führte ordentlicher Weise die Frauen in den Häusern, in die er hinein gieng, in die geheimsten Zimmer oder redete so leis, daß es mir unmöglich war ihn zu verstehen. Dieses habe ich noch bemerkt, daß die Töchter sehr unruhig waren, so lang Herr Kuppler mit den Müttern allein redete und sein Weggehen kaum erwarten konnten, um sich nach der Ursache seiner Ankunft zu erkundigen.

Ich, sagte hierauf, Herr D * * habe eine Anzahl Bürger entdeckt, die alle Abende in einem gewissen Wirthshause eine politische Gesellschaft halten. Sie kommen ordentlich um sieben Uhr zusammen. Ein jeder nimmt aus einem kleinen Schrank eine Tabackspfeiffe heraus,

aus, die mit ſeinem Namen bezeichnet iſt und ein jeder hat eine groſſe Kanne Bier vor ſich ſtehen. Die wichtigſten Angelegenheiten der Welt, alle Staatsgebrechen, der Unterſchied der Religionen, die Geſchichlichkeit der Prediger, die Verdienſte angeſehener Männer von allen Ständen, kurz alles wird hier beurtheilt und entſchieden. Das letzte mal da ich ihnen zuhörte, hatten ſie einen groſſen Streit über die Maasregeln, die das Parlament in Frankreich hätte ergreiffen ſollen. Ich, ſagte Meiſter Krebsſcheer mit ſolcher Hitze, daß er darüber ſeine Pfeiffe zerbrach, ich habe drey Nächte, drey Nächte hintereinander nicht ſchlafen können, da ich in den Zeitungen geleſen habe, daß das Parlament keinen gröſſern Lärmen angefangen hat. Wenn ich Burgermeiſter im Parlament geweſen wäre, ich hätte mich nicht eher zufrieden gegeben, als biß ich alle Pfaffen aus dem Lande gejagt hätte.

Meine Beſchäftigung war, ſagte Herr W * * etliche Abende dem Herrn Donatus Backel zuzuſehen. Er ſaß an einem groſſen Tiſch der ganz mit Büchern bedeckt war. Er nahm eines nach dem andern vor ſich und ſchrieb aus einem jeden etwas auf, um daraus ein weitläuftiges Buch zu machen, das er nächſtens wird drucken laſſen. Die Rolle, die Herr Reimefrüh des Abends ſpielte, hat mir noch beſſer gefallen. Er lief wie unſinnig zu halben Stunden in ſeiner Stube herum und ſprach immer ein gewiſſes Wort aus, auf welches er keinen Reim finden

konnte.

konnte. Wenn er ihn endlich gefunden hatte, so fieng er an zu tanzen, bewunderte seinen Einfall mit lauter Stimme und lief an seinen Pult, um weiter zu schreiben.

Ich, sagte Herr F** habe zween Menschen von sehr entgegen gesetztem Charakter beobachtet, den Herrn Sancho Starrkopf und den Herrn Flattergeist. Herr Starrkopf ist so ordentlich daß man ihn eher für eine Maschine, als für einen Menschen ansieht. Alle seine Verrichtungen sind bis auf einen Augenblick abgemessen. Er hat seine gewisse Zeit, in der er zu Abends ißt, seine gewisse auf das genaueste abgemessene Geschäfte, die er einen Abend eben so wie den andern besorgt, seine gewisse Zeit, da er sich zu Bett legt. Die wichtigste Vorfallenheit kan ihn nicht zwingen, seine Ordnung nur im geringsten zu ändern. Wenn seine Gäste, die er zum Abendessen geladen hat, nicht in dem Augenblick kommen, indem er sie erwartet, so setzt er sich allein zu Tisch. Jüngsthin ließ ihn einer von seinen vertrautesten Freunden, der in den letzten Zügen lag und der ihm noch einen wichtigen Auftrag thun wollte, Abends um zehn Uhr zu sich bitten. Man sagte ihm, sein Freund würde keine Stunde mehr leben. Allein alles war umsonst. Dies war die Zeit, da er schlafen gehet. Eher ließ er seinen Freund sterben, ohne ihm den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen, als daß er sich eine Stunde später niedergelegt hätte. Herr Flatter-

geist

geiſt hat gar keine Ordnung. Einmal iſt er ganz in Bücher vergraben und lieſt faſt die ganze Nacht. Zu einer andern Zeit lauft er die gantze Nacht herum und ſucht überall Geſellſchaften auf.

Ich, ſagte hierauf Herr C * *, habe verſchiedene Entdeckungen gemacht. Herr Matador lauft alle Abende mit allem Gelde, das er in Hauſe hat, dem Spielen nach. Seine Familie muß unterdeſſen Noth leiden. Hat er gewonnen, ſo kommt er mit einem heitern und freundlichen Geſichte nach Haus. Iſt er aber unglücklich geweſen, ſo legt er ſich nie nieder, ohne vorher ſeiner Frau und Kindern auf das härteſte zu begegnen. In ſeinem Hauſe iſt er ein Tyrann und auſſer demſelben der feigſte Kerl, den man nur finden kan. Mademoiſelle Eulenputz fragt alle Abende ihre Mägde aus, ob ſie den Tag über keinen jungen Herrn wahrgenommen haben, der vor ihrem Hauſe vorüber gegangen iſt und ſich nach ihr umgeſehen hat und macht ihren Putz auf den folgenden Tag zurecht. Frau Beata unterhält alle Abende ihre Kinder und Mägde mit Geſpenſtererzählungen, lieſt im Cubach und ſchreit einige Lieder aus vollem Halſe ab. Sie läßt ſich in ihrer Andacht nicht eher ſtören, als biß ſie mit ihrem Manne ſchmählt oder biß man ihr einige boshafte Nachrichten von ihren Nachbarinnen zu erzählen hat.

hat. Herr Frauenknecht wiegt seine Kinder ein. Hernach hilft er seiner Frau das Essen auf den folgenden Tag bereiten und erzählt ihr zugleich alles, was in seinem Amte den Tag über vorgefallen. Ich wollte es ihm nicht rathen, Abends einen von seinen guten Freunden zu besuchen.

Ich fuhr Herr H * * fort, habe einen Mann entdeckt, dessen nächtliches Vergnügen darinnen besteht. Seine Kinder müssen alle Abende so viel Kinder, als sie nur in der Nachbarschaft auftreiben können, zu ihm führen. Sie spielen Pfänder, blinde Kuh, halten Judenschule und machen den schrecklichsten Lärmen von der Welt. Er selbst sitzt in seinem Lehnstuhl, schmaucht Toback und giebt die närrischsten Streiche an. Er will sich todt lachen, wenn der Tisch mit allem was darauf steht, umgeworfen wird oder wenn seine Jungen den fremden Kindern die Köpfe blutig schlagen.

In den Charakter eines gewissen andern Menschen, fuhr Herr H * * fort, habe ich mich lange nicht finden können. Ich sahe ihn einige Abende hinter einander etliche Stunden in seinem Lehnstuhl sitzen und die Wand starr ansehen, ohne weiter etwas zu thun. Ich bildete mir ein, er müßte die tiefsinnigsten Be-

Betrachtungen haben. Ich erforſchte, ob er Bücher um ſich liegen hätte oder ob er ſeine Betrachtungen zu Papier brächte. Ich fand keines von beyden. Dies bemerkte ich, daß er bisweilen nach der Uhr ſah um die Zeit nicht zu verſäumen, darinn er ſchlafen geht. Ich wette darauf dieſer Menſch bringet ſeine Zeit damit hin, daß er gar nichts denkt.

Herr Judenzinns, ſagte hierauf Herr J * * betet und ſingt ſo lang, bis er glaubt daß alles in ſeiner Nachbarſchaft ſchläft. Hernach ſchleicht er in ſeinem Hauſe herum und ſieht zu, ob alle ſeine Thüren ſorgfältig genugverriegelt ſind. Alsdenn ſperrt er ſich in ſeine Kammer, öfnet ſeine Schränke, zählt ſein Capitalien und ſtudieret in ſeinen Wechſelbriefen. Ich habe mir etlichemal das Vergnügen gemacht ihn zu beunruhigen. Ich klopfte ganz leis an ſein Fenſter. Den Augenblick warf er mit zitternden Händen alles Geld in den Schrank, ſahe ſich immer dabey um, und verbarg ſeine Schlüſſel in ein gewiſſes Loch, das er ſelbſt dazu gemacht hat und wo ſie niemand ſuchen ſollte. Hernach begab er ſich ganz leis an die Fenſter, durchſchlich noch einmal alle Winkel ſeines Hauſes und da er ſeine Furcht vergeblich fand, gieng er wieder an ſeine vorige Beſchäfftigung.

Herr

Herr Hornbeck, sagte hierauf Herr K * * rühmt in der ganzen Stadt sein Glück, daß ihm der Himmel eine so gute Frau beschert hat. Sie zankt nicht, sagt er wenn ich zum Wein gehe, sie muntert mich selbst auf, in Gesellschaften zu gehen und gibt mir das Geld dazu. Er ist auch alle Abende im Weinhaus. Seine Frau vertreibt sich unterdessen die Zeit mit dem Sohn ihres Nachbarn und beyde lachen über die Einfalt des Mannes. Die ganze Stadt weiß, daß Herr Hornbeck eine ungetreue Frau hat. Er selbst glaubt es nicht und scherzt in allen Gesellschaften über die guten Männer.

Ich gieng etlichemal vor einem Hause vorbey, sagte Herr L * * und hörte jemand aus vollem Halse lachen. Wie ich genauer zusahe, war es Herr Witzling, der in seiner Stube allein herumspazierte. Er hatte einen Calender in der Hand und lernte lustige Historien und Rätzel auswendig, die er allezeit den folgenden Tag in allen Gesellschaften anbringt. Er lachte schon zum voraus über die Lobeserhebungen, die das Frauenzimmer seinen witzigen Einfällen geben würde.

Ich

Ich sagte Herr O * * * habe allerhand Entdeckungen gemacht. Handwerksleute, die anstatt ihre Arbeiten zu besorgen, die Gespräche im Reich der Todten lesen. Gelehrte die sobald ihre ordentlichen Amtsgeschäffte ein Ende haben, kein Buch mehr in die Hand nehmen. Mädgens, die den ganzen Tag über sehr spröde thaten, und des Abends desto gefälliger waren. Frauen, die in allen Gesellschaften von ihren häuslichen Geschäfften redeten, und ganze Nächte spielten. Andere, die gar nichts von der Haushaltung redeten und den ganzen Abend mit Besorgung derselben zubrachten. Leute, die am Tage in gröſter Einigkeit miteinander arbeiten und einander des Abends die gröſten Thorheiten nachsagen. Leute die man für Stutzer ansieht, weil sie täglich in Gesellschafften gehen, und die des Abends fleiſſig studiren. Andre, die beständig von ihren Geschäften reden, die Gesellschaften unter dem Vorwand ihrer Geschäffte am ersten verlassen und des Abends nichts thun. Leute, die man für Freygeister hält, weil sie nicht alle Vorurtheile annehmen und die des Abends geistliche Bücher lasen. Heilige und andächtige Männer, die des Abends Wechsler wurden. Leute, die in Gesellschaften die lustigsten und zu Hause die ernsthaftesten waren. Andere

die

die in Gesellschaften die verdrüßlichsten waren, und zu Haus alle Ausschweifungen begiengen.

Hiemit beschlossen sich die Entdeckungen, die vor diesesmal abgelesen wurden, und als die sämtlichen Glieder sich in ihre künftigen Rollen wieder getheilet hatten, so gieng die Gesellschaft auseinander.

A . . .

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Ein und Vierzigstes Stück.

Il tourne au moindre vent, il tombe au moindre choc:
Aujourd'hui dans un casque, et demain dans un froc.

Boileau.

Der Charakter eines Menschen ist die richtigste Bestimmung von dem Werth seiner Handlungen. Eine einzelne Handlung, aus der Reihe des ganzen Lebens herausgerissen, giebt niemals einen sichern Beweis von der Güte des Hertzens ab. Manche Handlung hat alle äusserliche Kennzeichen des Erhabenen. Wüßte man, in welcher Gemüthsstellung sie unternommen worden ist, so würde sie kaum vor mittelmäsig gut gelten können. Die Reihe der vorhergegangenen Begebenheiten ist oft der einzige Bewegungsgrund eines Menschen so zu handeln, wie er handelt. Gegen die in-

nerliche Sittlichkeit der Handlung bleibt er dabey gleichgültig. Daß die Handlung seiner Pflicht gemäs ist, kömt —— wenigstens in Rücksicht auf seinen Endzweck —— von einem bloſen Ohngefähr. Er begehet gute Handlungen, weil es die Gelegenheit so mit sich bringt. Er würde mit gleicher Bereitwilligkeit böse begehen, wenn ihn äusserliche Umstände dazu reitzten. Ein Moralist, der die Aufführung eines Menschen beurtheilen will, laufft allezeit Gefahr, sich zu betrügen, wenn ihm die Grundsätze unbekannt sind, nach welchen sich die ganze Denkungsart des andern richtet. Diese Grundsätze, die theils aus den natürlichen Empfindungen des Menschen entstehen, theils die Frucht seiner Ueberlegung sind, machen seinen Charakter aus.

Es ist so leicht nicht, den Charakter eines Menschen auszuforschen. Nur wenige haben einen offenen Charakter. Bey den meisten liegt er unter einer Decke verborgen, die das Auge des Forschenden leicht betrügen kann. Bald wird es durch die Verstellung der Menschen betrogen; bald durch eine Verwirrung der Umstände, die ihren Handlungen einen falschen Schein geben, und den Tugendhaften strafbar, den Lasterhaften unschuldig bilden kan. Bey einigen Menschen ist diese Untersuchung völlig vergeblich. Denn es giebt Menschen ohne Charakter.

Iris glaubt ein sehr artiges Frauenzimmer zu seyn. Sie würde gewiß böse werden, wenn sie wissen sollte, daß man sie für eine Person ohne Charakter hält. Gleichwohl muß ich es auf die Gefahr ihres Zorns wagen, öffentlich zu bekennen, daß ich nach der strengsten Untersuchung

Suchung keinen Charakter bey ihr habe finden können. Meine Leſer mögen ſelbſt davon urtheilen. Iris iſt nunmehr drey Jahre hier, und ſo lange kenne ich ſie. In dem erſten Jahre wohnte ſie bey einer Betſchweſter. Iris betete mit. Die Betſchweſter ſtarb, und Iris zog zu einer andern Anverwantin, einer Frau die nach den Geſetzen der groſſen Welt lebte. Iris richtete ſich ohne Verzug nach dieſen Gebräuchen. Sie wurde in kurzer Zeit eine Hauptperſon in allen Geſellſchaften. Sie wurde mit Spielerinnen bekannt, und wurde ſelbſt eine Spielerin. Sie ſahe Buhlerinnen, und ahmte auch dieſen nach. Mit einem Worte; ſie nahm alle Geſtalten der Perſonen an, mit denen ſie umgieng. Bald war ſie geheimnisvoll, und bald ſchwatzhaft; beides ohne andere Urſache, als daß ſie bald mit geheimnißvollen, und bald mit geſchwätzigen Perſonen umgieng. Unter ſo vielen Perſonen konnte es nicht fehlen, Iris mußte auch einige Tugendhafte und Kluge antreffen. Sie ahmte auch dieſen nach. Aber unter allen ihren Nachahmungen war dieſe am wenigſten glücklich. In dem Zirkel ihrer Geſellſchafften entſtunden ſtets neue Auftritte, die ihre Aufmerkſamkeit von den Vorbildern der Tugend und der Klugheit abzogen. Iris beſitzt nunmehr eine mannigfaltige Kenntniß von den Sitten anderer Menſchen. Sie ſelbſt hat ein völliges Gemiſche von Sitten angenommen. Sie weiß die Bewegungsgründe von der Aufführung anderer Menſchen nicht. Noch weniger weiß ſie, nach welchen Grundſatz ſie ihre eigene Aufführung einrichten ſoll. Sie hat keinen andern Grundſatz als die Beyſpiele ihrer Bekannten. Dieſer Grundſatz

kan sie unmöglich zu einem bestimmten und dauerhaften Charakter gelangen lassen. Mit einem Worte, sie hat gar keinen Charakter.

Orgon ist unter den Mannspersonen, was Iris unter dem Frauenzimmer ist. Er ist nicht ungeschickt; er hat bisweilen Proben eines guten Herzens gegeben; aber der Mangel eines bestimmten Charakters hat seine guten Eigenschaften unbrauchbar, und ihn selbst unglücklich gemacht. In seiner Kindheit war er die Freude und die Hoffnung seiner Eltern, er war die Gefälligkeit, die Folgsamkeit selbst. Alle gute Beyspiele, die er sahe, wurden von ihm nachgeahmt; daß er auch die bösen nachahmte, wurde entweder unbemerkt gelassen, oder als Jugendfehler entschuldiget. Der Beyfall seiner Bekannten stieg mit der Zahl seiner Jahre. Alte Leute liebten seine Gesellschaft; denn Orgon konnte, ohne müde zu werden, stundenlange Gespräche von den ernsthaftesten Materien mit ihnen führen. Seine Mitschüler liebten ihn gleichfalls; denn bey der geringsten Aufmunterung war Orgon zu allen Ausschweifungen bereit. Er war wechselsweise ein Spieler, ein Buhler, ein Müssiggänger, und ein fleissiger und stiller Mensch. Alles ohne eigene Wahl. Er nahm blos die Gestalten der Personen an, mit denen er jedesmal umgieng. Er theilte auch ihre Neigungen mit ihnen; aber keine Neigung blieb ihm länger, als bis er an einen andern Bekannten gerieth, der entgegengesetzte Neigungen hatte. Manchesmal hat er das strafwürdige einer Ausschweifung bis zu Thränen gefühlt, wenn es ihm lebhaft vorgestellt

geſtellt wurde; und gleich am andern Tage begieng er die nemliche Ausſchweifung, wenn ihn jemand dazu anreitzte. Endlich verſchaften ihm die Bemühungen ſeines Vaters eine Bedienung. Orgon hatte in ſeinem Amte zween Collegen. Timaret, ſo hieß der erſte, war ein Mann der die ſchlimmſten Eigenſchaften, aber dabey auch die Kunſt beſaß, ſie unter der Maſke der Menſchenliebe und der Klugheit zu verbergen. Geront, der zweyte ſeiner Collegen, war ein unwiſſender Mann, dem aber eine vortheilhafte Geſtalt und eine gewiſſe natürliche Hitze den Schein eines Mannes von Wichtigkeit gab. Orgon war wechſelsweiſe das Spiel ſeiner beiden Collegen. Timaret zog ihn am meiſten an ſich, und nachdem er einmal ſein Zutrauen gewonnen hatte — eine Sache die bey Orgon leicht zu erhalten war, — gebrauchte er ihn zu allen ſeinen Anſchlägen. Orgon hatte wirklich bey dem Antritt ſeiner Bedienung die Abſicht gehabt, ein redlicher Mann zu ſeyn; denn ſein Vater hatte ihm die Redlichkeit empfolen. Aber Timaret wußte ihm frühzeitig die Vortheile einer gewiſſen Klugheit vorzubilden die in der Welt nöthig ſey; und Orgon kannte das weſentliche der Redlichkeit viel zu wenig, um zu merken, daß ſie bey dieſer ſogenannten Klugheit verlohren gehen müßte. Er begieng ſeinem Collegen zugefallen wirkliche Ungerechtigkeiten; und Timaret war argliſtig genug, die Vortheile davon allein an ſich zu ziehen, und dem betrogenen Orgon die Verantwortung zuzuſchieben. Geront, ſein anderer College, half auf eine andre Art ſein Unglück beſchleunigen. Geront war ein heftiger Mann, am meiſten

aber in seinem eigenen Hause, welches er mit einer tyrannischen Strenge beherrschte. Orgon ließ sich von ihm überreden, daß dieses Bezeigen das vortheilhafteste für einen Hausvater sey. Er fieng an seine Gattin, eine vortreffliche Frau, und seine Kinder zu tyranniſiren. Seine Gattin wurde krank, er war so unvorsichtig, ihr in ihrer Krankheit einige Heftigkeiten zu sagen, die ihre Krankheit tödlich machten. Nach ihrem Tode gieng sein Hauswesen zu Grunde, und ihre Anverwandten, die in grossem Ansehen stunden, und bisher sein Schutz gewesen waren, wurden seine Feinde. Seine schlechte Aufführung hatte ihn verhaßt gemacht; die Ungerechtigkeiten, wozu ihn Timaret verleitet hatte, wurden offenbar; es wurde eine Untersuchung angestellt. Timaret war der erste, der ihn verfolgte, um sich selbst in Sicherheit zu setzen; Orgon verlor seine Bedienung, und die Armuth zwang ihn sein Vaterland zu verlassen. Nunmehr lebt er in einem entfernten Orte, dürftig und von jedermann verachtet; und auch diese Verachtung ist eine Folge seiner Aufführung. Denn da ihm seine Dürftigkeit den Umgang mit Personen von Stande beschwerlich macht, so hat er Leute von niedrigem Rang und noch niedrigern Sitten zu seiner Gesellschaft erwählt, und auch ihre Sitten angenommen. Dadurch hat er alle rechtschaffene Leute, die seine Armuth nicht fliehen würden, in die Nothwendigkeit gesetzt, seinen Umgang zu fliehen, weil sie seine Sitten verabscheuen müssen.

Alle Menschen, die nicht nach gewissen und bestimm-

stimmten Grundsätzen handeln, sind Leute ohne Character. Ich weiß, daß man oft den Charakter und das Herz eines Menschen für gleichgeltende Worte hält. Aber das Herz eines Menschen, wenn es allein betrachtet wird, ist die ungewisseste Sache von der Welt.

Die bloßen Neigungen, in so fern sie eine Wirkung der Natur sind, haben zu wenig Kräfte, um das ganze Leben des Menschen zu beherrschen. Sie werden zu oft durch zufällige Begebenheiten in ihrer Wirkung gehindert, und beynahe eben so oft dadurch verändert. Kinder, die die größte Hoffnung gaben, sind zu Böse-wichtern erwachsen; und andere die in den ersten Zeiten ihres Lebens ihrer Fehler wegen gehasset wurden, sind Beyspiele erhabener Tugenden geworden. Der Geist des Menschen muß sein Herz ausbilden; und nach den Grundsätzen, denen er folget, muß sein Charakter beurtheilet werden. Daß Thrax ein unbarmherziger und grausamer Richter geworden ist, und manchen Unschuldigen zum Tode verurtheilet hat, kan der natürlichen Beschaffenheit seines Herzens nicht zugeschrieben werden. In der Kindheit war er so weichlich, daß er nicht einmal Blut sehen konnte. Die Grundsätze, die er in der Folge angenommen hat, haben seinen Neigungen eine ganz andere Wendung gegeben; und sogar seine Empfindungen verändert. Sein grausamer Charakter ist eine Folge seiner angenommenen Denkungsart, und nicht seines natürlichen Triebs. Ich mache einen Unterschied unter Leuten ohne Charakter und unter Unbeständigen. Ein Unbeständiger ist sich niemals lange

gleich. Aber er hat eigentlich nur einige Gestalten, die ihm eigenthümlich sind, und in diesen wechselt er von Zeit zu Zeit ab. Ein Mensch ohne Charakter kan lange Zeit eine Gestalt behalten. Er ist der Schatten anderer Menschen. Sein Herz behält einen jeden Eindruck so lange, bis ihm ein anderer Gegenstand nahet, von dem es einen neuen Eindruck bekommt. Der Tigellius, den Horaz beschreibt, der bald von seiner Bekanntschafft mit Monarchen pralte, und bald die ärmste Einsamkeit lobte, bald zweyhundert und bald nur zehn Knechte hielt, war ein Unbeständiger. Denn alle seine Veränderungen entstunden aus seinen eigenen Trieben. Strephon aber, der itzt aus einer lustigen Gesellschaft kömmt, und noch auf der Strasse über die Scherze lacht, die in der Gesellschaft vorgefallen waren; gleich darauf dem finstersehenden Herrn Seufzer begegnet, und mit ihm die Ausschweifungen der Weltkinder mit tausend Thränen beseufzet; am Abend einen andern Bekannten in die Maskerade, und des Morgends wieder einem andern in die Betstunde folgt, und dort im höchsten Grade ausschweifend, hier voll von den traurigsten Bußgedanken ist; dieser Strephon ist wirklich ein Mensch ohne Charakter. Zu dieser Art von Menschen gehöret auch Mycill, der einmal über Kleinigkeiten den heftigsten Streit anfängt, und ein andermal die ärgsten Beleidigungen stillschweigend erträgt, blos weil er das erstemal einen hitzigen, und zum zweytenmal einen schläfrigen Rathgeber bekommen hatte.

Es ist gewiß genug, daß bey einem Menschen ohne

ne Charakter allemal ein Mangel der Einsicht und des Verstandes selbst seyn muß. Wer die Welt und das menschliche Herz nur mittelmäsig kennet, macht sich gewiß einige Grundsätze, und beobachtet dieselben als die Richtschnur seines Lebens. Es ist wahr, die Grundsätze, die ein Mensch erwählet, können so leicht böse als gut seyn. Aber bey einem Menschen, der bösen Grundsätzen folget, ist doch noch die Hofnung übrig, daß seine Irrthümer können überwunden werden. Bey einem Menschen ohne Charakter aber ist diese Hofnung um so viel geringer, als es schwerer ist, einem wirklichen Mangel des Verstandes abzuhelfen, als einen bloßen Fehler der Einsicht zu verbessern. Es ist ein seltener Glücksfall, wenn ein Mensch ohne Charakter der Welt brauchbar wird; noch seltener ist es, wenn er sich nicht selbst unglücklich macht.

Man findet Menschen ohne Charakter in Ansehung der weltlichen Klugheit; man findet noch mehrere in Ansehung der Tugend. Alle diejenigen, die bey oftmaligen guten Entschlüssungen niemals so weit kommen, daß sie ihr Herz würklich bessern, sind Menschen, die keinen moralischen Charakter haben. Ihnen gefällt die Tugend, wenn sie ihnen lebhaft vorgebildet wird; ihnen gefällt das Laster, wenn seine Reitzungen vorgestellt werden. Den ganzen Umfang ihrer Pflichten haben sie niemals übersehen; die wesentliche Verbindung derselben mit dem wahren Glück ist ihnen unbekannt. Diese Unwissenheit hindert sie, standhafte Grundsätze zu fassen, und einen bestimmten moralischen Charakter

zu bekommen. Uberhaupt hat keine Wissenschaft weniger Wirkung auf die Ueberzeugung der Menschen, als die moralische, wenn sie nur stückweise erkannt wird. Der Mensch darf aus der Reihe der sittlichen Wahrheiten nur eine einzige vermissen, so wird die Besserung seines Herzens unfehlbar sehr mangelhaft bleiben.

Zwo Ursachen machen es schwer, einen Menschen, der noch keinen Charakter besitzt, auszubilden. Diejenigen, die keinen Charakter haben, sind insgemein auf ihr gutes Herz stolz, und halten ihren Hang, alle Vorbilder anderer Menschen ohne Unterschied nachzuahmen, für eine ruhmwürdige Folgsamkeit.

Die Redensart, ein gutes Herz haben, gehört unter diejenigen, mit denen die Menschen am meisten spielen. Ich kenne sehr viele Leute, denen die Welt das Compliment macht, daß sie ein gutes Herz besitzen. Ich kan den Ausdruck in Ansehung dieser Leute für nichts anders als ein Compliment halten; denn sie selbst geben von der Güte ihres Herzens keinen Beweis. Ein gutes Herz besitzet nur derjenige, der bey dem Glück und Unglück seiner Nebenmenschen gleiche Empfindungen hat als bey seinem eigenen. Dieses ist das wesentliche eines guten Herzens. Die Kunst muß in der Folge demselben seine Vollkommenheit geben. Und diese

Kunst

Kunst ist die Kenntniß des wahren Glücks und der Pflichten, eine Kenntniß, die aus Erfahrungen gesammlet, und in richtige Grundsätze gebracht worden ist. Unter dieser Einschränkung wird erst ein gutes Herz das, was es seyn soll; alsdenn macht es wahre Helden, großmüthige Freunde und rechtschaffene Bürger des Stats. Die bloße Anlage zu guten Eigenschaften, die dem Herzen eigenthümlich und gleichsam sein Geburtsrecht ist, bleibt bey den meisten ein unbrauchbarer Schatz. Es ist nicht genug zur Tugend daß unsre Neigungen nicht freywillig das Böse dem guten vorziehen. Wenige Menschen sind so verderbt, daß sie das Laster anstatt der Tugend erwählen sollten, wenn sie bey beyden gleiche Vortheile voraus sehen. Aber aus bloßen natürlichen Trieben die Tugend allemal für reitzend schön zu halten, und ein gleiches Vergnügen zu empfinden, wenn man an dem Glücke seines Nächsten, als wenn man an seinem eigenen arbeiten kann; diese Naturgabe findet sich in wenig Herzen. Wäre sie allgemein, so würde GOtt selbst dem menschlichen Geschlecht die Grundsätze der Sittenlehre nicht so ausnehmend sorgfältig beschrieben haben. Es würde alsdenn genug gewesen seyn, sie nur ihren eigenen Trieben zu überlassen.

Die Folgsamkeit ist einem Menschen unentbehrlich,

lich, der sein Herz und seinen Geist ausbessern will. Aber die moralische Klugheit muß ihre Richtschnur seyn. Wer die Beyspiele anderer Menschen nicht in einem richtigen Verhältniß mit den Pflichten zu beurtheilen weiß, kan eben so leicht gereitzt werden, dem Beyspiele eines Petrons zu folgen, als dem Beyspiele eines Sokrates.

Eine vorsichtige Erziehung ist das sicherste Mittel, den Charakter der Menschen zu bilden. Man mache dem Jüngling zeitig mit seinen Pflichten bekannt, man kläre ihm die Dunkelheiten auf, die er erblicket, wenn er zuerst seine Neigungen und seine Pflichten gegen einander hält; ——— sein Charakter wird sich alsdenn gewiß bilden, er wird ein Freund der Tugend, ein brauchbarer Burger des Staats werden.

T. Cleanth.

Wir sind ersucht worden, folgende Briefe unsern Lesern bekannt zu machen.

Meine Herren.

Ihre Absicht ist, die Sitten der Menschen im geselligen Leben zu bessern und ich will sie deswegen in einer Sache zu Rath ziehen, die mir und meinen Freunden sehr ungesellig vorkommt. Wir haben einen Menschen in unserer Gesellschaft, der ein grosser Liebhaber vom Schnupftoback ist. Er glaubt uns die größte Höflichkeit zu erweisen, wenn er uns beständig mit seinem Toback quält, der noch dazu von der schlechtesten Art ist. Mitten in den freundschaftlichsten Unterredungen oder andern Beschäftigungen, in denen wir gern ungehindert wären, störet er uns durch seine fürchterliche Dose, und wenn sich von ungefähr einer wegert, von seinem Toback zu nehmen, durch einen weit

läuf-

läuftigen Beweis, daß sein Toback der vortrefflichste sey, den man weit und breit finden kan. Ich bitte Sie, meine Herren! dieser Sache abzuhelfen und diesen Menschen zur Erkenntniß seines ungeselligen Verfahrens zu bringen. Unsere ganze Gesellschaft wird Ihnen deswegen verbunden seyn. Ich bin

Meine Herren.

Ihr fleißiger Leser
Theophilus St. Omer.

Meine Herren!

Weil ich Sie nicht habe ausfindig machen können, so muß ich meinen Brief Ihrem Verleger geben. Sonst würde ich mir die Freyheit genommen haben, Sie zu besuchen, um Ihnen den Innhalt meines Briefes mund-

Digitized by Google

mündlich zu eröfnen. Ich muß Ihnen doch eine kleine Beschreibung von mir machen. Ich bin von Natur zu lustigen Streichen und Einfällen gemacht. Meine Eltern aber und Lehrmeister hielten mich gar zu hart, so daß ich meine Jugend zu Hause nicht auslassen konnte. Wie ich auf die Universität kam, so lebte ich desto freyer und lustiger. Ich habe niemals Lust gehabt, ein Pedant zu werden und mich daher wenig um die Wissenschaften bekümmert. Da ich mein Vermögen auf der Universität gänzlich verzehret hatte, war ich genöthigt, in mein Vatterland zurück zu kehren. Ich that es mit freudigem Herzen. Ich hatte so viele gute Freunde auf der Universität gehabt, die schon alle wieder nach Haus gereißt waren, daß ich durch ihren Beystand ganz gewiß hofte mein Glück zu machen. Ich besuchte sie bey meiner Wiederkunft; Aber o Himmel! wie sehr haben sie sich verändert! Sie besonnen sich gewal-

waltig, bis sie mich erkennen wollten. Ich verlangte ihren Beystand und erinnerte sie an unsre alte Freundschaft. Ihre Antwort bestund darinnen, daß sie mich mit höhnischer Kaltsinnigkeit und einem kleinen Geschenke von sich liessen und mich baten, sie nicht mehr zu besuchen. Machen sie dieses Schreiben zur billigen Beschimpfung meiner treulosen Freunde bekannt. Ich bin

Meine Herren.

Ihr Diener.

J. F. Y. - - -

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Zwey und Vierzigstes Stück.

Maxima de nihilo nascitur historia.

Es ist doch ein gequältes Geschöpf um einen Wochenschriftsteller! Er mag nun dazu aufgelegt seyn oder nicht, er muß seinen Bogen liefern, und die Leser mit etwas Neues unterhalten. Ist er gerade munter, so schreibt er satyrische Stücke und seine Leser machen Auslegungen dazu, und halten ihn, wenn sie sich getroffen finden, in ihren Herzen für eine Art von Pasquillanten. Ist er ernsthaft gesinnet, so schreibt er Sittenlehren und seine Leser gähnen. Kommt er gerade aus einer scherzhaften Gesellschaft, so schreibt er vielleicht auch scherzhafte Stücke, und dann schmählen die Herren Moralisten

ſten auf ihn. Es iſt doch ein gequältes Geſchöpf um einen Wochenſchriftſteller!

Nun zu was ſoll dieſe lange Anmerkung? (werden einige Leſer ſagen) die Leute reden doch beſtändig von ſich ſelbſt, gerade als wenn man ſich noch ſo ſehr um ſie bekümmerte. Niemand fragt nach ihren Perſonen: ſie ſollen nur gut ſchreiben, das iſt alles, was man von ihnen verlanget; ſonſt mögen ſie Mühe haben ein Stück zu ſchreiben oder nicht. Sie mögen ſeyn wer ſie wollen, das gehet ihre Leſer nichts an.

Ja, meine Herren, ſie haben recht, ich bin eben dieſer Meinung: aber die Betrachtung über die gequälte Wochenſchriftſteller iſt doch ſo ungereimt nicht als ſie glauben. Sie haben nicht nöthig erſt nach dem Ende des Bogens zu ſehen: ſie müſſen es aus der Schreibart kennen, daß Laura ſchreibt. Mein Ariſt ſollte gegenwärtiges Stück ſchreiben und ich weiß nicht, warum er es immer verſchob bis itzo. Nun, ſagt er, iſt er nicht zum Schreiben aufgeräumt genug: Er bittet mich, ich ſoll für ihn ſchreiben. So gehet es! die Frauen müſſen gar oft wieder gut machen, was die Männer verſehen. Ich bin ſchon zum Schreiben aufgeräumt oder wenigſtens ſchwatzhaft genug: aber ich weiß doch noch nicht eigentlich, mit was ich unſere Leſer unterhalten ſoll.

Es

Es fällt mir ein, sie mit Nichts zu unterhalten. Das Frauenzimmer ist es, wie die Spötter sagen, ohnedem gewohnt und die meisten Gesellschaften unterhalten sich heut zu Tage mit Nichts. Es war sonst die Beschäftigung und die Schuldigkeit aller Leute etwas zu thun, etwas vernünftiges zu sagen und itzo ist es die gröste Wissenschaft geworden mit einer guten Art nichts zu thun und nichts zu sagen. Ich hörte neulich einer Rede zu, die Herr Schreyviel hielte. Er schrye so laut, daß er hernach darüber eine Art eines sehr gefährlichen Brustschmerzens bekam. Er schlug mit geballten Fäusten auf sein Pult: mir wurde nur beym Zusehen ganz bange. Mit schrecklichen Lärmen und einer unhemmbaren Sündfluth von Worten sagte er uns nichts. In der That nichts, denn in seiner ganzen Rede war kein einziger Gedanke. Prächtige Worte ohne Verstand, Galimatias und übel angebrachte redneriſche Kunststücke, dieses war sein ganzes Verdienst. Er wurde aber sehr bewundert, weil er mit einer sehr redneriſchen Art nichts gesagt hatte.

Herr Pescennius Hecatombe wird für einen sehr gelehrten Mann gehalten. Warum? Weil er auf eine sehr gelehrte Art nichts thut. Dann das heißt in der That nichts thun, wenn man sich mit Sachen beschäftiget, die keinen Nutzen haben.

Was ist es wohl, das Herrn Leerkopf überall beliebt macht? Er weiß mit der artigsten Art von der Welt nichts zuthun. Er bringt die eine Helfte seines Lebens am Putztische und bey der Mahlzeit, die andre Helfte aber beym Spieltische oder gar schlaffend zu. Er ist ein sehr artiger Mann und besonders das Frauenzimmer ist von ihm eingenommen: es ist mir leid daß ich es zur Schande meines Geschlechtes sagen muß.

Kein Mensch würde die Gedichte des Herrn Reimefrüh lesen, wenn er etwas darinnen sagte oder nur allezeit auf zwo Seiten einen einzigen Gedanken brächte; da er aber mit einem Gewäsche gar nichts sagt, wird er bewundert. Man braucht sich nicht den Kopf über seine Gedichte zu zerbrechen, als wenn man etwa Hallern oder Hagedorn lesen wollte: so heißt es bey den meisten Leuten, die eine fliessende Schreibart und eine gedankenlose Schreibart für einerley halten. Seine Reime sind wohlklingend: was sagt er darinnen? Nichts.

Warum sind die Stutzerinnen den Mannspersonen so angenehm? warum scheinen Stutzer vielem Frauenzimmer liebenswürdig? Weil sie die Kunst verstehen nichts zu sagen.

Herr

Herr Vielgeschrey wird für den fleisigsten und arbeitsamsten Mann gehalten. Beständig redet er von seinen Geschäften; er lauft durch alle Strassen, und grüsset keinen Menschen, weil er ihn aufhalten mögte. Lauft er nicht, so sitzt er zu Hause und schreibt; man sollte glauben, er hätte die Einrichtung des ganzen Staats zu besorgen. Was aber thut er! Nichts.

Nichtsbedeutende Worte und nichtsbedeutende Leute sind, glaube ich, niemahls in so grosser Menge gewesen als zu unsrer Zeit. Man wird mich fragen, was ich unter den nichtsbedeutenden Leuten verstehe! Ich verstehe diejenigen Leute darunter, von denen alle Strassen voll sind, und die doch der menschlichen Gesellschaft so wenig oder vielleicht noch weniger nutzen als eine Marionette. Leute, die wenig denken, die weder tugendhaft noch lasterhaft, weder Weise noch Thoren sind, diese heisse ich nichtsbedeutende Leute. So ein nichtsbedeutender Mann ist, zum Exempel, Herr Frauenknecht. Seine Frau redet für ihn, sie arbeitet für ihn, sie denket für ihn. Er ist noch glücklich daran: ich kenne alte Hagenstolzen, die eben auch so nichtsbedeutende Leute sind, und die nicht einmal jemanden haben, der sich die Mühe gibt für sie zu denken.

Das schlimmste ist, daß sich sehr viele nichtsbedeutende Menschen einbilden, daß sie in dem State gar viel zu bedeuten haben, und eine gar vornehme Rolle spielen. Eben wie in einer Komedie der, der die Rolle des Vertrauten spielt, und hätte er auch nur einige Worte zu sagen gehabt, sich, wenn das Stück Beyfall gefunden hat, gewiß einbildet, er hätte sehr viel dazu beygetragen. So gar die Lichtputzer schreiben sich einigen Antheil des Lobes zu. Was ist es nun für ein Wunder, wenn es die nichtsbedeutenden Menschen eben so machen? Man könnte sie die Lichtputzer in der Komedie des menschlichen Lebens nennen.

Nichtsbedeutende Worte sind die meisten Worte, die man gebraucht, wenn man andre komplimentiren oder ihnen etwas Gutes wünschen will. Neulich hörte ich eine Auslegung, die mich sehr erzürnte. Ich war in einer Gesellschaft, wo gerade das Wörterbuch von Herrn Polygraphus Foliant vorgelesen wurde. Ein Stück fehlt noch zu dem Wörterbuch, rief ein sehr nichtsbedeutendes Geschöpfe, das einem Stutzer ähnlich sahe, es sollte noch dieses drinnen stehen: Freundschaft ist bey dem Frauenzimmer ein nichtsbedeutendes Wort.

Wenn diese Bosheit nicht einigen Schein der Wahr-

Wahrheit hätte, so wäre ich nicht böse geworden. Aber es ist nur allzuwahr, daß man, wenn man die Aufführung der meisten Frauenzimmer gegen einander betrachtet gar leicht glauben kan, daß wir in der That unter uns die Freundschaft für ein nichtsbedeutendes Wort halten. Aber sollte man nicht eben dasselbe von den meisten Mannspersonen glauben? Allerdings, sie taugen so wenig als wir, bey den meisten unter ihnen ist die Freundschaft auch ein nichtsbedeutendes Wort. Kurz wir haben einander nichts vorzuwerfen.

Ich habe einige wahre Freundinnen, und ich halte dieses Glück für so selten als es groß ist. Ehe ich diese gefunden habe, habe ich viel ausstehen müssen, besonders da ich als ein junges Mädgen von vierzehn Jahren zum erstenmal in die so genannte grosse Welt kame. (Dieses unter uns geredet, ist ein sehr nichts bedeutendes Wort; ich weiß nichts niedrigers, nichts kleiners als meistens die sogenannte grosse Welt) Besser zu sagen, ich kam in grosse Gesellschafft, in welcher, wie leicht zu erachten ist, mehr Narren als vernünfftige Leute waren. Da bekam ich auf einmahl verschiedene Freundinnen. Ich war von ihnen desto mehr eingenommen, weil ich sahe daß sich sehr viele Mädchen, die kaum drey oder vier Jahre älter waren als ich, sehr groß damit machten, und mich ganz verächtlich hielten. Die Mannspersonen

gaben ſich noch damahls keine Mühe um meine Geſellſchaft. Diejenigen Herren, die damals die gröſte Rolle in unſerer Geſellſchaft ſpielten, hielten mich nur für ein kleines und kindiſches Mädchen: und mit ungeſchickten und unartigen jungen Leuten umzugehen war ich zu ſtolz; ich darf nicht ſagen zu klug. Ich weiß nicht ob ich es geſtehen ſoll, die Herrn Moraliſten werden mich für allzu frey halten. . . . Ja ich will es doch geſtehen: es verdroß mich in meinem Herzen, daß die Mannsperſonen nicht ſo höflich gegen mich waren als gegen ältere Mädchen. Da ſieht man es -- werden einige Leſer und beſonders Stutzer ſagen, daß dem Frauenzimmer eine Art von Coquetterie ordentlich angebohren iſt. Iſt es denn bey den Mannsperſonen nicht eben ſo? Ganz gewiß. Die Eitelkeit iſt allen Geſchlechten und allen Ständen gemein, und ein junger Schriftſteller, der ſich zum erſtenmahl gedruckt ſieht, iſt gewiß ſo eitel in ſeiner Art als ein junges Mädchen, die zum erſtenmal in die groſſe Welt kommt. Ich weiß daß es den Herrn Trophonius mehr verdrüßt, daß er keine Leſer bekommt, als mich es damals verdroſſen daß keine Mannsperſon ſich mit mir unterhalten wollte. Die Eitelkeit herrſcht überall, und es iſt oft die allergröſte Eitelkeit zu ſehr über die Eitelkeit zu ſchmählen. Dieſes habe ich zu der Vertheidigung meiner jungen Leſerinnen ſagen müſſen, die etwan das, was ich damahlen empfand, erfahren haben --

Ich

Ich komme wieder zu meinen Freundinnen. Sie thaten mir eine Zeitlang schön, doch so daß sie mich dabey immer merken lassen wollten, wie viel Ehre sie mir thäten, mit mir als einem kleinen Mädchen umzugehen. Ich mußte alle ihrem Eigensinn folgen oder sie kündigten mir ihre Freundschaft auf. Sie waren in ihrer Art mehr meine Gebieterinnen, als Freundinnen.

Es mißfiel mir endlich unter dem Schein der Freundschaft ihre Sklavin zu seyn: ich brach mit ihnen. Ich wurde älter, und bekam andere Freundinnen oder Bekanntinnen, die sich meine Freundinnen nennten. Wann ich bey ihnen war, thaten sie mir auf das freundlichste, und hielten sich über alle andre Mädchen auf. Ich erfuhr, daß sie sich in meiner Abwesenheit auch über mich aufgehalten hätten; ich wollte es aber nicht glauben. Endlich verlohr ich sie fast alle auf einmal. Ich bekam von einem meiner Anverwandten, der in Frankreich war, einen prächtigen Modestof zum Geschenk. Ich trug ihn bey einer öffentlichen Gelegenheit. Die ältern Damen und die Mannspersonen fanden ihn sehr schön, und nach dem neuesten Geschmack: meine Freundinnen aber fanden, daß das Kleid schlecht gemacht war, daß die Farbe sich nicht für mich schickte, und daß der Stof zwar schön, aber nicht nach ihrem Geschmack wäre. Endlich beschlossen sie damit, daß sie auf die Französische Moden loszogen, ohngeachtet sie sonst die größten An-

beterinnen davon waren. Es betrübte mich im Ernste, da ich sah, daß sie über mich böse wurden, als wenn ich sie dadurch beleidigt hätte, daß ich besser gekleidet war als sie. Nur zwo von meinen Freundinnen waren getreu geblieben.

Endlich wurde es ruchtbar, daß Alceſt Hochachtung für mich hatte, man erfuhr, daß ich mich mit Ariſt versprochen hatte, und meine zwo alte Freundinnen verliessen mich auch. Es ist wahr, daß sich einige Neue dagegen anboten, weil sie sich einbildeten, daß bey meiner Hochzeit grosses Gepränge seyn würde, und weil sie gern dabey seyn wollten. Aber wie sie erfuhren, daß alles in der Stille zugehen sollte, hörten sie auch auf so freundschaftlich zu thun. Itzt bin ich vergnügt, daß ich an Chloen, an Chloris und an den kleinen Christianchen wahre Freundinnen gefunden habe. Nur diese haben mich überzeugt, daß die Freundschaft unter uns kein nichts bedeutendes Wort ist.

Nun habe ich lange genug geschrieben. Es ist wohl angenehm, wann man eine Zeitlang nichts thun oder von nichts reden kan: in die Länge aber wird es verdrüßlich. Zum Glück habe ich ein eingeschicktes Stück bey der Hand. Es ist eine Art eines Gedichtes, die einige nichs bedeutende Kunstrichter für eine sehr nichts bedeu-

tende

tende Art zu dichten halten: aber ich will es doch hieher setzen. Diese Art zu schreiben hat viele Vertheidiger und in einem Wochenblatte muß für alle Leser etwas seyn. Alles was gefällt ist über die Kritick.

Noch was! Den Lateinischen Vers, der am Anfang des Stücks stehet, hat mir Arist ausgesucht. Ich muß es erinnern, auf daß man mich für keine Gelehrte halte, und wenn ich auch Latein wüßte, so würde ich mich schon in Acht nehmen, mich damit groß zu machen, und es über mein Stück zu setzen.

E. Laura.

Ode.

O du der Musen Geschenk, Gefährtin der frölichen Jugend,

Ertöne mir, tröstende Leyer, wie sonst.

Und treibe mit mächtigem Klang die Heere der stürmischen Sorgen.

Aus meiner verödeten Seele hinaus.

Die

Die finstere Schwermuth umhüllt die Stirne des traurigen Jünglings,
Der sonst Camenen! euch singend gefiel.
Die Blüthe der Jugend verwelkt: so sinket die sterbende Rose,
Um welche sonst Zephyr sanft lispelnd gescherzt.
In traurigen Schlummer versenkt verkennt sich die zweifelnde Seele,
Sie fühlet die Triebe der Freuden nicht mehr:
Sie fühlet nicht einmal den Schmerz; oft ist es ein Trost ihn zu fühlen:
Es lindern ihn zärtliche Thränen alsdann.
Auch dieser schwermüthige Trost ist itzt meinem Kummer versaget;
Ich bin, ach! ich bin euer Thyrsis nicht mehr.
Ihr Freunde, beklagt ihn! Er starb! Und was ihr noch itzt für ihn haltet,
Ist nur sein Schatten, ist Thyrsis nicht mehr.

Mich

Mich rufet der Nachtigall Lied nicht mehr in die dichtrischen Häyne
Wo sonst mich sanft rauschende Nymphen belauscht.
Nun blüht mehr kein Frühling für mich! nun winkt kein gefälliges Mädchen.
Und lächelt mir Wollust und Heiterkeit zu.
Es ruft mir Lyäus umsonst, der Bändiger sterblicher Sorgen,
Der Wein ist für freudige Herzen gemacht.
Verlaßt mich, ihr Freunde, verlaßt den nicht mehr geselligen Thyrsis,
Verlaßt ihn im schwermuthsvoll einsamen Häyn.
Wohin sind die Stunden nunmehr, die scherzenden Stunden der Jugend,
In denen ich nichts als nur Freude gefühlt?
Wohin sind die Rosen nunmehr, mit denen ich stolz mich bekrönte?
Weil Doris mir diese Rosen gepflückt.

Ich

Ich fand in der lächelnden Flur die Spuhren der ewigen Vorsicht;

Mit freudigen Thränen besang ich ihr Lob.

Ich suchte die Weisheit nicht erst; sie kam und besuchte mich selbsten:

Itzt such ich sie sehnlich, sie fliehet vor mir.

Sie liebet den einsamen Häyn, sie liebet unschuldige Herzen,

Die keine Begierde noch stürmisch bewegt

Sie flieht vor der lärmenden Pracht, sie flieht vor der fleißigen Ehrsucht,

Die nach ihr bey nächtlichen Lampen oft strebt.

O Ruhe! mein voriges Glück, Gespielin der lächelnden Jahre,

Die sonst von der Muse versüßt mir entflohn,

Wann

Wann sind ich dich wieder? Ach nie! Nur dort in dem
Thale des Friedens,
Dort jenseit des Grabes, da sind ich dich einst.
Dort, Freunde! da will ich euch sehn! dort will ich dich,
Doris! umarmen,
Dort trennet kein neidisches Schicksal uns mehr.
Kein sterbliches Elend erpreßt die Thränen der leidenden
Tugend,
Die selbsten die Engel mitleidig gesehn.
Es wartet ein ewiger Lohn auf unsre vergängliche
Schmerzen,
Mehr als ein Leben voll Ungemach, werth:
Wie könnte des Socrates Tod, das Leiden der hohen
Clarissa?
Wie könnte das Unglück der Tugend sonst seyn?

Wann

Wann einſt unſer Auge ſich ſchließt, wann einſt unſer Körper verweſet,
O dann vergeht unſre Seele nicht mit:
Sie war von dem Ew'gem beſtimmt zu ferner unnennbarer Zukunft,
Bedenkt es, ihr Sterbliche! zittert, und ſchweigt.

Dieſe Blätter werden wöchentlich in der Poſchiſchen Hofbuchhandlung in Anſpach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Drey und vierzigſtes Stück.

Olim meminiſſe iuuabit.

Virg.

Meine Freunde haben mir oft zugeredet, unſern Leſern die Geſchichte meiner Reiſen, und die Anmerkungen, die ich auf denſelben gemacht habe, mitzutheilen. Ich würde es längſt gethan haben, wenn ſie in Ordnung wären. Aber ich bin niemals ſo ſyſtematiſch geweſen, etwas zuſammenhängendes zu ſchreiben. In dieſem Blatte will ich das Verlangen meiner Freunde ſo gut erfüllen, als ich kan. Man wird es mir verzeihen, daß ich in dieſen Auszügen aus meinem Reiſebuche nichts als zerſtreute Erzählungen liefere; Ich habe bey der

Auswahl blos darauf gesehen, solche zu erwählen, die einige Verbindung mit dem Hauptzweck unserer Wochenschrift haben mögten. Ich stehe nicht einmal dafür, daß sie seltene Zufälle und ausgesuchte Betrachtungen enthalten. Einem Jüngling und einem Greise kan man wohl die Güte seiner Absicht für die Güte der Ausarbeitung anrechnen.

* * *

Das 1710te Jahr ist mir eines der traurigsten meines ganzen Lebens gewesen. Meine Leser wissen es schon, daß der Gram über den Verlust meiner Chloe der vornehmste Bewegungsgrund meiner Reisen war. In diesem Jahr verließ ich Deutschland, weil ich glaubte, daß ich in einer jeden Gegend meines Vaterlandes dem Grunde meiner Schmerzen noch zu nahe wäre. Ich gieng nach Italien, und mein Schmerz begleitete mich. Ich suchte mich durch tausend Vergnügungen zu zerstreuen; und ich muß es gestehen, in der damaligen Unordnung meines Herzens war ich nicht so sorgfältig in der Wahl der Vergnügungen, daß mich nicht einige, nachdem ich sie genossen hatte, hätten gereuen sollen. So schwer ist es, bey ausserordentlich traurigen Empfindungen die ganze Unschuld des Herzens zu erhalten! Endlich ward ich in Verona mit einem Mailändischen Edelmann bekannt, dessen Gesellschaft mir gefiel. Er hieß Bonatti. Ich sprach ihn oft in den öffentlichen Häusern. Einmal bekam ich mit einem Unbekannten eine Streitigkeit. Bonatti legte durch seine Vermittelung unsern Streit bey, und zwar zu meinem Vortheil,

diese

dieſe Gelegenheit lehrte mich ſein groſſes Herz kennen. Denn der Fremde war ſein Bruder. Bonatti ſahe, daß ich in der Streitigkeit Recht hatte, und deswegen ſchützte er mich. Ich fieng nunmehr an ihn zu lieben, und er empfand eine gleiche Neigung gegen mich, weil ihm meine Verſönlichkeit gegen ſeinen Bruder gefiel, von dem ich wirklich ſehr beleidiget war. Wir wurden in kurzer Zeit vertraut, und ich begleitete ihn nach Mailand. Auf der Reiſe eröfnete er mir, daß er daſelbſt eine Geliebte hätte, die mit den ſchönſten Eigenſchaften geziert ſey. Er führte mich nachmals zu ihr, und ich fand ſie ſeiner Abſchilderung gleich. Sie hatten beide den Beifall ihrer Eltern zu ihrer Liebe, und Bonatti betrachtete ſchon ſeine Vermählung als eine völlige Gewißheit. Er wußte nicht, daß er in dem Geſchlecht ſeiner Julie einen geheimen und gefährlichen Feind hatte. Ihre ältere Schweſter war ſeine Feindin, und aus der niederträchtigſten Urſache. Sie ſuchte die Güter ihrer Eltern für ſich allein, und haßte deswegen einen Jeden, der Juliens Bündnis ſuchte. Sie verbarg ihren Haß unter der Maske einer offenherzigen Freundſchaft. Bonatti war nur gar zu geneigt, ſich von einem jeden Schein der Offenherzigkeit einnehmen zu laſſen — Dieſes und eine natürliche Hitze im Entſchlüſſen waren ſeine einigen Fehler. Ich entdeckte zuerſt einige Spuren von der wahren Geſinnung, die Juliens Schweſter gegen ihn hegte. Ich eröfnete ihm meine Vermuthung; er glaubte mir nicht. Seine Feindin fand endlich eine Gelegenheit ihn zu ſtürzen. Es kam ein neuer Liebhaber für Julien, ein Mann von groſſem Geſchlecht und Reichthum. Er erklärte ſich, daß er nur Ju-

liens Person, und nicht ihre Güter suchte. Dieses war eine grosse Reitzung für ihre Eltern, die etwas mehr als sparsam waren. Juliens Schwester unterstützte unter der Hand den Antrag des neuen Liebhabers. Bonatti, der ausser dem Besitze seiner Julie kein Glück achtete, war ausser sich, als er erfuhr, daß ihre Eltern ihm einen andern vorziehen wollten. Weil seine Güter zureichend waren, ihn und eine Gemalin zugleich zu erhalten, so billigte ich seinen Entschluß, Juliens Eltern gleiche Vorschläge zu thun, als sein Nebenbuhler. Weil er aber wußte, daß sein eigener Vater diese Bedingung niemals bewilligen würde, so rieth ich ihm, sich deswegen bey Juliens Eltern ein genaue Verschwiegenheit zu erbitten. Sie nahmen seinen Antrag an, und alles schien für ihn vortheilhaft; aber er begieng die Unvorsichtigkeit, Juliens Schwester das Geheimnis zu eröfnen, das sie durch ihre verstellte Vertraulichkeit aus ihm lockte. Sogleich erfuhr es sein Nebenbuhler, und durch diesen sein Vater. Mein Freund genoß noch alle Süssigkeiten einer nahen Hofnung, als ihn ein Brief von seinem Vater, der auf dem Lande wohnte, eilig nach Hause berief. Er glaubte nur auf wenige Tage zu reisen. Aber am dritten Tage nach seiner Abreise schrieb er mir sein Unglück. Sein Vater hatte ihm in den strengsten Ausdrücken befohlen, nicht mehr an Julien zu denken. Kaum konnte ich seinen Brief lesen, so sehr hatten seine Thränen die Worte ausgelöschet. Er verlangte mich zu sprechen; ich eilte zu ihm. Wie gering war der Beystand, den ich ihm geben konnte! Alle Vorstellungen, alle Bitten an seinen Vatter waren vergeblich. Ich reiste auf sein Verlangen nach Meiland zurück, um

bey

bey den Eltern ſeiner Geliebten einen neuen Verſuch zu wagen. Ich konnte die Erlaubnis nicht erhalten, Julien zu ſprechen. Man hielt ſie eingeſchloſſen, um ſie zu zwingen, daß ſie dem Nebenbuhler ihre Hand geben ſollte. Sie blieb ſtandhaft. Endlich lieſſen ihr ihre Eltern unter den heftigſten Drohungen nichts übrig als die Wahl zwiſchen dem verhaßten Liebhaber, und dem Kloſter. Sie wählte das letzte. Noch an demſelbigen Abend mußte ſie abreiſen, um in ein Kloſter geführt zu werden, das einige Meilen von Meiland liegt. Sie war kaum zwo Stunden von Meiland weg, als Bonatti in der freudigſten Entzückung zu mir kam. Sein Vater war endlich erweicht worden, und hatte ihm die Freyheit gelaſſen, Julien unter allen möglichen Bedingungen zu beſitzen. Ich eröfnete ihm ihre Abreiſe. Kaum konnte ich eine Beſtürzung an ihm wahrnehmen. Seine feurige Liebe gab ihm in dem Augenblicke den unglücklichſten Rath. " Laſſen ſie uns eilen, rief er und umarmte mich. Laſſen ſie uns eilen, meine Geliebte einzuholen. Sie wird gewis mit mir zurückgehen, wenn ich ihr ſage, wie glücklich die Geſinnung meines Vaters verändert iſt. „ Vergeblich ſtellte ich ihm vor, daß Juliens erſter Eintritt in das Kloſter ſeinen Wünſchen nicht ſchädlich ſey, und daß er inzwiſchen durch die Bewilligung ſeines Vaters ihre Eltern würde bewegen können. Seine ungeduldige Hitze verwarf meinen Rath, und mir blieb nichts übrig, als ihm zu folgen. Wir reiſten noch in der Nacht fort. Am folgenden Morgen holten wir ſie ein, als ſie nur noch eine Stunde weit von dem Kloſter entfernet war. Julie ſuchte ihr Geſicht, das mit Thränen bedeckt war, in eine geſetzte Verfaſſung

zu bringen, als ſie ihren Bonatti erblickte. Sie fragte ihn mit einer unglaublichen Standhaftigkeit —— und ſtritt darbey mit ihrer eigenen Liebe —— ob er käme ihr die Ruhe zu verwehren, die ſie als ihr einziges übriges Glück ſuchte? Er erzählte ihr in den freudigſten Ausdrücken, daß ſein Vater ihrer Liebe günſtig ſey. Er beſchwor ſie mit ihm umzukehren. Julie ſchlug es ab. Sie ſtellte ihm vor, daß ihre eigenmächtige Zurückkunft den Schein eines Ungehorſams gegen ihre Eltern haben würde. Sie erlaubte ihm dagegen, bey ihnen alles zu verſuchen, was ſeiner Liebe vortheilhaft ſeyn könnte. Ich mengte meinen Rath unter ihre Vorſtellungen. Bonatti hingegen hielt unaufhörlich mit Bitten an. Ueber eine Stunde lang hatten ſie ſchon geſtritten, als einige Reuter in dem ſchnellſten Gallop auf uns zu jagten. Sobald ſie uns nahe kamen, erkannten wir unter ihnen den Nebenbuhler meines Freundes. Er kam in der Abſicht Julien zu entführen, und er hatte nur wenige Leute mit ſich genommen, weil er ſich ſichere Hofnung machte, ſie allein anzutreffen. Er ſtutzte, wie er uns erblickte. Mein unglücklicher Freund gerieth in Hitze, wie er ſeinen Nebenbuhler erblickte, und gieng gleich auf ihn los. Hätte ich doch nur einen Augenblick eher bey ihm ſeyn können, um ihn zurückzuhalten; vielleicht hätte ich ſein Leben errettet. Sein Gegner löſte ein Piſtol auf meinen Freund, und gleich darauf ergrif er die Flucht. Ich wollte ihn mit unſern Leuten verfolgen; indem ſehe ich, daß mein lieber Bonatti vom Pferd ſank. Julie ſprang aus der Kutſche, und lief zu ihm. Ich hob ihn auf; das Blut ſtröhmte aus ſeiner Wunde. Es iſt mir unmöglich, dieſen traurigen Auftritt,

tritt, meine Klagen und Juliens Klagen zu beschreiben. Wir brachten ihn ohnmächtig und mit der größten Mühe in das Kloster, welches Julien zum Aufenthalt bestimt war. Kaum hatte er sich ein wenig erholt, so wendete er alle übrigen Lebenskräfte an, uns zu trösten. Er verbarg uns sogar die Schmerzen seiner Wunde, um unsere Schmerzen zu lindern. Aber der Wundarzt, der seine Wunde untersuchen mußte, sagte mir, daß sie tödlich sey. Ich schickte sogleich nach seinem Vater, und nach Juliens Eltern. Sie kamen alle in der nächsten Nacht, und fanden ihn den Tode nahe. Was hatte ich damals nicht auszustehen! Sein Vater, seine Geliebte, ihre Eltern, die itzt zu spät ihre Härte in Zärtlichkeit verändert hatten, er selbst suchte bey mir Trost als bey demjenigen, der am ruhigsten seyn könnte, um ihnen allen Trost zu geben. Als wenn die Freundschaft nicht gleich stark wäre, ein Herz blutend zu machen, als die Liebe? Ich hielt ihn die ganze Nacht in meinen Armen. Gegen Morgen schien er noch einmal alle seine Kräften wieder zu bekommen. Ach! er bekam sie nur, um den letzten Abschied von uns zu nehmen. Seine letzten Worte sind mir unvergeßlich. "Theure Julie, bester Freund, sagte er zu uns beiden, in einem Augenblicke werden ihre Sorgen für mein Leben vorüber seyn. Vergessen sie nie, daß ich sie geliebt habe. Aber verzeihen sie mir den Kummer, die Thränen, die ihnen meine Unbedachtsamkeit kostet. Kan ich mir es selbst verzeihen, daß ich mich durch sie meines Glückes und meines Lebens beraubt habe?„ Hier starb er. Meine Leser mögen selbst von den Empfindungen urtheilen, die sich damals unserer Herzen bemächtigten. Könnte ich sie auch beschreiben, so würde

ich doch zu viel dabey leiden, wenn ich alle Regungen wieder untersuchen wollte, die damals in meinem Herzen stürmten. Die trostlose Julie blieb nunmehr in dem Kloster, um daselbst einen Freyort für ihre Schmerzen zu suchen, wo sie kurz zuvor eine Zuflucht für dem Zwang ihrer Eltern gesucht hatte. Ich verließ Meiland mit gedoppelt starken Kummer. Mich quälte noch das Angedenken einer unglücklichen Liebe, nun quälte mich zugleich das Angedenken eines geliebten Freundes, den die Liebe unglücklich gemacht, dem ihre traurige Zufälle das Leben geraubt hatten. Vor meiner Abreise hatte ich noch den Verdruß, zu sehen, daß Juliens unwürdige Schwester über die Thränen zweyer Häuser frohlockte. Ich war begierig, ihr ferneres Schicksal zu erfahren. Nach zehen Jahren erfuhr ich es. Der Mörder der sich eine Zeitlang verborgen gehalten hatte, war endlich nach Mailand zurück gekommen. Er hatte seine alte Vertraulichkeit mit Juliens Schwester erneuert; ihre betrüglichen Reitzungen eroberten sein Herz, und ihre Vermählung erfolgte, so bald ihre Eltern gestorben waren. Er fand seine Strafe in dieser Ehe. Sie quälte ihn so sehr, daß er in eine auszehrende Krankheit fiel. Seine Rache erwachte kurz vor seinem Ende. Er ließ ihr Gift beybringen, und wenig Tage befreyten die Welt von diesem lasterhaften Paar. Die vortrefliche Julie hat noch viele Jahre in dem Kloster gelebt. Ihr Schmertz erhebte ihre Tugenden zu der erhabensten Höhe menschlicher Tugenden. Sie ist die Bewunderung und das schönste Beyspiel aller ihrer Bekannten geworden, und nachdem ihre Tugend ihr Leben der Welt nützlich gemacht hatte, endigte ein ruhiger Tod, der

nur

nur den tugendhaften geschenkt wird, ihre traurigen Tage, und führte sie zu einer Freude über, die ungestört und ohne Ende ist.

Als ich nach Neapel kam, wurde in der ganzen Stadt von nichts als von der Treulosigkeit eines gewissen Jünglings geredet, der seinem Freunde seine Geliebte geraubt hätte. Niemand sprach mit mehr Eifer von diesem Verbrechen und zugleich von der Heiligkeit freundschaftlicher Pflichten, als ein alter Kaufmann, den ich aus seinen Reden für den tugendhaftesten Mann hielt. Einige Wochen nachher unternahm dieser Kaufmann in der Gesellschaft seines vertrautesten Freundes, der zugleich sein Mitgenosse in der Handlung war, eine Reise nach Sicilien; sie wurden auf dem Wege von einem Seeräuber gefangen genommen, und nach Algier gebracht. Nach zween Monaten kam der alte Kauffmann nach Neapel zurück, und erzählte, daß sein Freund in der Sklaverey gestorben sey, und daß er selbst sich loßgekaufft hätte. Er nahm darauf von ihren gemeinschaftlichen Handlungsgütern Besitz; denn sie hatten schon vor einigen Jahren unter sich ausgemacht, daß derjenige, der den andern überleben würde, sein Erbe seyn sollte.

Niemand zweifelte an der Wahrheit seiner Erzählung, weil ihn jedermann für einen redlichen Mann hielt. Ein halbes Jahr hernach erfuhr man von ohngefähr, daß dieser Mann ein schändlicher Betrüger, und noch dazu ein Betrüger in der Freundschaft war. Sein Freund und er hatten von ihrem Herren in Algier die Erlaubniß bekommen, daß der eine von ihnen nach Neapel zurückreisen durfte, um die Ranzion für beide zu schaffen. Sein Freund

war so großmüthig gewesen, freywillig zurück zu bleiben, und ihn abreisen zu lassen. Der Treulose hatte, wie er zurück kam, den Tod seines Freundes erdichtet, um sein Vermögen an sich zu reissen; er hatte die Freundschaft und die Menschlichkeit selbst so sehr in seinem Herzen erstickt, daß er seinen Freund, durch dessen Großmuth er seine Freyheit wieder bekommen hatte, allem Elende des Sklavenstandes überließ, um seinen Betrug zu verbergen. So bald seine Bosheit entdeckt war, wurde er aus Neapel verjagt; sein Freund wurde losgekauft, und wieder in den Besitz seiner Güter gesetzt. Dieses war der Mann der mit einem solchen Eifer die Treulosigkeit in der Freundschaft verdammet hatte. So wahr ist der Ausspruch des Tacitus von den Lasterhaften; factum esse scelus loquuntur, faciuntque. **Kaum haben sie gesagt, daß ein Laster begangen sey, so begehen sie es selbst.**

Im Jahr 1712. reiste ich nach Griechenland. Vielleicht ist dieses Land unter allen in der Welt dasjenige wo ein menschliches Herz die meisten Gegenstände des Mitleids antrifft. Ich sahe Sparta, ich sahe Korinth, ich sahe Athen, Städte die vormals die Bewunderung der Fremden waren, und itzt traurige Denkmale des Unbestandes sind. Hätten mich nicht noch einige Ueberreste des Alterthums versichert, daß dieses wirklich die Orte wären, von deren alten Zustande wir noch so prächtige Beschreibungen haben; so würde ich geglaubt haben, in Wüsteneyen zu seyn. Hier, sagte ich zu mir selbst; hier wohnte also ein Cimon, ein Perikles, ein Timoleon! Und von jener Pracht, dem Stolz des alten Griechenlandes, sind diese elende Hütten die Uberbleibsel!" Noch mehr rührte mich der Anblick der Einwohner. Anstatt des Muthes, der Wis-

sen-

senschaften und des schönen Witzes, der ihre Vorfahren b.. seelte, ist ihr Antheil Zagheit, Aberglauben und eine knechtische Argliſt. „ Ist dieses das Volck, dachte ich, dessen Vorfahren einen Sokrates, einen Aristides, einen Epaminondas zu Vorbildern der Tugend hatten! “ Es war mir nicht möglich, diesen Anblick lange auszuhalten. Ich eilte nach Constantinopel zu kommen. Weil ich aber doch nichts von dem alten Griechenlande unbemerkt lassen wollte, reiste ich zu Lande. Ich hatte einen armen Circassen, der in Athen als ein Lastträger lebte, zum Wegweiser mitgenommen. In Thessalien kamen zween griechische Kauffleute zu mir, die auch nach Constantinopel reisten. Sie boten mir ihre Gesellschaft an. Ich war gern damit zu frieden, weil ich mich allein bey meinem Wegweiser nicht sicher hielt, und glaubte, daß ich doch sicherer seyn würde, wenn ich ausser ihm noch Christen zu Begleitern hätte. Die ersten zween Tage unserer Reise giengen angenehm vorüber. Meine Gefährten gefielen mir wegen ihrer Gespräche. Sie redeten ins besondere mit vieler Lebhaftigkeit von der Treue, die Christen einander in einem Lande schuldig sind, welches von Unglaubigen bewohnt wird. Ich bekam endlich ein solches Zutrauen zu ihnen, daß ich bey unserer Ankunft in Thessalonich meinen Wegweiser, zum theil auf ihr Zureden, seinen Abschied gab. In derselben Nacht wurde ich in die gröſte Bestürzung gesetzt, die ich in meinem ganzen Leben ausgestanden habe. Eine Türkische Wache nahm mich mitten in der Nacht gefangen. Am Morgen wurde ich zu dem Cadi geführet, und erwartete mit furchtsamen Verlangen die Ursache meines Gefängnisses zu erfahren. Ich erschrack noch mehr, da ich hörte, daß der eine von meinen

nen Griechischen Gefährten mich verklagt, und meine eigenen Sachen für die seinigen, die ich ihm entwandt hätte, ausgegeben hatte. Auf diese Beschuldigung war ich gefangen genommen worden. Ich hielt mich schon für verloren, weil der andere Grieche sein Zeugniß zum Vortheil des Anklägers ablegte. Ich glaubte ein Opfer des schändlichsten Betrugs geworden zu seyn, und bereitete mich zum Tode. Es war eine neue aber angenehme Bestürzung für mich, als mich der Cadi wieder zu sich fordern ließ, und mir sagte, daß meine Unschuld erkannt, und daß ich frey sey. Auf meine Bitte eröffnete er mir, auf welche Art meine Unschuld offenbar geworden war. Der ehrliche Circasse, den ich aus einem Mißtrauen auf seine Treu von mir gelassen hatte, war noch in Thessalonich geblieben. Er hatte meine Gefangenschaft und die Anklage des Griechen erfahren, da er aus der Beschreibung, die ihm gemacht wurde, gemerkt hatte, daß die streitigen Sachen wirklich die meinigen waren, so war er zu dem Cadi gegangen, und hatte meine Unschuld offenbar gemacht. Ich bekam das meinige wieder; aber ich bemühete mich vergeblich, die beiden Griechen bey dem Cadi loszubitten. Die Redlichkeit des Circassen hatte mich gerührt; ich beschloß, ihn bey mir zu behalten. Er nahm meinen Antrag mit Freude an. Unter seiner Begleitung kam ich nach Constantinopel. In dieser Zeit fand ich immer mehr Ursache, seine Treue gegen mich zu bewundern; zugleich aber merkte ich in seinem Herzen einen herrschenden Kummer. Er war mir nunmehr so werth geworden, daß ich den Zustand seiner Seele nicht gleichgültig betrachten konnte. Ich befragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit. Er

suchte

suchte sie eine zeitlang zu verbergen; aber meine wiederholten Fragen und die natürliche Neigung, seinen Gram einem andern zu offenbaren, von dem man Vertraulichkeit hoffen kan, brachten sein Geheimnis aus ihm.

„ Ich bin vormals sehr glücklich gewesen, sagte er; und ich könnte es noch seyn, wenn ich damals mein Glück erkannt hätte. Mein Vater wohnte in einer der besten Gegenden in Circassien. In meiner Kindheit bekam ich an dem Sohne unsers Nachbarn einen getreuen und liebenswürdigen Freund. Wir waren in allen unsern Uebungen beysammen. Zugleich lernten wir reiten, zugleich lernten wir den Gebrauch des Bogens, zugleich giengen wir auf die Jagd. Ein jeder von uns beiden freute sich nicht mehr über den Zuwuchs seiner eigenen Geschicklichkeit als über denjenigen, den sein Freund hatte. Unsere Vertraulichkeit stieg mit den Jahren, und wir hielten alle Tage für verloren, in denen wir einander nicht sahen. Glaube mir Hassem, sagte Morad einst zu mir, da wir von der Jagd ermüdet an dem Ufer eines Flusses sassen, glaube mir, du bist mir so werth als ich mir selbst seyn kan. Wenn ich dich ansehe, empfindet mein Herz mehr Entzücken, als der Großherr empfindet, wenn er seine unzählbare Schätze, oder selbst wenn er seine geliebteste Sultanin erblicket. Alles in der Welt wollte ich, wenn es seyn müßte, für dich aufopfern, blos meine Amine ausgenommen. Diese Amine war die Geliebte meines Freundes, das beste liebenswürdigste Mädgen von der Welt. Ich versicherte ihn in gleich starken Ausdrücken von meiner Freundschaft, und mein Herz empfand noch weit mehr für ihn, als ich sagen konnte. Wie wir

noch

noch miteinander redeten, kam Amine zu uns. Sie liebkoſete ihren Morad; Unſchuld und Zärtlichkeit waren ihre Liebkoſungen. Auch mir lächelte ſie liebreich zu, als dem Freunde ihres Geliebten. Wir giengen am Abend zugleich nach Hauſe; voll von der Empfindung unſers Glücks. In dieſen Vergnügungen vergiengen verſchiedene Jahre, und vergiengen uns ſo ſchnell als Tage. Aber endlich kam ein vornehmer türkiſcher Kriegsmann in unſere Horde. Ich ward zu meinem Unglück mit einigen von ſeinem Gefolge bekannt. Sie machten mir von der Anmuth ihres Standes, und von der Gröſſe und den Reichthümern von Conſtantinopel prächtige Erzählungen, und mein unwiſſendes Herz ward dadurch gereitzt. Ihr Herr ſelbſt erblickte mich, meine Perſon gefiel ihm; er fragte mich, ob ich nicht mein armſeeliges Vaterland verlaſſen, und ihm folgen wollte? Auf einmal ſtritten zwo Begierden in mir. Ich wünſchte bey meinem Freunde zu bleiben, aber zugleich wünſchte ich die Welt zu ſehen, und groß zu werden. Ich ſtellte mir für, daß ich alsdenn meinen Freund ſelbſt glücklich machen könnte. Dieſer neue Gedanke entſchied den Streit. Ich nahm unter dem Gefolge dieſes Türken eine Stelle an, nachdem er mir verſprochen hatte, daß ich nicht länger bey ihm bleiben ſollte, als es mir gefallen würde. Nun war noch das ſchwerſte zurück; der Abſchied von meinem Freunde. Wol zwanzigmal hatte ich ihm meine Entſchlüſſung ſagen wollen; aber ſobald ich ihn ſahe, war ich ſtumm geworden. Endlich mußte es doch geſchehen. Ich ſuchte alle Standhaftigkeit hervor, um ihn nicht durch meine Thränen zu rühren; aber mitten in meiner Rede ſtrömten ſie aus meinen Augen. Morad war auſſer ſich. Ich ſollte ihm ſagen, ob er mich beleidiget hätte, daß ich ihn verlaſſen wollte. Er wollte mir folgen, der Gedanke von ſeiner Amine hielt ihn zurück. Endlich beruhigten wir uns ein wenig, nachdem ich ihm zugeſagt hatte, bald zurück zu kommen. Wir trennten uns. Morad

ſahe

ſahe mir ſo lange nach, als er konnte, und ich blickte tauſendmal nach ihm zurück. In derſelben Nacht, da mich noch das Bild meines Freundes aller andern Empfindungen beraubt hatte, befahl mir mein neuer Herr, mit einigen andern Soldaten nach der Horde, die wir verlaſſen hatten, zurück zu gehen, und einige von ſeinen Sklaven, die eine Sänfte trugen, dahin zu begleiten. Wie wir an die Horde kamen, giengen die Sklaven mit der Sänfte hinein, und ſo bald ſie zurück kamen, giengen wir mit ihnen wieder fort. Ich warf noch einen Blick auf die Horde, meine väterliche Wohnung, und den Aufenthalt meines Freundes. Ich hörte eine unbekannte Perſon in der Sänfte ſeufzen; mein Herz war zuſehr mit ſich ſelbſt beſchäftiget, als daß ich auf fremde Schmerzen hätte können aufmerkſam ſeyn. Wir kamen endlich nach Conſtantinopel. Die Schönheit dieſer Stadt, und die angenehme Lebensart, die in dem Hauſe meines Herrn geführt wurde, zerſtreueten meine Schwermuth. Ich dachte noch an meinen Freund; aber bloß in dem Wunſche, daß er bey mir ſeyn, und mein Vergnügen mit mir theilen mögte. Ich traf in Conſtantinopel einen Kaufmann an, der nach meinem Vaterlande reiſen wollte. Ich bat ihn, meinen lieben Morad zu grüſſen. Ich freute mich ſchon im voraus auf die zärtlichen Worte, die er mir würde zurück ſagen laſſen. Der Kaufmann kam nach einigen Monathen zurück. Er hatte meinen Freund geſprochen; aber auf meinen Gruß hatte Morad mit einer unbeſchreiblichen Wuth geantwortet, daß er mich verabſcheue; daß ich ſein Feind und der ärgſte Verräther ſey. Der Kauffmann hatte ihn um die Urſache ſeines Haſſes gegen mich befragt. Morad ſagte ihm, daß die Perſon, die in der traurigen Nacht meines Abſchiedes aus der Horde war abgeholet worden, und die ich mit zu meinem Herren begleitet hatte, ſeine geliebte Amine ſey; und daß er gewiß glaubte, ich müßte an ihrer Entführung ſchuldig ſeyn. Dieſe entſetzliche Nachricht brachte mir der Kaufmann zurück. Dieſes war alſo die Frucht meiner Reiſe, durch welche ich mich und meinen Freund hatte glücklich machen wollen, daß mein Freund ſeine Geliebte hatte verlieren müſſen, daß ich unwiſſend einer von ihren Räubern geweſen war, und daß mich Morad tödtlich haßte! In der erſten Empfindung meiner Schmerzen war ich bereit, mir ſelbſt das Leben zu nehmen; die Hoffnung, Aminen zu befreyen, und ſie wieder zu meinem Freunde zu bringen, hielt meine Hand zurück. Ich verſuchte alle Mittel zu ihrer Befreyung, alles war vergeblich. Ich machte mich dadurch nur bey meinem Herrn verdächtig, und endlich mußte ich ſein Haus verlaſſen. Er iſt vor zwey Jahren nach Griechenland gereiſet. Dieſes war oft die Urſache, daß ich nach Athen kam. Ich ſuchte ihm ſtets in der Nähe zu ſeyn, um Aminens Befreyung zu verſuchen. Zu meinem Unterhalte habe ich mich ſo lange entſchlüſſen müſſen, einen Laſtträger abzugeben, bis ich zu dir, Herr, gekommen bin. Vor einem halben Jahr hat der Türcke, den ich aufſuchte, Athen wieder verlaſſen, und iſt nach Conſtantinopel zurückgegangen. Dieſes bewog mich, mit dir dahin zu reiſen. Nun bin ich ganz untröſtbar. Er iſt geſtorben, und ich kan nicht erfahren, wohin Amine nach ſeinem Tode gekommen iſt. Wie quält mich mein Schmerz! Ich ſehne mich nach meinem Vaterlande, und noch mehr nach meinem Freunde. Ich darf nicht daran denken, beide zu ſehen, da ich an dem Unglücke meines Freundes ſchuldig bin, und ſeinen Verluſt unerſetzlich finde!„

So weit hatte Haſſem geredet; nun erſtickten ſeine Thränen die

Worte.

Worte. Ich war voll Verwunderung, bey einem Menschen, den ich seiner Geburt nach für einen Barbaren gehalten hatte, so zärtliche Empfindungen wahrzunehmen. Ich suchte ihn zu trösten, aber was vor Trost konnte ich ihm geben, da es nicht in meinem Vermögen stund, die Ursache seiner Traurigkeit zu heben? Ich hielt mich ziemlich lange in Constantinopel auf. Endlich reißte ich nach Asien. Hassem begleitete mich. Ich kam nach Prusia, wo ich einige Tage bleiben wolte. An dem Abend nach meiner Ankunft kam Hassem, der in der Stadt herum gegangen war, ganz ausser sich nach Hause. „Herr, sagte er zu mir, Amine ist hier. Ich habe sie auf dem Markte gesehen, wo sie nebst andern Sklavinen verkauft werden soll.„ Hier schwieg er. Aber Thränen stunden in seinen Augen, und sagten mir die Bitte seines Herzens. Ich gieng hin und kaufte Aminen. Sie war würklich eine Schönheit, und ihre Reitzungen wurden durch eine liebenswürdige Schamhaftigkeit unendlich erhöhet. An dem folgenden Morgen befohl ich Hassem, einen Boten an seinen Freund zu schicken, damit derselbe nach Prusia käme. Ich beschloß so lange da zu bleiben. Konnte ich auch meine Zeit besser anwenden, als daß ich sie den Wünschen eines Menschen widmete, der sein ganzes Glück in der Freundschaft suchte? Morad kam. Meine Leser können sich die Entzückungen, die bey seinem Empfang in seinem eigenen, in Hassems und in Aminens Herzen rege wurden, besser vorstellen, als ich sie beschreiben kan. Nie habe ich glücklichere Personen gesehen als diese drey; und doch schien Hassem unter ihnen der frölichste zu seyn. In einem Augenblicke umarmte er seinen Freund, lächelte Aminen zu, und versuchte es, sich zu meinen Füssen zu werffen. Seit dem ich meine theure Chloe verloren hatte, war mir die Freude niemals so fühlbar gewesen, als sie mir diesesmal war. Ich weiß auch keine reinere Freude, als wenn man würdige Personen glücklich machen kan. Morad und Amine machten sich endlich mit meiner Bewilligung fertig abzureisen. Hassem wurde von neuem unruhig als er sahe, daß sie sich zu ihrer Reise bereiteten. Er wünschte bey ihnen zu bleiben, und doch glaubte er, die Dankbarkeit erlaubte es nicht, daß er mich verlassen durfte. Ich befreyete ihn von seiner Verlegenheit, als ich ihm selbst sagte, daß er mit ihnen reisen sollte. Zugleich gab ich ihnen ein Reisegeld, das an sich eine Kleinigkeit war; ihnen schien es groß, da sie in ein Land zogen, wo die Last der Reichthümer unbekannt ist. Endlich nahmen sie von mir Abschied, einen Abschied, bey dem blos ihre Herzen durch Thränen redeten. Nun war ich wieder allein. Ich gestehe es, dieser Auftritt hatte empfindliche Regungen in meinem Herzen zurückgelassen. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach Freunden, nach der Geliebten, alles ward von neuem in mir rege. Ich sahe diese drey Personen durch jene Triebe glücklich; ich selbst hatte etwas zu ihrem Glücke beygetragen. Aber ich mußte unglücklich bleiben. Ich mußte fern von meinem Vaterlande, fern von den Freunden meiner Jugend, fern von meiner Geliebten seyn, weil mir ihre Gegenwart meinen Verlust noch empfindlicher gemacht haben würde, als er mir in fremden Ländern war.

✿ ✿ ✿

Zu einer andern Zeit will ich die Nachrichten von meinen Reisen fortsetzen. Izt will ich Chloen besuchen, und ihr erzählen, was ich damals empfunden hatte.

T. Oront.

Digitized by Google

Der Freund.

Vier und Vierzigſtes Stück.

Hoc maiores noſtri queſti ſunt, hoc nos querimur, hoc poſteri noſtri querentur, euerſos eſſe mores, regnare nequitiam, in deterius res humanas et in omne nefas labi. At iſtae ſtant loco eodem ſtabuntque.

Seneca.

An ſich ſelbſt.

Erhebe dich, mein Geiſt, und laß die niedre Welt
Den Thoren, die der Wahn in ſtrengen Feſſeln hält!
Laß Schmerz und Reu verlarvt in ſchimmerndes Vergnügen
Das unerfahrne Herz der Sterblichen betrügen!
Laß Weiſen ihren Stolz, ſie kennen die Natur,
Den Himmel und die Welt; du, kenn dich ſelbſten nur!

Bemühe dich nicht mehr die Thoren zu bekehren:
Erforsche was du bist, und gieb dir selbsten Lehren.
Laß Höfen ihre Pracht und ihre Sclaverey:
Verlache sie nicht mehr, und lebe selbsten frey.
Glaubst du wohl daß dein Spott das Herz der Thoren rühre?
Sey klüger; dieses ist die kräftigste Satyre.
Du nennest nur umsonst Lust, Stolz und Ehrsucht Dunst:
Ein Beyspiel würket mehr als alle Redekunst.
Und wer hat dich bestellt um Lehren auszugeben?
Sey ruhig, sey vergnügt, und lehre durch dein Leben.

Mit welchem Stolze schilt Cecil, den Stolz nicht aus?
Er hört zu schmählen auf und eilt vergnügt nach Haus.
Dort ist er ein Tyrann, er poltert, lärmet, fluchet,
Und da nur ist er fromm, wenn jemand ihn besuchet.
Ein Ehmann ohne Treu, ein Freund voll Trug und List
Ein Herr voll Zorn und Geiz . . Und doch ein Moralist.
Ein Philosoph beym Buch, Ein Weltmann bey dem Schmause,
Ein Heilger in der Kirch, ein Bösewicht zu Hause.

den-

O denke wenn du stolz dem andern Lehren giebst,
Ob du nicht wie Cecil verborgne Laster liebst?
Bist du den Lastern feind? . . Ja! wer kan mich verklagen?
Wer weiß mir Diebstahl, Mord und Ehbruch nachzusagen
O niemand! aber sprich . . . . Ist dieß noch nicht genug?
Ich hasse Geitz und Stolz und Argliſt und Betrug.
Gut! aber bist du wohl auch fromm in Kleinigkeiten?
Ein kleiner Fehler kan zu grossen Lastern leiten.
Glaub nicht, daß auf einmal ein Laster Eindruck macht.
Nimmt sich auch dein Verstand für jedem Wahn in acht?
Bist du dir selbsten gleich in jedem Augenblicke,
Und siehst du nie mit Neid der Thoren schimmernd Glücke?
Trau deiner Tugend nie, dem Himmel traue nur;
Die Tugend selbsten offt führt auf der Laster Spuhr.
Kanst du wohl deinem Freund dein Glück, dein Leben weyhen?

Liebst du die Feinde selbst? kan auch dein Herz verzeyhen?
Ist kein verborgner Stolz an deiner Demuth schuld?
Fliehst du den Lärm der Welt nicht oft aus Ungedult?
Wirst du beym Tadeln nicht die Fehler oft vergrössern?
Und ist dein Endzweck blos zu lehren und zu bessern?
Bist du verschwiegen, still, mit Wenigem vergnügt?
Ehrst du die Tugend noch die still im Staube liegt?
Kan dein gesetzter Geist auch Könige verachten?
Die, Herrn der ganzen Welt, im Joch der Thorheit schmachten?
Gibst du den Armen gern, und wünschest nicht dabey,
Daß deine That bemerkt, und dann gepriesen sey?
Kan dich der fremde Schmerz so wie dein eigner rühren?
Bist du keusch, redlich, fromm? . . Dann geh und schreib Satyren.

Es schreibe sie wer will: ich habe schon genug.
Das ganze Leben ist ein schmeichelnder Betrug.
Es ist ein Traum . . genug wann uns der Traum vergnüget.

Wo lebt der Sterbliche, der sich nicht selbst betrüget?
Wo lebt der weise Mann, der einsam, ruhig, still,
Vergnügt ist es zu seyn, und es nicht scheinen will?
Wo lebt der Philosoph der nicht um Ehre schreibet?
Der Moralist, der stets in seinen Schranken bleibet?
Der andern nicht verbeut, was er sich selbst erlaubt?
Der Dumkopf der sich selbst nicht klug und listig glaubt?
Vielleicht im Mond? Doch hier in unsern traur'gen Gründen,
In unsrer Unterwelt, wird man sie schwerlich finden.
Wo lebt der Mensch, der nicht des Schöpfers Bild entehrt
Der Schönheit dieser Welt und seiner Schöpfung werth?
Wo lebt er? Weise! sagts, Vielleicht dort in den Sternen:
Hier sucht man ihn umsonst bey Tage mit Laternen.
Umsonst, Diogenes, suchst du, was niemand fand;
Jedoch zu deinem Glück, du warst in Griechenland.
Izt würde man dir bald das Suchen untersagen,
Und dir Latern und Kopf gewiß in Stücke schlagen.

Der Mensch, wenn ihm ein Schmerz des Lebens Lust vergällt,

Beschuldigt niemahls sich, und schmählt nur auf die Welt.

O statt die Vorsicht taub und ungerecht zu nennen,

O lernet Thörichte die Welt und euch erkennen!

Die Schöpfung hat euch nicht zum Schmerz herfürgebracht,

Ihr seyd für diese Welt, sie war für euch gemacht.

Geniesst sie, quält euch nicht durch Unmuth und Beschwerden,

Doch folget der Natur und lernt erst Menschen werden.

Fühlt eure Niedrigkeit, erkennt der Vorsicht Huld,

Nicht sie, die Thorheit, ist an euren Fehlern schuld,

Die Thorheit, die euch treibt der Menschheit abzusagen,

Der Ursprung eurer Lust, der Ursprung eurer Klagen.

Ein Jüngling, dem sein Lenz nur Freude prophezeyt

Durchlebt gleich Träumenden des Lebens schönste Zeit:

Er wird der Wissenschafft bey Zeiten überdrüßig,

Er kennt die grosse Welt, und geht mit Wohlstand müssig,

Der Wollust falscher Reiz besiegt sein gutes Herz.

Er

Er lacht, und alles wird in seinem Mund zum Scherz,
Es blenden ihn zu sehr des Lebens heitre Scenen,
Er wird sich unvermerkt zu sehr an sie gewöhnen.
Die Mode war sein Stolz, die Mode flichet bald,
Die Zeiten ändern sich, und sein Verdienst wird alt.
Wann Zeit und Schwachheit ihn dem Grabe näher leiten,
Seufzt der betrübte Greiß, und schmählet auf die Zeiten.
Der Greiß, den alles flieht was sonst sein Glück gemacht
Weint so gedankenloß, als er vorhin gelacht.
Die Zeiten ändern sich: doch gleichen sie sich immer,
Es war auf unsrer Welt nie besser und nie schlimmer.
O Thor, ein kleiner Punct der Welt umschließet dich:
Du kennst ihn nicht, und schreyst: die Welt verschlimmert sich.

„ O Teutschland! o wohin sind deine vorgen Sitten,
„ Dein freyes Herz, dein Muth, und deine niedren Hütten?
„ Es wird von Schwelgerey von Pracht und Weichlichkeit
„ Der Namen und das Herz des Teutschen Volcks entweyht.

„ Wo bist du Redlichkeit? Im Hayne der Druiden?
„ Nein! diese sind verstöhrt, und du von uns geschieden.
So seufzt und ruft Stertin erzürnt auf seine Zeit.
Auch bey den Teutschen wohnt vielleicht noch Redlichkeit:
Willst du die vor'ge Zeit mit ihr zurücke bringen,
So thu das, was du lehrst, und sey vor allen Dingen
Selbst redlich, mäßig, frey. Du schmählest auf die Zeit,
Und altteutsch Trinken nur heist bey dir Redlichkeit.
Zu ieder Zeit der Welt wars Sterblichen gegeben
Vernünftig, tugendhaft und auch beglückt zu leben.

„ Der Tugend Ruhm und Lohn, der Menschheit schönstes Glück,
„ Komst du der niedern Welt denn nimmermehr zurück?
„ O Freundschaft, komm zurück! entflohst du mit Astraen
„ Und mit der grauen Treu zu den gestirnten Höhen?
„ Vor funfzig Jahren noch war Freundschaft in der Welt;
„ Izt ist sie ganz verführt, falsch, boßhaft und verstellt.

„ Ich

„ Ich bin von iedermann verſpottet und verlaſſen.
So klagt Geront. Doch ſprich, wie kommts, daß die dich haſſen,
Die ſonſten dich geliebt? du warſt ſonſt angenehm,
Verſtändig, ſcherzhaft, frey, gefällig und bequem,
Itzt biſt du zänkiſch, wild, geneigt dich zu betrüben,
Stolz, geitzig: ſoll man dich mit allem dem noch lieben?
Gib nicht der Zeit die Schuld, und ſtille deinen Schmerz:
Du nur haſt dich verkehrt, und nicht der Menſchen Herz.
Es läßt der Himmel nie die Tugend ganz verſchwinden:
Ein Herz der Freundſchaft werth wird allzeit Freunde finden.

„ Wie unglückſeelig! ruft ein hungernder Poet,
„ Der vor der harten Thür des ſtolzen Wechslers ſteht,
„ Wie unglückſeelig ſind nicht unſre trägen Zeiten
„ Wo Wiſſenſchaft und Kunſt zum Hoſpitale leiten!
„ Wie kommts, daß kein Auguſt an mich verlaſſnen denkt,
„ Und daß mir kein Mäcen ein prächt'ges Landgut ſchenkt?

„ Ach warum bin ich nicht zu jener Zeit gebohren!
„ Wie viel verliehr ich nicht? (Auch sie hat viel verlohren)
„ Bey schönen Lydien und bey Falerner Wein
„ Wollt ich mit leichter Müh Horaz geworden seyn.
„ Doch was erwirbt man itzt mit dichtrisch sanften Tönen?
„ Die Thoren schimpfen uns, wir nennen sie Mäcenen.
„ Ihr Tisch ist reich besetzt, doch Ach! ihr Brod ist hart,
„ Der beste Wein wird herb durch ihre Gegenwart.
„ Verlanget man noch mehr, so heist man unbescheiden,
„ Wie vieles muß ich nicht von ihrem Stolze leiden.
„ Bin ich auch wo zu Gast, welch quälender Verdruß
„ Ists, daß ich ihren Scherz sogar noch loben muß;
„ Wenn er mich selbsten trift? Was will ich sonsten machen?
„ Ich darf nicht sauer sehn, wenn Stutzer mich verlachen.
„ Ist einst mein Werk gedruckt, und ist kein Meisterstück
„ Wie schmählt der Leser nicht, wie schimpfet die Critick.

„ Kan

„ Kan der Verleger Geitz samt allen diesen Plagen
„ Nicht den erhabensten der Dichter niederschlagen?
Ja, schmähle drum noch nicht zu sehr auf unsre Zeit;
Glaubst du nicht, daß in Rom Verdruß und Dürftigkeit
Selbst in Augustens Zeit viel Dichter schon geplaget
Von deren Namen itzt der Nachruhm nichts mehr saget?
Es bleiben durch der Zeit Betrug und Unbestand
Auch grosse Geister oft der Nachwelt unbekannt,
Entzücke Herz und Ohr mit dichterischen Tönen
Sing erstlich wie Horaz und such alsdann Mäcenen.
Glaubst du, daß den Horaz, trotz seiner Lieder Pracht
Kein Criticus geschimpft, kein Stutzer ausgelacht?
O glaub es nicht! die Welt war allzeit reich an Thoren.
Jedoch ihr Ruhm, ihr Stolz, ihr Tadel, ist verlohren:
Es lebet noch Horaz: des Grabes ew'ge Nacht
Umschlüßt der Thoren Schwarm, der ihn vielleicht verlacht.
Es wird die graue Zeit mit ihren Finsternissen
Der itzgen Thoren Schwarm in kurzem auch umschlüssen.

Sind

Sind sie gleich itzt berühmt, erhaben, mächtig, reich:
Sie sterben, sie vergehn, ihr Name stirbt zugleich
Des wahren Dichters Ruhm erhebet sich zum Himmel
Der Zeiten neidscher Zahn, des Acherons Getümmel,
Schreckt seine Seele nicht: Er lebt noch wie zuvor:
Sein Ruhm steigt aus der Gruft mit neuem Glanz empor.

Betrüget mich kein Wahn: auch Weise hör ich klagen:
Die Welt verschlimmert sich; hör ich sie trostlos sagen.
Versucht es, Sterbliche, und schreibet eurem Glück
Gewisse Regeln für: belehret das Geschick.
„ Die Tugend nur allein soll groß und edel machen,
„ Es soll auf unsrer Welt ein ewger Frühling lachen,
„ Kein Sterblicher soll groß und keiner niedrig seyn,
„ Es soll kein stolzer Thor den Lastern Weyhrauch streun.
„ Der Wissenschaften Blühn soll iedes Herz erheben,
„ Die Tugend nur allein soll uns Gesetze geben.
„ Wer nicht die Weißheit kennt, wer nicht die Tugend liebt,

„ Der

„ Der lebe ſchwermuths voll, verlaſſen und betrübt.
„ Es ſoll nur das Verdienſt zu wicht'gen Stellen bringen
„ Nur wahre Helden ſoll der Dichter Mund beſingen.

Wie ſchön iſt dieſer Plan? doch ſiehſt du nicht dabey,
Wie unbarmherzig der, der ihn erdichtet, ſey?
Der Schöpfung größter Theil ſoll unglückſeelig werden:
Warum? auf daß, befreyt von Kummer und Beſchwerden
Ein kleiner Haufe ſtolz und ruhig leben ſoll.
Des Erdballs größter Theil iſt ja von Thoren voll,
Und alle dieſe ſoll die Laſt des Kummers drücken!
Ein Weiſer kan ſich zwar in iedes Unglück ſchicken:
Jedoch das kan kein Thor; der unterliegt dem Schmerz;
Wer Thoren böſes wünſcht, hat ſelbſt ein böſes Herz.

Die Vorſicht wählte ſchon von iedem Plan den beſten,
Sie ſorgt in unſrer Welt vom Kleinſten bis zum Größten.
Vor ihrem ew'gen Aug iſt alles, alles gleich
Ein enger Bienenſtock, ein mächt'ges Königreich.

Nichts

Nichts iſt groß, nichts, iſt klein, nichts iſt hienieden weiſe,
Sie lenkt mit einem Wink die Welten in dem Gleiſſe,
Und eben dieſer Wink ſorgt für des Wurmes Glück,
Der ſich im Staub verliehrt unkenntbar unſerm Blick.
Auch dieſer nutzt der Welt: kanſt du gleich nicht entdecken
Wie viel in der Natur verborgne Kräfte ſtecken.
Iſt alles was der Bau der Erden in ſich hält,
Nicht nützlich, nicht vereint mit unſrer ganzen Welt?
Der ew'gen Vorſicht Macht kan kein Geſchöpfe haſſen:
Wie wird ſie denn allein die Thoren ſo verlaſſen?

Ein iegliches Geſchöpf erwirbt ſich durch ſein Seyn,
Zugleich ein Recht zum Glück, ein Recht ſich zu erfreun.
Misgönnet andern nicht des Himmels ſüſſe Gaben,
Prangt mit der Weißheit nicht, ſeyd frölich ſie zu haben,
Dankt eures Schöpfers Macht, und ſaget nicht dabey,
Daß Welt und Alter ſchlimm, die Vorſicht ſtrenge ſey.
Gebraucht mit Dankbarkeit, das was er euch gegeben,

Ge-

Genießt des Lebens froh, hofft auf ein anders Leben.
Werth einer bessern Welt, die euch sein Wort verspricht,
Erfüllt in dieser erst die vorgeschriebene Pflicht.
Seyd nicht empfindungslos, doch mäßigt alle Triebe,
Seyd glücklich durch Natur, Vernunft und Menschenliebe.
Seht die verjüngte Flur, den jugendlichen Hayn,
Die ganze Schöpfung iauchzt, es klagt der Mensch allein.
Geh' frage bey dem Wild auf iener grünen Heyde,
Wozu sie Gott erschuf: Sie sagen dir: zur Freude.
Geh, frage, von dem Reitz der Lilien entzückt,
Wozu der Himmel sie so prächtig ausgeschmückt?
Für dich, Undankbarer, der alles dieß nicht siehest,
Die stillen Freuden haßt und vor dir selbsten fliehest.
Es spielt ein heller Bach sanft rauschend durch die Flur,
Und murmelnd danket er dem Vatter der Natur.
Hörst du das stille Lied vergnügter Nachtigallen:
Geh frage sie, von wem wohl ihre Töne schallen

Durch

Durch Trillern ſagt ſie dir: Der Herr von Welt und Zeit

Erſchuf ſo dich als mich zur Luſt und Dankbarkeit.

Willſt du des Himmels Luſt anietzo ſchon genieſſen?

O! lerne Stolz und Wunſch in enge Schranken ſchlieſſen.

Wie prächtig blüht die Welt? Sieh alles blühet dir,

Genieſſe, danke, leb! der Himmel iſt ſchon hier.

L. Damis.

Dieſe Blätter werden wöchentlich in der Poſchiſchen Hofbuchhandlung in Anſpach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Fünf und vierzigstes Stück.

Mollissima corda
Humano generi dare se natura fatetur.

Iuuenal.

Ich kann in Gesellschaften alle Unterredungen, wenn sie auch noch so sehr wider meine Gesinnungen streiten, mit Gelassenheit anhören. Heute aber hätte mich meine Gedult bald verlassen. Ich befand mich in einer ansehnlichen Gesellschafft, und die Unterredung war von derjenigen Art, die mich am allermeisten vergnüget; sie hatte moralische Betrachtungen zum Gegenstande. Valer, ein Jüngling, den hundert gute Eigenschafften allen Rechtschaffenen werth machen, sagte in der Folge des Gespräches, daß er die Zärtlichkeit für die Grundlage der erhabensten Tugenden hielte. Er hatte noch nicht ausgeredet, als sein Vorgesetzter, Krito, ein Mann,

der seiner Wissenschafften wegen in Ansehen steht, mit einer entscheidenden Stimme antwortete; „Die Zärtlichkeit ist ein schönes Wort, unter welchem die Menschen die größte Schwachheit verbergen. Seit dem sich die Teutschen bemühet haben, zärtlich zu seyn, sind sie Weichlinge geworden. „Ich gestehe es, ich ärgerte mich heimlich über diesen Ausspruch; am meisten kränkte es mich, daß der liebenswürdige Jüngling einen Widerspruch von dieser Art ausstehen mußte, der ihn selbst leicht auf irrige Gedanken bringen konnte, da er aus dem Munde seines Vorgesetzten kam. Ich war schon im Begriff, dem Krito zu antworten, als mir einfiel, daß Streitigkeiten in zahlreichen Gesellschafften fast niemals die Wirkung haben, den Gegner zu überzeugen. Ich schwieg deswegen stille. So bald ich aber nach Hause kam, ergrif ich die Feder, um meine Gedanken von dieser Sache niederzuschreiben. Valer liest unsere Blätter. Er wird also dadurch meine Gedanken am bequemsten erfahren, ohne daß ich es nöthig habe, mit seinen Vorgesetzten zu streiten.

Die Zärtlichkeit ist eine Folge der allgemeinen Menschenliebe; aber sie fängt eigentlich erst da an, wo die allgemeine Menschenliebe aufhört. In dem Stande blos natürlicher Empfindungen, und so lange das Herz nicht durch die Kunst ist ausgebessert worden, fühlen wir niemals bey fremdem Glück oder Unglück so viel als bey unserm eigenen. Die Selbstliebe, der Grund unserer Triebe, verursachet diese Verschiedenheit der Empfindungen; und es ist nicht möglich, ein menschliches Herz zu dem Grade der Empfindlichkeit zu bringen, daß es gleiche Empfindungen von seinen eigenen Schick-

salen

salen und von fremden haben sollte, wenn es nicht angewöhnet wird, das Glück seines Nächsten in einer wesentlichen Verbindung mit seinem eigenen zu betrachten, und durch diesen Bewegungsgrund aus dem einen gleiche Freuden oder gleichen Kummer zu schöpfen, als aus dem andern. Durch diese Betrachtung erst wird das Herz so erweicht, daß es den Eindruk fremder Schicksale gleich stark empfindet, als seiner eigenen. Als denn wird es zärtlich; und denjenigen kan man zärtlich nennen, der mit gleicher Entzückung sein eigenes Glück und das Glück eines andern Menschen empfindet; der gleiche Schmerzen fühlt, wenn er selbst, oder wenn der andere leidet, dessen Empfindungen er theilet.

Die Menschenliebe verbindet uns zwar überhaupt schon zu einer Empfindlichkeit bey den Zufällen anderer Menschen. Man müßte seine Natur verleugnet haben, wenn man bey dem Anblick einer leidenden Tugend fühllos bleiben; oder wann man nur überhaupt bey unglücklichen Begebenheiten ein gleichgültiger Zuschauer seyn wollte. Ein jeder Unglücklicher hat einen rechtmäsigen Anspruch auf mein Mitleiden; und ein jeder von meinen Mitbürgern, den die Güte des Schöpfers auf eine besondere Art segnet, verdienet es, daß ich Theil an seiner Freude nehme. Aber noch viel weiter erstrecken sich die Rechte der Zärtlichkeit, einer besondern Einschränkung der Menschenliebe, die in ihren Empfindungen viel vollkommener ist als jene allgemeine Neigung zu allen unsern Nebenmenschen. Ihre Regungnn gründen sich auf einen besondern Vorzug in unsern Neigungen, den wir einigen Menschen für dem ganzen Geschlecht geben.

Denn es ist uns nicht möglich, zu einer so grossen Gleichgültigkeit gegen uns selbst zu kommen, daß uns ein jeder von unsern Nebenmenschen ohne Ausnahme so lieb seyn sollte, als wir uns selbst sind. Es ist eine vorzügliche Neigung, die uns gewisse Menschen besonders lieb macht. Wenn diese Neigung so hoch steiget, daß sie uns gegen das Glück dieser besondern Gegenstände unserer Liebe gleich empfindlich macht, als gegen unser eigenes, so überschreitet sie schon die Gränzen der allgemeinen Menschenliebe, und wird vollkommner als jene. Alsdenn ist sie Zärtlichkeit.

Man begreift leicht, daß diese Neigung in der Natur und in den Absichten des Schöpfers selbst gegründet ist. Unsere Gesinnungen gegen andere Menschen werden durch das weitere oder engere Verhältniß bestimmt, in welchem sie mit unserer besondern Glückseligkeit stehen. Dieses ist ein Grundgesetze der Selbstliebe, eines Triebes, den nur diejenigen verdammen, die ihn selbst nicht von seinem Misbrauch zu unterscheiden wissen. Die Absichten der Vorsicht erforderten es, einige Herzen zu bilden, die ihre eigene Glückseligkeit darin setzten daß sie die Gegenstände ihrer Zärtlichkeit glücklich machen konnten.

Nur drey Arten von Gegenständen sind für unsere Zärtlichkeit gemacht; Personen die das Recht des Bluts mit uns vereiniget; eine Geliebte, und Freunde. Gegen alle drey ist unser Herz nur halb empfindlich, so lange es nicht durch die Zärtlichkeit befeuert wird.

Ich will hier nicht von der Zärtlichkeit reden, die wir gegen Personen empfinden sollen, welche durch die Rechte

Digitized by Google

Rechte des Geblüts mit uns verbunden sind. Diese Zärtlichkeit ist uns von der Natur so nachdrücklich empfohlen worden, daß man diejenigen als Schandflecken des menschlichen Geschlechts betrachten muß, denen sie fehlet; und die Achtung, die wir der Menschheit überhaupt schuldig sind, scheinet es zu erfordern, daß man über dergleichen Schandflecken eine Decke ziehe.

Die Zärtlichkeit gegen einen Freund und gegen eine Geliebte sind in Ansehung ihrer Sittlichkeit einander gleich. Es ist ein Werk unsrer freyen Wahl, Gegenstände für unsere Liebe und für unsere Freundschaft nach unserm Geschmack auszusuchen. So bald sie aber erwählt sind, ist es uns nicht mehr freygestellt, ob wir gegen sie zärtlich seyn wollen, oder nicht. Ohne Zärtlichkeit ist sowohl Freundschaft als Liebe nur ein Schattenwerk.

Dorant sieht seine Freunde in unglücklichen Umständen. Er könnte sie glücklich machen, wenn er sich es etwas wollte kosten lassen. Er wird wirklich bey ihrem Unglück gerührt; er gibt sich Mühe, ihnen das Unglück zu erleichtern; aber so weit treibt er seine Bemühungen nicht, sie völlig davon zu befreyen. Man kan nicht sagen, daß Dorantens Freundschaft nicht aufrichtig sey. Aber die Zärtlichkeit fehlet ihr; und ohne Zärtlichkeit wird auch die Freundschaft nicht zu derjenigen Großmuth erhöhet, die wahre Helden der Tugend macht.

Zur Zärtlichkeit ist es so wenig genug, dem andern überhaupt gewogen zu seyn, als es zur Liebe und

zur Freundschaft genug ist, gerne mit dem andern umzugehen. Die Vereinigung der Herzen, die ihnen alle Regungen, alle Empfindungen gemein machen, die mit einem Worte aus zwey Herzen eines machen soll; diese Vereinigung ist kein Werk eines gemeinen Wohlgefallens. Eine so vorzügliche Neigung, als die Zärtlichkeit ist, gründet sich auf vorzügliche Eigenschaften, die wir an dem Gegenstande unserer Triebe wahrnehmen müssen.

Strephon ist ein unbeständiger Liebhaber. Man übertreibt die Sache nicht, wenn man behauptet, daß er wenigstens zwölf Schönen nach der Reihe seiner Zärtlichkeit zugeschworen hat. Aber man ist zu hart gegen ihn, wenn man ihn wegen dieser Unbeständigkeit einen Betrüger nennet. Strephons Absicht war wirklich jedesmal, wenn er sich verliebte, aufrichtig; er glaubte, Zärtlichkeit zu fühlen; aber er betrog sich selbst. Was er für Zärtlichkeit hielt, war nur eine flüchtige Bewunderung eines schönen Gegenstandes, die nicht länger währen konnte, als bis er einen neuen Gegenstand sahe, der gleichfalls Bewunderung verdiente. Hätte Strephon gewußt, wie viel zur wahren Zärtlichkeit erfordert wird, er würde seinen vorübergehenden Neigungen diesen erhabenen Namen nicht beygelegt haben.

Die wahre Zärtlichkeit ist eine Folge der Hochachtung; und Hochachtung setzt Verdienste zum voraus. Man kann also nur gegen den zärtlich seyn, der geliebt zu werden verdient. Der Mangel der Hochachtung ist die Ursache so vieler unbeständigen Freundschaften. Man

würde

würde oft falsch schlüssen, wenn man glauben wollte, daß ein Mensch, der seine Freunde vergessen kan, nothwendig ein böses Herz haben müßte. Die Menschen gehen nur mit dem Worte Freundschaft zu verschwenderisch um. Sie stiften Bündnisse ohne Vorbedacht, und nennen sie Freundschaft. Die wahre Hochachtung, die aus Verdiensten entstehet, ist fern von ihren Bündnissen; denn sie wissen nicht einmal, ob derjenige, den sie zum Freunde erwählen, diejenigen Verdienste besitzt, die zur wahren Freundschaft nöthig sind. Bey diesen Umständen kan keine Zärtlichkeit entstehen, ihr Bündniß zu befestigen; und wie wenig kostet es dem Herzen, denjenigen zu vergessen, der unser Herz niemals recht besessen hatte!

Zwo Eigenschaften müssen uns einen Freund am meisten schätzbar machen; seine freudige Bereitwilligkeit unser Glück zu befördern, und seine Fähigkeit unser Herz zu bessern. Es ist nicht genug, daß er ein gutes Herz hat; dieses muß ein jeder haben, der Achtung von uns verlangt. Der Freund, den ich zärtlich lieben soll, muß sein gutes Herz wirksam gemacht haben, er muß Tugenden besitzen, die für mich Beyspiele zur Nachahmung seyn können. Er muß wirklich die Absicht haben, an meinem Glücke zu arbeiten; die Sorgfalt, die Bemühungen die er für mein Bestes anwendet, müssen ihm keine Last, sie müssen sein Vergnügen seyn. Diese Eigenschaften verschaffen ihm alsdenn von mir mehr als eine allgemeine Hochachtung; ich werde verbunden, sie für verdienstlich gegen mich selbst zu erkennen,

kennen, weil ich seine Begierde sehe, sie meinem Glücke zu widmen. Das verdienstliche gegen mich, das ich in diesen Eigenschaften des Freundes entdecke, verwandelt die Hochachtung, die ich seinen guten Eigenschaften nach einem allgemeinen Rechte schuldig bin, in eine viel bestimmtere und höhere Achtung. Ich betrachte sie als Quellen meines Glücks; ich empfinde Regungen der Dankbarkeit gegen den Freund, der sie besitzet und bereit ist, mich durch sie zu beglücken; mein Herz wallet alsdenn, durch die gerechten Empfindungen der Gegenpflicht, von einem heissen Verlangen, ihn wieder glücklich zu machen. Ich liebe ihn nicht mehr als einen Fremden, sondern als einen wesentlichen Theil meiner Glückseligkeit; Ich werde zärtlich gegen ihn.

Die Zärtlichkeit ist der wahre Grund von der Vereinigung freundschaftlicher Herzen. Ein zärtlicher Freund weiß, daß das Herz seines Freundes die sicherste Zuflucht für das seinige ist. Mit Freuden eröfnet auch er sein eigenes Herz seinem Freunde. Er fühlet ein geheimes Vergnügen darüber, daß ihn ein Tugendhafter zum Mitgenossen seiner Triebe, seiner Gedanken erwählt hat. Er findet selbst seinen Nutzen in dieser Offenherzigkeit. Ein vertrauter Freund, dem das innerste unserer Seelen offen steht, kan oft verwerfliche Triebe, die in uns aufwallen, gleich bey ihrer Entstehung unterdrücken; Triebe, von denen der Tugendhafteste nicht frey ist, weil ihr erster Schein sein Auge betrügen kan, und die oft unüberwindlich werden, wenn man sie nicht gleich bey ihrem Anfang bestreitet.

Zärt-

Zärtlichen Freunden wird die Sorge ihres beyderseitigen Glücks, und seine Empfindung gemeinschaftlich. Ihre Zärtlichkeit selbst gewönet sie zu dieser Denkungsart, daß sie das Glück des Freundes als die Quelle des ihrigen und als gleich schätzbar betrachten. Mit welchen Augen müßte ich den im Unglück erblicken, von dem ich weiß, daß ihm nichts mehr angelegen ist, als mein Glück? Kein Trieb kan feuriger seyn, als der Trieb der Zärtlichkeit, einem unglücklichen Freunde beyzustehen; da uns diese Zärtlichkeit längst gewönet hat, sein Glück in einer unzertrennlichen Verbindung mit dem unserigen zu betrachten.

Alles, was ich von der Zärtlichkeit in der Freundschaft gesagt habe, gilt auch von der Zärtlichkeit in der Liebe. Auch sie gründet sich auf Hochachtung; und ein Weiser liebt sowol in seiner Geliebten, als in seinem Freund, das gute Herz und die Schönheiten der Seele; er erhöhet dadurch seine Neigung, und macht sie zur Zärtlichkeit.

Diese Zärtlichkeit ist so weit von der Schwachheit entfernt, daß sie vielmehr die Quelle der erhabensten Handlungen, der Großmuth und des wahren Heldenmuthes wird. Ein zärtlicher Vatter, ein zärtlicher Sohn, ein zärtlicher Liebhaber und ein zärtlicher Freund werden durch ihre gerechten Neigungen wahre Helden, wenn die Umstände ein Opfer von ihnen erfordern, welches für eine gemeine Standhaftigkeit, für einen gemeinen Muth zu groß ist. Den Werth des Lebens zu er-

kennen, und doch sein Leben zu wagen, wenn die Rechte der Zärtlichkeit diese Gefahr von uns erfordern, zeugt von einem viel erhabenern Muth, als wenn ein Krieger bald aus Ruhmsucht, und bald aus Furcht der Verachtung seine Brust dem feindlichen Schwerd entgegen stellt. Eben so weit ist die Großmuth eines Geistes, der die Nutzbarkeit zeitlicher Güter erkennet, und sie doch den Pflichten der Zärtlichkeit aufopfert, über die kalte Gelassenheit eines Menschen erhaben, der diese Güter deßwegen verachtet, weil er ihren wahren Genuß nicht weiß.

Philintens Aufführung wird von seinen Bekannten sehr scharf beurtheilet. Ihm war ein grosses Glück angeboten worden; er lehnte es von sich ab, weil er glaubte, daß sein Freund Kleon durch höhere Verdienste dieses Glückes würdiger sey, und mehr Fähigkeit hätte, dasselbe zum Besten des Stats anzuwenden, als er selbst. Philintens Absicht ist erreicht worden. Sein Freund ist wircklich in den Besitz dieses Glückes gekommen. Der Gebrauch, den er davon macht, ist Zeuge, daß Philint richtig geurtheilet hatte; und Philint selbst ist dafür, daß er seinen Freund glücklich gemacht hat, reichlich belohnet worden. Das zärtliche Vergnügen, seinen Freund in solchen Umständen zu sehen, die seiner Tugend würdig sind, und Kleons gleich zärtliche Dankbarkeit sind ihm genug zum Lohn. Er weiß es, daß die Welt seine Aufführung tadelt; das innerliche Bewußtseyn einer schönen Handlung erhöhet ihn über diesen Tadel.

Nach meinen Gedanken hat Philint vollkommen

recht

recht gehandelt. Er folgte der Zärtlichkeit, und verband sie noch mit einer seltenen Gerechtigkeit gegen das Vaterland, die aber nichts destoweniger Gerechtigkeit bleibt, ob sie gleich selten ist. Ich kan es erkennen, daß mein Freund gelehrter ist, daß er die Welt besser kennt, als ich. Dieses zu erkennen, und sogar es zu gestehen, wird nicht für schwer gehalten. Sollte es denn so viel schwerer seyn, einzusehen, daß er, wenn er mehr Verdienste besitzt, auch eines grössern Glückes würdig sey, als ich? Sollte ich nicht so zärtlich gegen ihn, und so redlich gegen das Vatterland gesinnet seyn, ihm ein Glück, das er besser als ich gebrauchen kann, auch lieber zu gönnen, als mir selbst, wenn ich im Stande bin, ihm dasselbe zu verschaffen?

Die Freuden der Zärtlichkeit sind die reinsten, die empfindlichsten von allen Freuden. Sie haben alle Reizungen der Freuden, die uns die Tugend gibt; denn wahre Zärtlichkeit ist selbst Tugend, weil sie sich auf Tugend gründet. Sie besitzen noch den unschätzbaren Vorzug, daß sie allemal zugleich wenigstens zwey Herzen erfreuen. Alles Vergnügen der Zärtlichkeit ist gemeinschaftlich. Die Freude, die itzt in meinem Herzen aufwallet, ist zugleich für meinen Freund Freude; und das Vergnügen, das ich ihm verschaffe, kehrt mit gedoppeltem Reiz in meine Brust zurück.

Auch die Schmerzen der Zärtlichkeit erniedrigen das Herz nicht. Es ist schön, durch Menschenliebe gerührt zu werden. Noch schöner sind die Rührungen der

Zärt-

Zärtlichkeit. Dem Schmerzen ist die Besserung des Herzens eigen; und eine jede Thräne, die ich bey dem Unglück meines Nächsten vergiesse, ist eine schätzbare Wirkung der Tugend. Scipio ist mir nicht deswegen bewunderungswerth, weil er Karthago erobert hat. Ich bewundere in ihm den menschlichen, den zärtlichen Helden, dem mitten in der Hitze des Sieges der Anblick des untergehenden Karthago Thränen auspresste. Seine Thränen waren Proben seiner Menschlichkeit; noch edler sind die Thränen der Zärtlichkeit. Man mag die Thränen, die ein Mensch bey seinen eigenen Schicksalen vergüßt, immerhin einem Manne für unanständig halten; diejenigen die aus einem Triebe der Zärtlichkeit flüssen, sind gewiß eine Zierde der Menschheit. Sie sind der sicherste Beweis von einem erhabenem Geiste, der seine Leidenschaften und seine Empfindungen selbst der Tugend geheiligt hat.

Ich empfinde allemal einen geheimen Unwillen, wenn ich höre, daß Menschen, die den Vorschriften der Klugheit folgen wollen, das gaudebis minus, sed minus dolebis des Martials als einen Ausspruch der Weisheit billigen. In meinen Augen ist es eine mehr als weibische Zagheit, wenn man sich für den Regungen der Zärtlichkeit deswegen hüten will, weil sie Schmerzen verursachen können. Ihre Süssigkeiten sind so groß, daß es unendlich trauriger ist, sie zu missen, als alle ihre Schmerzen auszustehen. Nur diejenigen Schmerzen muß ein Mensch fliehen, die aus bösen Handlungen entstehen können. Die Schmerzen

der

der Zärtlichkeit sind von der edelsten Art; sie sind uns selbst zur Ausübung unserer Pflichten behülflich. Je mehr ich selbst leide, wenn ich meinen Freund leiden sehe; desto gröſſer wird mein Eifer seyn, ihm zur Hülfe zu eilen. Es ist eben so widersinnig, aus Furcht zukünftiger Schmerzen die Zärtlichkeit zu fliehen, als den Umgang aller Menschen zu verlassen, und sich in eine Einöde zu verbergen, weil man in der Welt durch so viele traurige Zufälle anderer Menschen zum Mitleiden bewegt werden könnte.

Die Freundschaft ist ein vortrefliches Mittel zur Besserung des Herzens. Dieses ist bekannt. Aber gleich bekannt ist es auch, daß nichts schwerer und gemeinen Freundschaften gefährlicher ist, als die Verweise, die ein Freund, der den andern zu bessern sucht, demselben wegen seiner Fehler geben muß. Aber diese Gefahr verschwindet, so bald Zärtlichkeit in der Freundschaft herrschet. Durch sie werden beide Herzen einander eröfnet; und derjenige, der freundschaftliche Verweise bekommt, erblicket in ihnen zugleich die Wahrheit, und die Liebe seines Freundes. Die Verweise selbst verlieren durch sie ihre Bitterkeit; sie werden schätzbare und angenehme Proben der Freundschaft.

Viele von meinen Lesern werden sich noch an die Jugend des Kratippus erinnern, der mit der schönsten Anlage zur Tugend grosse Fehler vermischte. Alle Vermahnungen seiner Lehrer, und selbst die natürlichen unangenehmen Folgen seiner Fehler waren zu seiner

Bes-

Besserung zu schwach. Er erkannte die Schönheiten der Tugend; aber sein Herz wankte noch immer zwischen ihr und den Reizungen der Fehler. Endlich bekam er seinen Freund, einen Mann, dessen Stand ansehnlich, und seine Tugend noch ansehnlicher war. Kratippus bemerkte, daß er seinen Freund durch seine Ausschweifungen betrübte; er fieng an, sie zu hassen. Endlich erfuhr er noch, daß seine Fehler Gelegenheit gaben, den guten Namen seines Freundes zu schwächen; weil die Welt glaubte, daß ein Mann, der mit einem so ausschweifenden Menschen, als Kratippus sey, Freundschaft unterhielte, selbst ein geheimer Freund der Ausschweifungen seyn müßte. Kratippus besaß ein zärtliches Herz, und dieses wurde aufs empfindlichste gerühret, als er sahe, daß seine Fehler seinem Freunde schaden konnten. Die Zärtlichkeit tratt nunmehr auf die Seite seiner Tugend. Durch ihren Beystand erhielt er den Sieg über seine Fehler, den ihm alle Lehrer nicht hatten verschaffen können. Kratippus ist tugendhaft geworden; und seine Tugend hat der Zärtlichkeit ihren Sieg zu danken.

Für meine Empfindung sind keine grössere Reizungen, als die Reizungen der Zärtlichkeit. Ein lächelnder Blick meiner Laura, ein vertrautes Gespräch mit meinen Freunden vergnügt mich mehr, als alle Güter der Welt, und alles, was Natur und Kunst zum Vergnügen der Sinnlichkeit dargestellt hat. Kan meine Zärtlichkeit ihre Triebe so weit erfüllen, daß meine Bemühungen wirklich das Glück dieser geliebten Personen ver-

vergrössern, so sehe ich unter dem ganzen menschlichen Geschlecht keinen einzigen, dessen Glückseligkeit ich mit der meinigen zu vertauschen wünschte.

Mein Freund Orant erzählte mir neulich eine kleine Geschichte, die ich zum Beschlusse dieses Stückes meinen Lesern mittheilen will.

In Mosul, einer grossen Stadt in Kurdistan, lebte ein Jüngling, mit Namen Abdalla, der aus Königlichem Geblüte war. Abdalla hatte einen vertrauten Freund, mit welchem er seine Reichthümer theilte, und alle Freuden der Freundschaft genoß. Nach einigen Jahren überfiel der König von Persien die Stadt, und plünderte sie aus. Abdalla entfloh mit seinem Freunde Jezid in ein entferntes Land. Er hatte von seinen Gütern wenig retten können. Den Ueberrest schenkte er den Armen; er selbst gieng mit seinem Freunde in ein Kloster; welches von heiligen Mönchen bewohnt wurde. In dieser angenehmen Stille lebten sie viele Jahre, und wünschten sich niemalen eine Veränderung. Endlich setzten sich die Einwohner von Mosul in Freyheit. In dem Kriege war das Geschlecht ihres Königs vertilget worden, und Abdalla war der einzige übrige Zweig davon. Sie erfuhren seinen Aufenthalt, und schickten Abgeordnete an ihn, die ihn zum Thron berufen muſten. Abdalla war eine Zeitlang unschlüssig. Der Vorgesetzte in dem Kloster erlaubte ihm zwar, den Orden zu verlassen; aber sein Freund mußte zurück bleiben. Endlich siegten die Reizungen der Herrschaft über seine Zärtlichkeit.

keit. Er verließ seinen Freund, und reiste mit den Abgeordneten nach Mosul. Der Besitz der Krone lehrte ihn frühzeitig, wie gering ihre Freuden gegen die Anmuth der Freundschaft sind. Abdalla konnte weder die Verdrüßlichkeiten der Regierung, noch die Sehnsucht nach seinem Freunde ausstehen. Endlich berief er die Versammlung seiner Unterthanen und sagte ihnen: **Ihr Männer von Mosul, euer Krone ist für mich zu schwer. Nehmet sie zurück, und gebet mir meine Freyheit wieder.** Seine Unterthanen machten gegen seine Entschlüssung Vorstellungen; aber Abdalla blieb unbeweglich. Er legte seine Würde nieder, und begab sich wieder in das Kloster, wo sein Freund lebte. Sie erneuerten ihren zärtlichen Umgang, und lebten glücklich.

F. Arist.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Sechs und vierzigstes Stück.

Maligaum ſpernere vulgus.

Horat.

Ich habe mich ſo oft in meinen Urtheilen über andere betrogen, daß ich itzt nicht anders als mit der größten Behutſamkeit von den Handlungen meiner Nebenmenſchen urtheile und mir aus langer Erfahrung den Grundſatz gemacht habe: je freyer und je heftiger jemand von den Handlungen anderer urtheilt, deſto weniger verſpreche ich mir von ſeinen Urtheilen und von ſeinem ganzen Charackter. Mir ſind dahero keine Leute in Geſellſchaften verdrüßlicher, als diejenigen, die ſich

zu allgemeinen Sittenrichtern aufwerfen und alle Handlungen ihrer Mitbürger auf eine freye und liebloſe Weiſe beurtheilen. Hört man dieſe Leute reden, ſo ſollte man glauben, ſie allein wären die glücklichen Sterblichen, die über das gemeine Loos der Menſchheit erhaben und von allen Fehlern frey wären.

Man hat vielleicht wider kein Laſter mehr geſchrieben, als wider die Tadelſucht; es iſt aber auch vielleicht keines, das mehr Reitzungen hat und allgemeiner iſt. Es iſt doch gar zu angenehm, wenn man an andern Thorheiten bemerken kan, von denen man ſelbſt frey zu ſeyn glaubt. Es iſt doch gar zu angenehm, wenn man ſich über fremde Fehler luſtig machen und ſich dadurch, daß man andre tadelt, den Schein einer gröſſern Klugheit und Tugend zuweg bringen kan. Kein Wunder, daß die freye und liebloſe Beurtheilung unſerer Nebenmenſchen ein Zeitvertreib der meiſten Geſellſchaften und ſelbſt ein Mittel geworden iſt, in Zuſammenkünften eine anſehnliche Rolle zu ſpielen.

Herr Witzling kommt in eine Geſellſchaft von Frauenzimmer. Er iſt viel zu artig, als daß er nicht den anweſenden Schönen alles mögliche Vergnügen machen ſollte. Wie kan er ſeinen Endzweck beſſer erreichen, als daß er ſeiner Geſellſchaft allerhand Spöttereyen über abweſendes Frauenzimmer vorſagt? Er bekommt zwar Verweiſe wegen ſeiner Bosheiten; aber ſo ſanfte, ſo artige Verweiſe, daß er mehrere zu bekommen wünſcht. Die anweſenden Schönen werden

ſtolz

stolz auf die boshaften Abschilderungen, die Herr Witzling von den Abwesenden macht. Sie legen sich alle die Vollkommenheiten bey, die andern abgesprochen worden; daran denken sie nicht, daß er seine Gabe zu spotten, auch an ihnen beweisen werde, wenn sie abwesend sind. Dieser Gedanke würde sie in ihrer Zufriedenheit mit sich selbst stören. Warum ist auch alles Frauenzimmer ausser ihnen so unvollkommen, daß ein Mann von so feinem Geschmack, wie Herr Witzling, nicht anders als spöttisch davon reden kan?

Ein wahrer Menschenfreund macht sich ein Vergnügen daraus, wenn er viele würdige Bürger der Welt entdeckt. Er läßt sich gern von andern übertreffen. Er wünscht zur Ehre der Menschheit, daß alle seine Mitbürger seines Lobes würdig seyn mögten. Es verursacht ihm ein empfindliches Mißvergnügen, wenn er wahre Unvollkommenheiten an andern bemerkt. Er wird niemals von fremden Thorheiten reden, als wenn es seine Pflicht und der gemeine Nutze erfordern. Aber wie selten sind diese Menschenfreunde? Ich suche sie in den meisten Gesellschaften vergebens. Der gröſte Theil der Menschen macht sich eine Freude daraus, Fehler an andern zu entdecken. Er wünscht zu seiner eigenen Beruhigung, daß alle Menschen böse seyn mögten, und es ist ihm verdrüßlich, wenn sie es nicht alle sind. Derjenige wird allezeit mehr Aufmerksamkeit finden, der Böses von andern redet, als der uns ihre Tugenden rühmet.

Krito ist ein Mann von einem vortrefflichen Charakter. Er beobachtet alle Pflichten eines rechtschaffenen Mannes und das gemeine Beste ist sein einiger Wunsch. Nur wenige Personen reden von ihm. Wenige Personen lassen seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. Doch welcher Mensch ist von allen Fehlern frey? Krito begehet einen Fehler. Welch ein Vergnügen für seine Mitbürger! Nunmehro wird Krito das Modegespräch aller Gesellschaften. Man verschweigt alle seine guten Handlungen. Man verschweigt es, wie sehr Krito seinen Fehler bereuet. Man verschweigt es, wie sehr er sich bemühet seinen Fehler zu verbessern. Man redet nur von seinem Fehler. Nun müssen sogar auch alle seine vorige gute Handlungen aus unreinen Absichten geflossen seyn. Man denkt nicht mehr, an ihm, ohne an seinen Fehler zu denken. So natürlich ist es den meisten Menschen, sich über die Unvollkommenheiten ihrer Mitbürger zu erfreuen.

Ja! sagt Frau Frommstolzin, ist es mir denn nicht erlaubt, daß ich die Laster meiner Nebenmenschen Laster nenne? Soll ich etwa meine Nachbarin, die Frau Tanzgern eine keusche Matrone nennen, die ihren Mann nur deswegen geheirathet hat, um von seinem Vermögen ihre Liebhaber zu unterhalten? Oder soll ich die Frau Spielteller eine gute Haushälterin nennen, die Gelder aufnimmt, ihre Spielschulden zu bezahlen? Oder soll ich die Frau * * eine fromme Frau nennen, die niemals arbeitet, als wenn sie in die Kirche gehen sollte. Das soll sie auch nicht die gute Frau Frommstolzin. Aber wie wäre es, wenn sie sich selbst untersuchte,

ob

ob sie nicht mehr auf diese Personen, als auf ihre Laster böse ist; ob sie nicht die Frau Tanzgern wegen ihrer Schönheit, die Frau Spielteller wegen ihrer Gesellschaften beneidet, und ob es nicht besser ist, gar nicht in die Kirchen zu gehen, als wenn man nur in der Absicht hinein gehet, andere Leute zu bemerken und sich auf eine ganze Woche Materie zum Gespräche zu verschaffen?

Einige Handlungen unserer Nebenmenschen sind von einer so unläugbaren Unrechtmäsigkeit, daß sie sich selbst das Urtheil sprechen. Der Geitz des Harpax, die Betrügereyen des Rufinus, die Unkeuschheit des Gargils sind so offenbare Laster, daß sie gar keiner Entschuldigung fähig sind. In diesen Fällen ist es leicht zu urtheilen. Aber von andern Handlungen unserer Nebenmenschen, offenbare Laster ausgenommen, ist es sehr schwer ein richtiges Urtheil zu fällen. Manche vortreffliche Handlung bekömmt den Schein einer unrechtmäsigen That, wenn sie aus einem falschen Gesichtspunct betrachtet wird und manche unrechtmäsige That kan den gröſten Schein der Tugend haben. Man muß den Character eines Menschen, seine Grundsätze, die Umstände in denen er sich befindet, sehr genau kennen, wenn man von vielen Handlungen seines Lebens ein sicheres Urtheil fällen will. Der geringste Umstand, wenn er nicht bemerkt oder verändert wird, kan einer ganzen Sache eine ganz andere Wendung geben. Wenn diejenigen dieses bedächten, die so frey und übereilt von andern urtheilen, so würden sie zum wenigsten nur von denen urtheilen, die sie genau kennen.

Mendax begieng ein Verbrechen wider den Staat und wurde ins Gefängniß geworfen. Harpalus, sein Freund, erkaufte seine Befreyung durch eine grosse Summe. Die Großmuth hätte ich dem Harpalus nicht zugetrauet, so sagte jedermann. Die ganze Stadt war voll von seinem Ruhm. Aber warum war Harpalus so großmüthig? Ist er dann sonst freygebig? Nichts weniger. Er war großmüthig aus Furcht, es möchte bey genauerer Untersuchung offenbar werden, daß er selbst an dem Verbrechen seines Freundes grossen Theil gehabt hat. Lucinde hat sich durch einen Liebhaber zu einem Fehltritt bewegen lassen, der ihr in den Augen der Tugendhaften eine wahre Schande zugezogen hat. Doch viele würden in ihren Urtheilen gelinder seyn, wenn sie alle Umstände wüßten, in denen sich Lucinde befand. Ihre schlechte Erziehung, ihre geringe Kenntniß der Welt, ihr zärtliches Temperament, die listigen Nachstellungen ihres Liebhabers, seine angenommene Ehrlichkeit, die Betrügereyen ihrer bestochenen Freundinnen, alle diese Umstände machen, daß man sie zwar nicht von aller Schuld frey sprechen, aber doch ihren Fehler eher entschuldigen kan, als eben diesen Fehler bey hundert andern Personen ihres Geschlechts. Und doch entschuldigt der größte Theil des Frauenzimmers den Liebhaber und redet mit der größten Bitterkeit von Lucinden. Lucindens Verbrechen ist ihre Schönheit.

Es werden eben so viele Fehler im Urtheilen, als Fehler selbst begangen. Ein jedes Urtheil über die Handlungen unserer Nebenmenschen, das aus Haß und Tadelsucht

delsucht entspringt, ist ein Verbrechen wider die Gesetze der Vernunft und der Menschenliebe. Unsere Urtheile über die offenbarsten Laster sind sträflich, wenn sie nicht die Liebe der Tugend und die Besserung anderer zum Grunde haben. So kan also der Moralist ein Laster begehen, selbst wenn er wider das Laster predigt.

Man wird finden, daß diejenigen am meisten auf die lasterhaften Handlungen ihrer Mitbürger Acht geben, die selbst am lasterhaftesten sind. Sie thun dieses nicht allein, ihr Gemüth durch Beyspiele fremder Laster zu beruhigen. Sie wollen sich auch im Stand setzen, Vorwürfe mit Vorwürfen zu bezahlen. Sie halten es für ihre beste Vertheidigung, wenn sie einem jeden, der ihre Handlungen bestrafen will, etwas vorzuwerfen wissen, dessen er sich zu schämen hat. Daher kömmt es, daß oft die lasterhaftesten Bürger eines Staats mit der größten Sicherheit sündigen. Sie sind einem jeden fürchterlich, der nicht einen untadelhaften Charackter hat.

Wenn wir unsre Leidenschaften besser zu beherrschen wüßten, so würden wir von den Sitten und Handlungen unserer Nebenmenschen richtiger urtheilen. Aber wie viele gibt es, deren Urtheile vom Einfluß verkehrter Leidenschaften frey sind? Ein jeder Mensch macht sich selbst zum Muster seines Geschlechts und verwirft alles, was nicht mit seinen Meinungen und Sitten übereinstimmet. Wenn er die Handlungen seiner Nebenmenschen beurtheilt, so denkt er nicht daran, was sie nach den Grundsätzen der Vernunft und Tugend hät-

ten thun sollen, sondern was er in dergleichen Fällen würde gethan haben und das hält er für das beste. Daher kommen die so verschiedenen Urtheile über einerlei Handlungen. Die Grundsätze, aus denen die menschlichen Handlungen sollten beurtheilet werden sind ewig unveränderlich und gewiß. Aber ein jeder macht sich seine eigene Grundsätze, seine eigene Sittenlehre nach seinen herrschenden Leidenschaften. Und darnach beurtheilt er fremde Handlungen. Herr Judenzinnß redet nie von seinem Nachbarn, ohne ihn einen ruchlosen Mann zu nennen und mit gefalteten Händen über das Verderben der Zeiten zu seufzen. Was ist die Ursache? Sein Nachbar ist ein Mann von grossem Vermögen und macht sich bisweilen mit seinen Freunden einen guten Tag. Pseudolus treibt den unerlaubtesten Wucher und scharrt mit der größten Ungerechtigkeit Schätze zusammen. Den hält Herr Judenzinnß für einen klugen, häuslichen und sehr christlichen Mann. Die Ursache ist leicht zu errathen.

Wenn die Menschen diejenige Zeit, die sie auf Entdeckung fremder Fehler verwenden, zur Untersuchung und Verbesserung ihrer eigenen anwendeten, so würden wir weniger Sittenrichter, aber desto mehr tugendhafte Leute haben. Es kostet uns viel, bis wir mit andern zufrieden werden; aber wie wenig kostet es uns, mit uns selbst zufrieden zu seyn? Die meisten leben, um die Handlungen ihrer Nebenmenschen zu beurtheilen, und sterben sich selbst unbekannt.

Ein

Ein Weiser bemerkt die Handlungen seiner Mitbürger genau und gibt auf die Folgen derselben Acht, nicht um das Vergnügen zu haben, Lasterhafte zu finden. Er macht sich aus diesen Beobachtungen Regeln der Klugheit und sammlet sich Beyspiele zur Besserung seines Herzens. So sind ihm selbst die Lasterhaften nützliche Mitbürger. Ein Lasterhafter, den seine Vergehungen unglücklich gemacht haben, ist ein vortrefflicher Sittenlehrer. Die betrübten Folgen seiner Ausschweifungen erhöhen die Vortreflichkeit der Tugend mehr, als alle Gründe, die mit der größten Beredtsamkeit vorgetragen und durch das Leben des Redners widerleget werden.

Ich setze mich gar oft in die Stelle meiner Mitbürger und untersuche mich selbst, was ich würde gethan haben, wenn ich in ihren Umständen gewesen wäre. Dorant hat eine Ungerechtigkeit begangen. Die Geldbegierde hat ihn dazu verführt. Er hat eine Ehegattin, die er zärtlich liebt. Er hat eine grosse Familie, die er gern versorgt wissen wollte. Diese wollte er der Dürftigkeit und den Mangel entreissen. Was würde ich, was würden viele andere gethan haben wenn wir an seiner Stelle gewesen wären? Würden wir alle Standhaftigkeit genug gehabt haben, diesen Versuchungen zu widerstehen? Diese Untersuchungen machen mich gegen mich selbst mißtrauisch und gegen andere gelinder.

Es ist ein Zeichen einer grossen Niederträchtigkeit, wenn wir uns gar nichts darum bekümmern, was andere

von uns urtheilen. Aber es gehört schon ein grosser Grad der Selbstbeherrschung dazu, widrige Urtheile von sich mit Gedult anhören zu können. Und doch ist es zu unserer Ruhe unentbehrlich. Wir leben unter Menschen von sehr verschiedenem Geschmack. Vielleicht gefallen wir einigen und mißfallen den meisten. Selbst diejenigen Mittel, durch die wir eine allgemeine Hochachtung suchen, ziehen uns bey vielen Neid, Feindschaft und Verachtung zu. Was ist hierbey zu thun? Wir müssen der Begierde entsagen, allen Menschen zu gefallen. Wir müssen stets nach den unveränderlichen Grundsätzen handeln, die uns Religion und Tugend vorschreiben und die günstigen Urtheile unserer Mitbürger als eine Sache ansehen, die nicht von unserer Gewalt abhängt und kein wesentlicher Theil unserer Glückseeligkeit ist.

Je länger ich dieser Sache nachdenke, desto vortrefflicher finde ich den Ausspruch unserer Religion: **Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet.** Der beste und unparteyischeste Richter aller Menschen ist der Allgegenwärtige. Diesem trachte ich zu gefallen. Ich bemühe mich nach der besten Einsicht, die er mir verliehen hat, die Pflichten der Menschheit zu erfüllen und hüte mich, verwegne und lieblose Urtheile über meine Brüder auszusprechen; Urtheile, die dem Vater der Menschen nothwendig mißfallen müssen.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren!

Ich habe vor einiger Zeit die Geschichte der Clarissa durchgelesen. Ich kenne wenige Bücher, die mein Herz mehr gerührt und gebessert hätten. So eine tiefe Erkenntniß des menschlichen Herzens, so reitzende Gemählde der Tugend, so schreckliche Abschilderungen des Lasters habe ich selten angetroffen. Wie sehr wünsche ich, daß insonderheit unser Frauenzimmer sich mit einem Buche bekannter machte, welches so vortrefliche Sittenlehren enthält! Wie reitzend würde ihnen die Tugend werden? Was für veränderte Begriffe würden sie von der Freundschaft bekomen! Sie meine Herren! würden sich sehr nützlich machen, wenn sie diese Geschichte der Tugend und Freundschaft ihren Leserinnen anpreisen würden. Vielleicht lassen sie meinen Brief selbst in ihre Wochenschrift setzen. Ich habe einige Stellen aus dieser vortrefflichen Geschichte ausgeschrieben, die fürnemlich von der Freundschaft handeln. Auch diese können, wie ich glaube, dieser Geschichte Ehre machen und vielleicht manchen bewegen, einen Theil seiner müssigen Stunden diesem

sem Buche zu widmen. Ich weiß nicht, ob die Gr
zen der freundschaftlichen Verbindlichkeit genauer f
nen bestimmt werden, als sie Howe, die Freundin
Clarissa, in einem ihrer Briefe an sie bestimmt.

„ Es würde, sagt sie, eigennützig und una
„ seyn, einen Freund um eine Gefälligkeit a
„ sprechen, die ihm eben so viel Ungelegenhe
„ machte, als wir Erleichterung dadurch erlan
„ und der bittende Theil würde durch seine unar
„ Bitte den gebettenen Freund thätlich erinne
„ daß er ihm die Bitte abschlagen und eine so ei
„ nützige Freundschaft verachten und aufheben
„ te, eine Freundschaft, die ohnehin auf der e
„ Seite nur in Worten und Schein bestanden
„ te. Allein wer durch ein kleineres Uebel
„ gröſseres Uebel seines Freundes abkaufen
„ und es nicht thun will, der wird in der Tha
„ Namens eines Freundes unwürdig und dem
„ te ich keinen Platz in meinem Herzen gönnen.

Auf die Lobsprüche, welche Clarissa bey einer gew
Gelegenheit von ihrer Freundin bekommen ha
antwortet sie also:

„ Wie angenehm und schmeichlend ist nicht
„ Lob derjenigen, die wir lieben! Wenn man
„ gleich nicht bewust ist, es verdient zu haben
„ ist es doch ein Vergnügen, von denen hochgesc

a

„ zu werden, um deren Gewogenheit und gute Meinung wir uns bewerben. Wer keine niederträchtige Seele hat, der wird wenigstens diesen Nutzen aus unverdienten Lobsprüchen zu ziehen wissen, daß er sich desto eifriger bemüht, sie so bald, als möglich ist, zu verdienen, ehe der Freund, der sie ihm ertheilt, seines Irrthums gewahr werden kann. Die Liebe zu unsrer eignen Ehre, das Verlangen bey unsern Freunden wohl angeschrieben zu stehen und die Begierde diejenigen nicht zu beschämen, die gütig von uns geurtheilet haben, verbinden uns zu diesem Eifer. Dieses müsse stets meine Bemühung seyn: so wird Ihr Lob zugleich etwas dazu beytragen, daß ich anfange Lob zu verdienen und daß ich mich einer Freundschaft würdig mache, die ich mir für die grösseste Ehre schätzen werde.

Von den freundschaftlichen Verweisen, durch die die Freundschaft ein vortreffliches Mittel zur Besserung des Herzens wird, schreibt Clarissa an ihre Freundin:

„ Ich versichre Sie, daß ich Sie um eines jeden Verweises willen, den Sie mir geben, desto mehr lieben will. Verschonen Sie meiner nicht, wenn Sie Unarten an mir bemerken. Ich liebe Ihre angenehme Satyre und Sie wissen, daß ich dieses immer gethan habe. Eine der ersten Bedingun-

„ gen

„ gen unſrer Freundſchaft war, daß wir einander
„ unſre Meinung frey entdecken ſollten, ohne des-
„ wegen auf einander ungehalten zu werden und oh-
„ ne dieſe Bedingung kan keine Freundſchaft beſte-
„ hen. Ich wollte auch dem Feind nicht gern Ge-
„ legenheit geben, übel von mir zu urtheilen. Wie
„ ſoll ich mich aber behutſam genug aufführen, wenn
„ meine beſte Freundinn mir nicht bisweilen einen
„ Spiegel vorhalten und mir meine Mängel entde-
„ cken will?

Und bey einer andern Gelegenheit;

„ Ihre Satyren ſind voller Lehren und ſie ſind e-
„ ben ſo angenehm als beiſſend. Sie geben unmerk-
„ lich zarte Stiche und die ſo ohne Gift eines Wi-
„ derwillens und Hohngelächters ſind, daß die Wun-
„ den gewiß nicht eitern werden. Diejenigen, die
„ zu unſerer Zeit wegen ihres Witzes am berüch-
„ ten ſind, verſtehen dieſe Kunſt nicht: denn ſie
„ entſteht aus der wahren Menſchenliebe und wird
„ nirgends gefunden werden, als wo ein aufrichti-
„ ges Herz die Feder führt. Unſre witzigen Schrift-
„ ſteller lachen über die Menſchen und nicht über ih-
„ re Fehler: und wenn ihre Satyre der Billigkeit
„ gemäß ſeyn ſollte, ſo würde ſie ihrem Endzweck
„ nicht gemäß ſeyn. Wie kan ſie zur Beſſerung an-
„ derer dienen, da jede Narbe, die ſie gibt, nur
„ darauf abzielt, andre lächerlich zu machen und da
„ ſie verwundet, anſtatt, daß ſie heilen ſollte? Sche-

nen

„ nen Sie demnach meiner um unſrer Freundſchaft
„ willen nicht; eben dieſe unſre Freundſchaft ſoll Sie
„ unbarmherziger machen. Ich werde zwar Ihre Sti-
„ che fühlen, ſo zart, ſo unmerklich ſie auch ſind;
„ es wird mich ſchmerzen und Ihr Endzweck würde
„ nicht erreicht werden, wenn ich unempfindlich
„ bliebe: allein ſobald die erſte Empfindung vor-
„ über iſt, werde ich Sie lieber gewinnen und mein
„ durch Sie gebeſſertes Herz wird Ihnen ganz erge-
„ ben ſeyn. Es wird würdig werden, Ihnen er-
„ geben und Ihr Eigenthum zu ſeyn.

Von der Freundſchaft ſelbſt ſagt Clariſſa irgendwo;

„ Wie viel ſtärker und zärtlicher ſind doch die
„ Bande einer reinen Freundſchaft und die Vereini-
„ gung ähnlicher Gemüther, als die Bande der Na-
„ tur? Der angenehme Sänger in Iſrael hatte wohl
„ Urſache zu ſagen, wenn er das Lob der Freund-
„ ſchaft zwiſchen ihm und ſeinem geliebten Freunde
„ auf das höchſte treiben wollte, daß die Liebe Jo-
„ nathans gegen ihn wunderbar wäre, daß ſie die
„ Liebe der Frauen überträffe. Was für einen er-
„ habenen Begriff gibt dieſes von der Seele Jona-
„ thans, die zu dieſem heiligen Bande ſo liebreich
„ eingerichtet war!

Und an einer andern Stelle ſagt ſie zu einer Mannsper-
ſon, die von ſehr zweifelhaftem Charackter war und
doch vieles von der Freundſchaft ſagte:

„Erlauben Sie mir, mein Herr! zu wünſchen, daß Sie
„ im Stande ſeyn mögten, die Ergetzungen zu empfin-

„ den

„ den, welche in einem rechtschaffenen Gemüth aus
„ tugendhafter Freundschaft entspringen. Keine
„ andre ist dieses heiligen Namens würdig.

Welche erhabene Gedanken! Clarissa hatte aber auch ganz andere Absichten bey ihrem Leben, als die gemeinen Beschäftigungen mit Essen, Schlafen, Putzen, Besuchen und andern Zeitvertreib nach der Mode, welche bey den meisten von ihrem Geschlechte und sonderlich denen, die sich für geschickt halten, ansehnlichen und artigen Versammlungen einen Glanz und eine Zierde zu geben, die Zeit wegnehmen. Würde das Frauenzimmer hierinnen ihrem Beyspiel nachfolgen, so würde nicht selbst ein Feind der Tugend, Lovelace, sagen müssen, es gebe so viele flatterwitzige und blos, so weit die Haut geht, leidliche Schönheiten. Ich will schliessen, sobald ich nur noch diese einzige Stelle werde angeführt haben, die sich so wohl auf unsere Zeiten schickt.

„ Es gibt Freundschaften, die nur so tief als
„ ein Glas gehen. Bey frölichen Herzen, die nur
„ darum vertraut geworden, weil sie frölich gewe-
„ sen, wird die Freundschaft selbst vergehen, wenn
„ der Grund zu ihrer ersten Vertraulichkeit weg-
„ fällt; ich meine eine solche Freundschaft, die man
„ eigentlicher durch das Wort Mitgesellschaft unter-
„ scheiden kann.

Ich bin M. H.

Ihr Diener

* * *

Der Freund.

Sieben und vierzigstes Stück.

So spricht und glaubt der Christ.

Er ist der wahre Freund. Sein Herz in sich erfreut,
Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit,
Von Lüsten nicht beherrscht fühlt er, mit offnem Triebe,
Der Freundschaft heilig Glück; und seine Seel ist Liebe.
Er ehrt mich, wie sich selbst, und liebt mich treu, wie sich;
Sein Umgang giebt mir Muth, und ihm vertrau ich mich,
Mein Weib, mein Kind, den Rath, mein künftigs Glück zu bauen.
Wer GOt vor Augen hat, wie sollt ich dem nicht trauen?

Gellert.

Meine Freunde sind mir aus keiner andern Ursache liebenswürdiger, als weil sie Freunde der Religion sind. Diese Eigenschaft macht sie noch schätzbarer

und ich glaube, ich würde sie hassen können, wenn sie Feinde der Religion wären. Ein Herz, welches gegen den Vater der Natur unempfindlich bleibt und dem vollkommensten Wesen die schuldige Bewunderung versagt, ist nicht edel genug zur Freundschaft. Die Religion Jemanden absprechen heißt ihm auf einmal Verstand und ein gutes Herz absprechen.

Die ganze Welt muß diese Wahrheit fühlen und auch die größten Verdienste werden durch Geringschätzung der Religion verdunkelt. Wir sind von ihrem Werth und von ihrer Unentbehrlichkeit so sehr überzeugt, daß wir Niemanden für einen Feind der Religion halten können, ohne ihn zu gleicher Zeit für einen gefährlichen Bürger und für einen Verächter aller Pflichten zu halten.

Nicht alle sind Feinde der Religion gewesen, die man dafür ausgegeben hat. Ein Sokrates hatte weit mehr Religion, als alle seine Ankläger und Richter. Der Aberglaube hat sich gar oft auf den Thron der Religion geschwungen und, von dem Eigennutz unterstützt, Vernunft und Freyheit im Denken zum Verbrechen gemacht.

macht. Noch ist die Religion oft nichts anders, als ein Geständniß von der Unbetrüglichkeit unserer Lehrer und derjenige ein Feind der Religion, der ein Feind der Heucheley und des Aberglaubens ist. Nichts wäre unserm Geschlechte schimpflicher, als wenn alle diejenige in der That Verächter der Religion gewesen wären, die man dafür ausgegeben hat. Denn ich sehe nicht, wie sich ein Mensch tiefer erniedrigen kan, als wenn er dasjenige verachtet, wodurch er erst ein Mensch wird.

Wenn es wahr ist, daß sich wahre Freundschaft auf Tugend gründet — und nichts kan gewisser seyn, — so kan keine wahre Freundschaft ohne Religion gedacht werden. Denn Tugend ohne Religion ist ein Unding. Man sage, so lange man will, ein Mensch könne auch ohne Religion die Tugend blos um ihrer Schönheit und um ihrer Folgen willen lieben, er könne selbst aus der Betrachtung seiner Natur und aus der allgemeinen Verbindung der Dinge Gründe zu einem tugendhaften Leben hernehmen. Diese Vorstellung hat einigen Schein, aber sie bedeutet in der That nichts. Wie kan jemand eine deutliche Einsicht in die Natur haben, ohne den Schöpfer der Natur zu kennen? —

Wie kan Jemand Ordnung und Schönheit empfinden und die Quelle der Ordnung, den Urheber der Schönheit, verunehren? —— —— Wie kan Jemand von den Folgen der Tugend richtig denken und Standhaftigkeit genug besitzen, Tugenden auszuüben, die ihm Mühe machen und keine sichtbare Belohnung bey sich führen? Wie kan Jemand Lastern widerstehen, deren verdrüßliche Folgen entfernt sind, und die durch gegenwärtige Reitzungen schmeicheln? ein Glück ausschlagen, welches er durch eine verborgene Ungerechtigkeit erwerben könnte, ohne Strafen und Belohnungen zu glauben, die sich über dieses Leben hinaus erstrecken, ohne den grossen Gedanken der Allgegenwart eines künftigen Richters in sich zu unterhalten? Die Reitzungen des Lasters sind oft so mächtig, daß es Sterblichen unmöglich seyn würde, ihm zu widerstehen, würden sie nicht durch die höhere Macht der Religion unterstützt. Und was wird denn einen Menschen, ohne Religion, zurückhalten, die heiligsten Pflichten zu verletzen, wenn er sie unbemerkt verletzen kan? Was wird ihn zurück halten, seinen Leidenschaften auch selbst das Glück, die Ehre, die Ruhe seines Freundes aufzuopfern, wenn ihm die Gelegenheit günstig ist? —— —— Und einen solchen solte ich zum

Vertrau-

Vertrauten meines Herzens, zu meinem Freunde wählen?

Ein empfindlicher Schmerz bemächtigt sich meines Herzens —— und wird nicht ein jeder Menschenfreund diesen Schmerzen fühlen und billigen? —— wenn ich daran denke, daß sich die wahre Religion nicht so weit erstreckt, als unsre Erde. Ich durchwandre mit meinen Gedanken die vielen und weitläuftigen Länder, in denen Irrthum und Aberglauben herrschen, und mein Herz leidet dabey. Wie! sollen alle diese Völker, die die wahre Religion nicht kennen, auch das Glück der Tugend und der Freundschaft nicht fühlen? —— Sollen alle die Beyspiele der Tugend und der Freundschaft, die ich in ihren Geschichten lese, nichts als Beyspiele glänzender Sünden seyn? —— Dieser Gedanke erschrecket mich. —— O! wenn doch Tugend und Freundschaft allgemein wären unter den Menschen! Ich wünsche es. Nichts geringers, als das Glück der Welt verursacht diesen Wunsch. Und sollte denn nicht ein jeder Mensch, der GOtt aufrichtig zu kennen wünscht, auch bey einer geringen Erkenntnis

der wahren Tugend, der wahren Freundschaft fähig seyn? Mein Herz ist geneigt, dieses zu glauben und irre ich, so irre ich aus Menschenliebe. Ich bewundere die Beyspiele der Tugend und der Freundschaft, wo ich sie auch antreffe; ohngeachtet ich überzeugt bin, daß kein anderer Mensch eine solche Höhe der Tugend und der Freundschaft erreichen kan, als ein Christ. Keine Religion ist geschickter, die Tugend zu befördern und die Herzen zur Zärtlichkeit zu bilden, als die Christliche; und keine Religion ist mehr für das Herz der Menschen, als sie.

Was ist der Gott, den die Christliche Religion verkündigt? Das, was unser Herz wünscht. Ein GOtt, der seine Ehre in der Glückseeligkeit seiner Geschöpfe sucht; der Vater und der Freund der ganzen Natur. Was sind die Pflichten, die uns die Christliche Religion vorschreibt? Pflichten der Liebe, Pflichten der Zärtlichkeit, Pflichten, deren Vortrefflichkeit unser Herz auch ohne Beweis fühlet. Was sind die Bewegungsgründe, durch die uns die Christliche Religion

gion zur Erfüllung dieser Pflichten aufmuntert? Bewegungsgründe, die aus der Liebe Gottes und aus unserer Dankbarkeit gegen ihn hergenommen sind. Bey solcher Erkenntniß, bey solchen Pflichten, bey solchen Bewegungsgründen muß das Herz erweicht und mit Zärtlichkeit erfüllet werden; oder es ist ganz fühllos.

Der Charackter des Stifters unserer Religion ist nicht allein der erhabenste, sondern auch der schönste und der liebenswürdigste. Es ist der Charackter des zärtlichsten Menschenfreundes. Keine Geschichte ist wohl ungekünstelter geschrieben, als die Geschichte unsers Erlösers; und doch ist keine, die grössere Thaten enthält. Er verläßt den Thron der GOttheit und kommt in die Welt, ein Lehrer und Heiland der Welt zu werden. Sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Reihe der wohlthätigsten Bemühungen. Er beweiset seine Sendung durch göttliche Thaten und jeder Beweis ist zugleich eine Wohlthat. Seine Wunder sind nicht durch Verderben

fürchterlich, nicht tödende Blitze einer rächenden GOttheit; sie haben das Glück der Menschen zum Zweck. Durch sein allmächtiges Wort wird Wasser zu Wein. Er empfängt die Säuglinge aus den Armen zärtlicher Mütter und seegnet sie. Er giebt der Wittwe, die ihren einigen Sohn untröstbar beweinte; dem Vater, dem ein allzufrüher Tod die Tochter raubte, die er vielleicht schon einem tugendhaften Jüngling bestimmt hatte; Schwestern, die ihren Bruder, wie einen Geliebten; betrauerten den Sohn, die Tochter, den Bruder wieder. Er lehret mit Sanftmuth, er straft mit Zärtlichkeit, er verzeihet dem Sünder, der sich seiner Vergehungen schämt und ein menschliches Herz zeigt. Eine großmüthige und uneigennützige Menschenliebe ist der fürnehmste Innhalt seiner Gespräche. Dabey, spricht er, **wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt.** Er vergießt Thränen bey den Anblick einer unglücklichen Stadt; kostbare Thränen, die uns beweisen, wie sehr er die Menschen geliebt.

Doch ist er nirgends gröſſer, als am Kreutz. Un-

ge-

gerechter Weise an das Kreutz geschlagen, bleibt er ein Menschenfreund. Er sieht mit sanften Blicken auf seine Feinde herab. Sie sind noch Menschen in seinen Augen. Er betet für sie und rechnet ihnen die Fehler ihres Herzens für Fehler des Verstandes an. **Vater!** spricht er, **vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.** Er bekehret einen mit ihm sterbenden Sünder und giebt ihm die tröstende Versicherung der Seeligkeit. Er ruft mit lauter Stimme aus: **Mein GOtt! Mein GOtt! warum hast du mich verlassen?** Der Spötter gebe diesen Worten, welche Wendung er will; mir beweisen sie, daß der Erlöser sein Leiden gefühlt und die Empfindungen des Schmerzens gehabt hat, die der menschlichen Natur wesentlich sind. Doch er vergißt seiner eigenen Schmerzen, um an dem Schmerzen seiner Mutter Theil zu nehmen. Er empfiehlt sie seinem liebsten Jünger und giebt endlich seinen Geist auf, nachdem er, voll von göttlicher Zufriedenheit, über das vollbrachte Werk der Erlösung, über das erworbene Heil der Welt ausgerufen hatte: **es ist vollbracht!**

Welche Zärtlichkeit herrschet nicht in dem beson-

dern Umgang, den Christus mit seinen Jüngern hatte? In süsser geselliger Liebe eröfnet er ihnen die Geheimnisse seines Reichs, er erträgt ihre Schwachheiten, er warnet sie, wie ein Freund den andern warnet. Einer unter ihnen, Johannes, ist der, den er insbesondre liebte, sein vertrautester Freund. Sein zärtliches Herz machte ihn dieser Ehre würdig. Er hatte sein Leben nicht lieber, als seinen Meister. Er begleitet ihn an das Kreuz und empfängt noch aus dem Munde seines sterbenden Meisters die stärkste Probe der Freundschaft; den Befehl, seine Mutter zu versorgen.

Man zeige mir eine Religion, die geschickter ist, die Herzen zur Zärtlichkeit zu bilden, deren Stifter ein grösserer Menschenfreund, ein grösserer Freund gewesen ist. Keine Religion ist der Freundschaft vortheilhafter, als die Christliche.

Die Begriffe, die wir uns von GOtt machen, haben einen unläugbaren Einfluß in unser ganzes Leben. Jedermann ist überzeugt, er könne nicht besser seyn, als wenn er der GOttheit ähnlich zu werden trachtet, die er

ver-

verehret. Je edler unsre Begriffe von dem Höchsten Wesen sind, desto edler werden unsre Sitten seyn. Was kann derjenige für Anreitzung zur Tugend und zur Freundschaft haben, dessen Götter sich zu den niederträchtigsten Ausschweifungen herunterlassen und unter sich selbst beständige Kriege führen?

Des Witzes Fürst, Homer, singt seiner GOttheit Rechte.
Wer ist sein Zevs? Ein Gott, der ich nicht werden mögte.
Ihn kleide noch so schön die Pracht der Dichtkunst ein,
Ich bin zu stolz, er selbst und auch sein Freund zu seyn.

Wie edel, wie erhaben, wie liebenswürdig sind nicht die Abschilderungen, die uns die christliche Religion von dem höchsten Wesen macht? Der Christ, der in seinem GOtt den Vater und den Freund der Menschen verehret, kan kein Menschenfeind seyn. Er wird das Glück seiner Brüder für sein Glück halten, und in allen Auftritten seines Lebens ein zärtliches Herz zeigen. Das grosse Beyspiel seines Erlösers wird großmüthige Empfindungen in ihm würken, und die Glückseeligkeit an-

anderer Menschen, auch unbemerkt, zu befördern, wird ihm ein göttliches Vergnügen seyn.

Die christliche Religion macht uns nicht murrisch noch zum Umgang ungeschickt. Sie macht unsre Sitten schöner und giebt uns das edle ungezwungene Wesen, das so sehr gefället. Sie versagt uns keine Freude, die mit der Unschuld bestehen kann und ihre meisten Gebote zielen auf das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens ab. Der Christ ist kein finsterer Feind vergnügter Gesellschaften, in denen die Munterkeit nicht zur Ausschweifung wird. Nie wird er ein Vergnügen stöhren, das die Tugend erlaubt. Süssen Unterredungen, unschuldigen Vergnügungen wird er die Stunden seines Lebens widmen, da er von wichtigern Geschäften frey ist. Er weis es, daß der Schöpfer an der Freude und an der vertraulichen Eintracht seiner Geschöpfe ein Vergnügen hat. Der Witz des Christen wird nicht beleidigen. Sein Scherz wird die Tugend nicht kränken. Eine edle Freymüthigkeit wird seine Reden beleben. Alles, was er thut, wird ungezwungen seyn, weil er so handelt, wie er denkt. Er wird gefällig, aber nie niederträchtig; fürsichtig, nie argwöhnisch; ein Verehrer der

Ver-

Verdienſte, aber kein Schmeichler ſeyn. Kurz, er iſt ſich allezeit gleich und kan auch bey der ſtrengſten Tugend die feinſte Lebensart beſitzen. Denn in allen ſeinen Thaten herrſcht diejenige Ordnung, die uns ſo ſehr in den Werken der Natur entzückt.

Was macht uns beherzter, unſer Vermögen, ſelbſt unſer Leben zum Dienſt der Freunde herzugeben, als die chriſtliche Religion? Der Chriſt iſt der wahre Held, der Pflicht und Tugend höher ſchätzt, als Reichthum und Leben.

Was kan uns empfindlicher ſeyn, als das Leiden eines Freundes, das er ſich nicht ſelbſt zugezogen hat und das wir auſſer Stand ſind abzuwenden? Mein Freund wird von einer ſchmerzhaften Krankheit überfallen. Ein unverſehener Zufall beraubt ihn ſeines Vermögens. Ein trauriges Schickſal entreißt ſeinen Armen die Gattin, die ihm das Leben verſüſſete. Welch ein Kummer für mich? Ich thue alles, was mir möglich iſt, die Schmerzen meines Freundes zu lindern. Doch alle meine Bemühungen würden vergeblich, ich ſelbſt würde untröſtbar ſeyn, wenn mir nicht die Religion mit

ihren

ihren Troſtgründen zu Hülfe käme. Sie billigt meinen Schmerzen über das Unglück meines Freundes. Sie billigt die Thränen, die mir ſein Kummer verurſacht. Doch ſie verbietet mir, das göttliche Weſen einer Härte zu beſchuldigen und die Weege der Vorſehung zu tadeln. Sie lehret mich die Unglücksfälle, als Mittel, erkennen, durch die das Gemüth zu ernſthaften Betrachtungen geleitet und das Herz tugendhafter und zärtlicher wird. Sie zeigt mir eine beſſere Welt, in welcher ein ewiges Glück die hier geprüfte Tugend erwartet. Nun fange ich an ruhig zu werden. Mein Freund fühlt die Stärke dieſer Troſtgründe und unterwirft ſich mit Gelaſſenheit dem Willen der Vorſehung, die allezeit das Beſte wählt. Er verehret mit mir die weiſen Abſichten des Schöpfers, die den Augen der Sterblichen oft verborgen ſind, aber allezeit auf ihre wahre Glückſeeligkeit zielen. Das Leiden der Tugendhaften würde mir ohne die chriſtliche Religion das verworrenſte Räthſel ſeyn.

Doch es gibt Auftritte, die für einen Freund noch rührender ſind. Eben itzt werde ich zu meinem Freund gerufen, den ſeit kurzen eine gefährliche Krankheit überfallen hat. Man ſagt mir, er ſey dem Tode nah, und

trage

frage ein sehnliches Verlangen mich zum letztenmal zu sprechen. Gott! welche Nachricht? —— Ich eile zu dem Hause meines Freundes. Ich finde ihn mit dem Tode ringen. Kaum hat er noch die Kräfte, mir seine schwache Hand zu reichen. —— Ich sterbe ungern, sagt er mir; ich wünschte, länger zu leben. Trösten sie mich, mein Freund!

Wie kann ich ihn besser trösten, als daß ich ihm die Wahrheiten unserer göttlichen Religion, die Gewißheit der Erlösung und der Seeligkeit, zu Gemüthe führe? Sein Herz empfindet diese Wahrheiten und wird ruhiger. —— Ich habe Trost, sagt er; leben sie wohl! bald werde ich bey dem Erlöser seyn! —— Er stirbt.

Traurig gehe ich von ihm. Der Schmerz, den ich bisher zurück gehalten habe, überwältigt mich. Ich fühle den Verlust meines Freundes in seiner völligen Grösse. Nichts, als die Hofnung, beruhiget mich, meinen Freund in jener Welt bey dem Erlöser wieder zu sehen. Was würde mir itzt eine Religion helfen, die mich, wie ein falscher Freund, zu der Zeit verliesse, da ich ihren Beystand am nöthigsten hätte?

Ich

Ich rede sehr oft mit meinen Freunden von den Wahrheiten unserer Religion und ich thue es niemals, ohne daß ich neuen Trost, neuen Antrieb zur Tugend fühle. Wir freuen uns Christen zu seyn. Wir freuen uns, an dem Erlöser einen Freund zu haben, der uns durch seinen Tod die Seeligkeit erworben und selbst gesagt hat: **Niemand hat grössere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde. Ihr seyd meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete.** Vielleicht wird dieses Geständniß manchem mißfallen, der es zur feinen Lebensart rechnet, in Gesellschaften Verachtung, oder doch wenigstens Gleichgültigkeit gegen die Religion zu zeigen. Doch warum sollte ich mich schämen, meinen Freunden Empfindungen zu sagen, die sie selbst haben und die ihnen lieber sind, als alles? Warum sollten wir uns schämen von einer Lehre zu reden, die uns das, was wir alle wünschen, die ewige Dauer unserer Freundschaft gewähret?

B. Cleanth.

Der Freund.

Acht und Vierzigstes Stück.

Wer sich ein Mädchen wählet,
Verräht leicht seine Neigung.

Neue Beyträge.

Briefe an die Verfasser des Freunds.

Meine Herren!

Ohngeachtet ich nicht die Ehre habe sie von Person zu kennen, habe ich doch zu ihnen Vertrauen genug, um sie bey dem wichtigsten Schritte den ich in meinen Leben zu thun habe, um Rath zu fragen. Ich bin 18. Jahr alt; und wann ich den jungen Mannspersonen, und meinem Spiegel glauben darf,

ben nicht gar zu häßlich. Ich werde künftig ein Vermögen bekommen, das mich zu einem von den reichsten Mädchen im Lande machen wird, und meine Erziehung war so gut, daß ich hoffe, mich ihrer niemahls schämen zu dörfen. Bey allen diesen können sie leicht rathen, daß es mir nicht an Freyern fehlt. Ich habe ihrer von allerhand Ständen und Gemüthsart, und ohngeachtet ich nicht von Adel bin, haben mir doch viele Adeliche ihre Hand angebotten. Ich weiß nicht, wem ich glauben soll. Neulich bekam ich in einer Woche fünf Liebesbriefe. Ich schicke sie ihnen; sie können sie gar drucken lassen, wenn es ihnen gefällt. Geben sie mir einen guten Rath, welchen von meinen Freyern ich nehmen soll. Es sind Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft und diesen traue ich am meisten. Antworten sie ja bald, denn meine Liebhaber sind ungeduldig, und verlangen, daß ich mich bald entschliessen soll; gerade als wenn es eine leichte Sache wäre, sich zu etwas zu entschliessen, wovon die ganze künftige Glückseeligkeit unsers Lebens abhängt. Hier sind die Briefe meiner Freyer; sie werden aus den Briefen auf ihren Charakter schliessen können, und theils davon sind ihnen ohnedem bekannt. Ich bin

Ihre Ergebenste

Belinde.

Er-

Erster Brief.

Dieser Brief ist so schlecht geschrieben, daß ich ihn fast nicht abschreiben konnte. Also werden sie mir verzeyhen, wenn ich etwa dem Herrn Verfasser unrecht gethan und ihn falsch abgeschrieben hätte. Er war auf sehr feines vergoldetes und gemahltes Papier geschrieben, und der Brief war in Gestalt eines Herzens zusammen gelegt.

Mon ange

Allerseyster Engel,

Dero Sönheit hat mein Herz so charmirt, das ich ohneracht ich vil Vertruß von meinen Freunten und von der galanden Welt haben werde, ich mich endschloßen habe, sie allerseyste Mamsell Belinde, wirklig und in der That zu heuraten und zur Gnädigen Frau von Sackspiegel zu machen. Aber ich muß es noch auf ein baar Jahr heimlich halten und so lang kan ich nicht warden. Ich habe meine Cretidoren schon lange auf diese Heurath vertröstet. Sagen sie mir nur, wenn wir wollen Hochzeit haben. Ich bin

Mon ange

tout à vous

de Sackspiegel.

P. S. Ich habe Sie auf teutch gerieben, weil ich waiß, das Sie gerne teutche Prise haben. Es ist foi donete homme der erste teutsche Prif, den ich in mainem Leben sribe.

Zweyter Brief.

Dieser Brief war wie eine Proceßschrift zusammen gelegt und auf gestempelt Papier geschrieben. Ich erschrack recht, wie ich ihn bekam. Die Aufschrift hieß so: Unterthänigstes in iure naturali gegründetes Ansuchen mein Joh. Daumenstocks Rechtlichen Anwalds allhier um Wiedererstattung eines mir abgenommenen Herzens oder eines Equivalents.

Der Anfang des Briefes hieß so: (denn sie werden mir es verzeyhen; es war mir ohnmöglich ihn ganz abzuschreiben, denn er ist drey ganzer Bogen starck, und ich darf ihnen von keinem Briefe das Original schicken. Sie möchten sonst die Hand kennen, und ich will doch meine Freyer auch nicht gern öffentlich bekannt machen.

HochEdelGebohrne/
Gestrenge Mademoisell,

Da es sowohl in dem Natürlichen als in den Römischen

schen Rechten begründet und herkommens ist, daß es iederman erlaubt seye, seine Rechtliche Nothdurfft behöriger Orten anzubringen: Als kan ich nicht umhin, Deroselben Augen salvo honoris respectu actione spolii zu belangen, und mir auf das allermindeste Restitutionem in integrum auszubitten. Ich lebe der Hofnung Derselben Clemenz werden mir ein gedeyhliches Urtheil angedeyhen zu lassen geneigt seyn. Widrigen falls ich mir aber expresse alle Reservanda reserviret und quævis competentias vorbehalten haben will, hauptsächlich das heilsame beneficium appellationis an Dero wertheste Eltern. Meine Gravamina sind in folgenden - -

Das ist genug: sie können aus diesem Anfang auf das übrige schliessen.

Dritter Brief.

Dieser Brief war schwarz gesiegelt, und ich hatte ihn anfangs für einen Trauerbrief gehalten biß ich ihn ganz gelesen hatte. Die Beylagen habe ich nicht abschreiben wollen, ich hielte es für unnöthig.

HochEdelgebohrne/
HochzuEhrende Mademoiſell

Es wird Ew. HochEdel Gebohren ſchon bekannt ſeyn, was maſſen ich durch ſeeligen Hintritt weyland meiner verſtorbenen Frauen, Frauen Cathrina Euphroſina Hausſorge, gebohrner Schaaffromm in das tiefſte Leidweſen verſetzt worden. Da ich nun aber noch in meinen beſten Jahren bin und mich nach einer neuen Gemahlin umzuſehen urſache habe, ſo habe ich meine Augen auf niemand als auf Ew. HochEdelGeb. werfen können. Damit alles nach der Ordnung zugehen ſollte, habe ich ſchon bey Ew. HochEdelgeb. Eltern angehalten: da mich eben dieſelben bloß an Ew. HochEdelGeborn verwieſen haben, will ich alſo hiermit um Dero gütiges Ja-Wort angehalten haben. Mein hierbey geſchloſſener Taufſchein wird Denſelben zu erkennen geben, daß ich noch nicht über 65. Jahr, alſo noch in der Helffte meiner Tage bin, und beygeſchloſſenes Atteſtat des Herrn D. Todesbotte wird zeigen, daß ich immer ſo geſund bin, als wann ich erſt 30. Jahr alt wäre. Ich wollte, ich könnte noch ein Atteſtat von meiner ſeel. Frauen aus dem Grabe bekommen: darinnen würden ſie ſehen, wie wohl ich ihr in ihrem Leben begegnet hatte. Ach die arme Frau! Ich bekomme keine mehr, die ſo

hübſch

hübsch haushälterisch und gehorsam seyn wird, als sie war. Ich warte auf ihr Ja Wort, dann ich habe ein Vermögen, das ansehnlich genug ist.

Der ich mit aller ersinnlichen Hochachtung verharre

Ew. HochEdelGebohrn

Gehorsamster Diener
und zukünftiger Ehmann

Hausorge.

Vierter Brief.

Samt diesen Brief bekam ich einen schröcklichen grossen Pack von theils gedruckten theils geschriebenen Gedichten, die ich ihnen aber deßwegen nicht schicke, weil ich glaube daß es die nemlichen Gedichte sind, die mein Poetischer Liebhaber ihnen schon geschickt hat, und wovon sie in ihren 2ten Stück reden.

Mademoiselle

Verzeyhen sie meiner Zärtlichkeit, wann ich mich erkühne,

kühe, ihnen als der zweyten Sappho unserer Zeiten, der zehenden Muse und der dritten Huld Göttin mit diesen noch unreifen Kindern meiner Einbildungskraft und meines Herzens aufzuwarten. Ich kan nicht sagen ob diese Früchte meiner Muse allzu unreif oder allzu reif sind. Vielleicht ists das letztere, und das Feuer ihrer Augen ist so durchdringend, daß sie vielleicht gar darvon verdorret sind. So werden junge Bluhmen, die sich sanft bey dem Lichte der Morgenröthe eröffnen von dem allzu schnell darauf folgenden Strahle der blendenden Sonne verderbt. Eben so hat die Liebe mit ihren unvermutheten Flammen, so wohl mein Herz als meine Lieder vertrocknet. Liebens würdigste Belinde! Nichts ist in der Natur so harmonisch als sie. Die Sterne selbst sind nur in so weit schön als sie eine Aehnlichkeit mit ihren Augen haben. Bleiben sie ihrem treuen Dichter gewogen! O warum hab ich nicht die Flügel der Turteltauben, wie ich ihre Zärtlichkeit habe um mich zu ihnen zu schwingen und ihnen mündlich zu sagen, daß ich bin

Ihr

Christoph Schlaffsucht
Kayserl. gekrönter Poet.

Fünf-

Fünfter Brief.

Dieser Brief war auf Conceptpapier geschrieben, sehr nachläßig zugemacht und überall beschmutzt. Sagen sie mir doch, wie ich den Beweis eines Systematischen Liebhabers wiederlegen soll?

Mademoiselle?

Wann ein Plan zu einer bessern Welt möglich wäre, als dieser in der wir anitzo sind: so würde die Vorsicht ihn gewählt haben. Die Vorsicht hat die Welt gewählt, in der wir sind, also ist sie auch die beste Welt. In dieser besten Welt waren Menschen nothwendig. Es kann keine Menschen ohne Leidenschaften geben: also gehören auch unsere Leidenschaften zu der besten Welt. Da unsere Leidenschaften zu der besten Welt gehören, so darf sich auch ein Philosoph nicht schämen Leidenschaften zu haben. Ich bin ein Philosoph und schäme mich also meiner Leidenschaften nicht. Die Liebe ist eine Leidenschaft, und also darf ich mich nicht schämen, verliebt

zu seyn. Die Liebe ist eine lebhafte Zuneigung zwischen zwey Personen von verschiednen Geschlecht. Wir sind von verschiednen Geschlecht: also können wir auch einander lieben ohne wider die Einrichtung der besten Welt zu handlen. Man ist demjenigen etwas schuldig, der uns etwas gibt. Ich habe ihnen mein Herz gegeben: also sind sie mir das ihrige schuldig. Sie sind mir das Herz schuldig. Das Herz und die Hand sollen von Rechtswegen miteinander gehen: also sind sie mir schuldig ihre Hand zu geben. Das Zaudern ist in keiner Sache gut: wir wollen uns verheurathen: also ist es billig daß wir wenigstens innerhalb acht Tagen Hochzeit miteinander halten. W. Z. E. war. Man verehret die Vollkommenheit, wo man sie antrift: nun haben sie viel Vollkommenheiten: also bin ich

Dero

Gehorsamer Diener
Thomas Syllogismus,
Magister der Welt-Weisheit.

Es

Es ist mir aufgetragen worden Belinden zu antworten, aber ich bin doch sehr unentschlossen, zu welchem Freyer ich ihr rathen soll. Ich kan nicht unterscheiden, welcher unter so vielen abentheuerlichen Leuten der erträglichste ist. Ich hoffe Belinde wird keinen von ihnen wählen. Um ihr aber zu ihrer künftigen Wahl Anschläge zu geben, will ich überhaupt einige kleine Regeln und Lehren hieher setzen nach denen sich das Frauenzimmer bey der Wahl eines künftigen Ehemannes zurichten hat. Ich schreibe diesesmal nicht für die Mannspersonen: ich rede blos mit meinen lieben Leserinnen.

Erstlich, meine liebe Leserinnen, müßt ihr wissen, daß sich alle Mannspersonen gegen euch verstellen, und daß ihr euch also gegen alle Mannspersonen verstellen müsset. Zwar dieses hab ich nicht nöthig euch einzuschärfen: ihr müßtet keine Frauenzimmer seyn, wenn euch die Verstellung nicht angebohren und natürlich seyn sollte.

Hütet euch für allzu demüthigen Freyern: sie werden die herschsüchtigsten Ehemänner.

Nehmt euch für denen in acht, die gar zu viel von der Reinigkeit ihrer Absichten und von der Platonischen

Liebe

Liebe schwatzen. Sie sind bißweilen die allergefährlichsten und sehr oft sind sie Betrüger: das Heirathen ist selten ihre Absicht. Dergleichen Philosophische Liebhaber werden oft sehr sinnlich. Ihr habt meistens Tugend genug einem Stutzer, der euch mit Sturm einnehmen will, zu widerstehen: hütet euch vor der verstellten Zärtlichkeit.

Versuchet es und stellet euch einmahl gegen euren Freyer sehr freundlich und gleich darauf begeht eine kleine ausschweifung. Ist er ein herrschsüchtiger und wunderlicher Mann, so wird er seinen Charakter nicht verbergen können. Er wird sich einer besondern Gewalt über euch anmassen, weil ihr freundlich gegen ihn waret, und euch bittere Verweise geben. Ein Dummkopf oder ein niederträchtig höflicher Mensch wird eure Ausschweifungen unvernünftig loben oder sie gar mitmachen. Ein vernünftiger Mann wird keines von beyden thun: er wird es nur wagen euch euer Unrecht bescheiden vorzustellen.

Wollt ihr wissen, ob euer Freyer ein eyfersüchtiger Ehemann seyn werde, so setzt ihn auf die Probe, aber

aber treibt es nicht zu weit; dieser Versuch ist bißweilen gefährlich. Thut einem andern, einem Stutzer, oder einem Narren, in seiner Gegenwart schön. Ist euer Freyer sehr zu einer närrischen Eyfersucht geneigt, so wird er euch Grobheiten sagen, und sich sehr ungestüm aufführen. Ist er selbst ein Stutzer, so wird er euch wieder eyfersüchtig machen wollen und wieder einem andern Mädgen schön thun, um euch zu ärgern; er wird sich in der goldnen Weste brüsten, und stolz vor euch vorbey hüpfen. Ist er ein Dummkopf oder ein nachläßig und schläfriger Mann, so wird er euch gehen lassen, und sich gar nicht um euch bekümmern, oder wol gar aus Einfalt dazu lachen. Ist er ein vernünftiger Mann, so wird er es zu verbergen suchen daß ihn eure Aufführung verdrüßt: er wird es aber nicht ganz verbergen können. Hütet euch aber daß ihr die Probe nicht zu weit treibet: sonst wird er anfangen euer Herz zu verachten, und euch eurer üblen Wahl überlassen.

Hütet euch ja einen Freyer für einen höflichen Mann zu halten, weil er gegen euch höflich ist, oder ihn freygebig zu glauben, weil er euch prächtige Geschenke schickt. Fragt darnach wie er gegen andre ist,

und

und daraus beurtheilet ihn. Der gröſte Geitzhals gibt bisweilen seiner Braut die besten Geschenke. Es ist als wann er auf Zins legte, dann er hoft alles was er euch gibt wieder zu bekommen, wenn ihr seine Frau werdet. Er gibt euch nicht, weil er euch liebt: nein, er liebt euch, weil er euch Geschenke gegeben hat, und er würde untröstbar seyn, wann er sie nicht wieder bekäme. Deßwegen gibt er sich so viel Mühe euer Herz zu erhalten.

Ein närrischer Mann schlägt seiner Frau alles ab, ein Dummkopf ist der, der ihr gar nichts abschlagen kan, und der ist ein vernünftiger Mann, der sich in Kleinigkeiten bisweilen nach dem Willen seiner Frau richtet, ihr aber niemals zuläßt in wichtigen Sachen über ihn herrschen zu wollen. Ein Freyer, der euch gar keine Gefälligkeit erzeigt, und ein anderer, der euch zu Gefallen Thorheiten begeht, sind alle beyde werth, daß ihr sie abweiset.

Glaubt nicht, daß es bequem ist, einen Mann zu haben, der weniger Verstand hat als ihr. Es ist wahr, ihr werdet bißweilen über ihn herrschen, aber oft

oft wird er wieder ohne Ursach die Herrschaft behaupten wollen.

Ich habe sehr artige und verständige Mädchen gesehen, die sich in gar nichtswürdige und unartige Mannspersonen verliebt hatten: ich habe auch viele sonst vernünftige Mannspersonen in Thörinnen verliebt gesehen, die ihrer nicht werth waren. Die Liebe ist an sich selbst nicht verwerflich, sie macht oft Dummköpfe schlau und Lasterhafte tugendhaft. Hütet euch aber ja einen unwürdigen Gegenstand eurer Liebe zu wählen. Die Narren scheinen bisweilen liebens wehrt, aber niemahls werden sie euch der Freundschaft würdig scheinen.

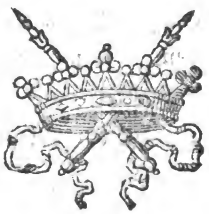
Das Alter löscht oft die Liebe aus oder er schwächt dieselbe wenigstens. Sucht euch einen Freyer aus, von dem ihr glauben könnt, daß er ein angenehmer Freund seyn wird, wenn er auch aufhört ein Liebhaber zu seyn.

Suchet bey einer Person, die ihr zu eurem Freunde wählen wollet, ja nicht die Eigenschaft eines Liebhabers. Er kan zur Freundschaft geschickt seyn ohne eine feine Gestalt, ein artiges Wesen und eine gewisse lebhafte Anmuth zu haben. Sucht aber bey einem Liebhaber allezeit die Eigenschaften eines Freundes. Wer diese nicht hat, kan niemahl ein vernünftiger Ehemann werden.

Diese

Diese Lehren alle miteinander sind fähig, euch zu einigen Ueberlegungen Anlaß zu geben, aber wenn ihr einmal in der That verliebt seyd, meine liebe Leserinnen, alsdenn fürchte ich sehr werden sie so wenig Nutzen haben, als die meisten Sittenlehren, die man euch schon gegeben hat. Der allerbeste Kunstgrif einen vernünftigen und liebenswürdigen Freyer an sich zu ziehen, ist gar keine Kunstgriffe zu gebrauchen, den Regungen des Herzens zu folgen, die Tugend niemalen aus den Augen zu setzen, und ernsthaft zu bedenken daß eine mißvergnügte Ehe das empfindlichste Unglück in dem menschlichen Leben ist, da die Süssigkeit eines vergnügten Ehestandes alle andere Freuden der Menschheit übertrift. Ein Liebhaber kann ohnmöglich allzeit gefallen, aber ein wahrer Freund wird durch die Zeit nur liebenswürdiger, er wird ein vernünftiger Liebhaber seyn, er wird ein liebenswürdiger Ehmann, und ein zärtlicher Vatter werden.

E. Laura.



Der Freund.

Neun und vierzigſtes Stück.

Nec te quæſiueris extra.

Perſius.

Es iſt nicht leicht ein Menſch ſo gering, daß er ſich nicht in ſeinen Augen den Vorzug vor dem größten Theile ſeiner Mitbürger geben ſollte. Die wirklichen Vorzüge, die er an ſich entdecken kan, wenn ſie gleich noch ſo mittelmäſig ſind, werden in ſeinem Urtheile unendlich groſſe Verdienſte; und wenn er auch faſt gar keine beſitzen ſollte, ſo iſt doch ſeine Eigenliebe geſchäftig genug, ihm Scheinvorzüge anzudichten, und ihn durch dieſe falſchen Farben als einen ſehr wichtigen Theil der Schöpfung zu malen. Von dem höchſten Stande biß zum niedrigſten werden die Menſchen durch dieſen Stolz beherrſchet. Ein kleiner Sachwalter, der etwa zwen

zweifelhafte Streithändel glücklich ausgeführet hat, erwartet den Ruhm seiner Weisheit eben so zuversichtlich, als sich Cicero schmeichelte, daß einige gute Anstalten, die er in Sicilien gemacht hatte, die Bewunderung der ganzen Welt seyn würden; und ein jeder Schiffer, der bey dem letzten Sturm mit glücklicher Verwegenheit über die Elbe gefahren ist, hält seinen Namen für eben so ewig, als den Namen Anson.

Bey dieser stolzen Selbstverehrung sollte man glauben, daß die Menschen sich viel zu groß dünken würden, um sich nach den Urtheilen anderer Leute zu richten. Aber der Widerspruch, der in so vielen andern Stücken ihre Handlungen regieret, macht auch in diesem Stücke ihre Aufführung seltsam. Der Mensch verachtet seine Mitbürger, und verehret sie doch zugleich als seine Richter; als Richter, die er sich selbst erwählet hat. Er schätzet seine Handlungen nicht nach ihrer innern Güte, sondern nach dem Beyfalle, den ihnen andere Menschen beylegen mögten.

Wenn man vermuthen könnte, daß die Zuschauer unserer Handlungen Richter von Einsicht und Billigkeit seyn würden; so wäre es der Vernunft vollkommen gemäs, nichts anders zu thun, als wodurch man sich den Beyfall dieser Richter wahrscheinlich versprechen durfte. Aber man weiß überhaupt, daß die meisten unserer Nebenmenschen so wenig im Stande sind, unser Leben richtig zu beurtheilen, daß sie vielmehr nicht einmal das ihrige vernünftig einrichten können. Noch mehr: man erkennet nicht nur ihre wirkliche Schwäche; man ist so gar geneigt, sie noch geringer zu schätzen, als sie

in

in der That geschätzt zu werden verdienen. Gleichwohl richtet man seine Handlungen blos nach dem Vorbilde ein, das sie uns geben; man erwartet sein Glück von ihrem Urtheile. Bruyere sagt; nous cherchons notre bonheur hors de nous memes, et dans l'opinion des hommes que nous connoissons flateurs, peu sincères, sans équité, pleins d'envie, de caprices, et de préventions: quelle bizarrerie! „ Wir suchen unser Glück ausser uns „ selbst, und in den Meinungen der Menschen, die „ wir für Schmeichler, für Falsche, für Unbillige, „ für Leute voll Neid, voll Eigensinn und voll Vorur„ theile erkennen; seltsame Aufführung! „ So widersinnig misbrauchen die Menschen den nützlichen, den wesentlich nützlichen Trieb, glücklich zu seyn. Es scheint, daß sie in diesem Stücke ihrer eigenen Einsicht nicht trauen —— und gewis, in diesem Stücke alleine sind sie so mistrauisch gegen sich selbst. In allen andern schmeicheln sie sich zehnmal vollkommener zu seyn, als sie wirklich sind. —— Aber in diesem Stücke hält keiner seine eigene Einsicht für zureichend. So lang er sein Glück sucht, nimmt er die Spur nicht von demjenigen ab, was ihm die Vernunft saget; er sucht das Glück nur da, wo er merkt, daß es von einem Schwarm anderer Blinden gesucht wird. Wenn er von ohngefehr etwas gefunden hat, wodurch er vielleicht glücklich werden könnte, so gilt ihm sein eigenes Gefühl nichts; er will erst von andern erfahren, ob das gefundene auch wirklich Glück sey. Halten sie es dafür, so wird er stolz darauf und zugleich auf sich selbst, daß

er es gefunden hat; ob es gleich meistentheils nur ein Scheinglück, und oft ein wahres Unglück ist. Wird es aber von den blinden Beurtheilern denen er sich überläßt, verachtet, so wirft er es von sich; und oft ist dasjenige, was er alsdenn von sich wirft, sein wahres Glück gewesen.

Die mühsamsten Thorheiten werden oft blos deswegen begangen, weil man siehet, daß sie andern Thoren gefallen. Nicht die vermeinten Helden, nicht die Weltbezwinger allein folgen diesem falschen Triebe; nicht allein Alexander verdient es, daß man ihm zurufet:

„ Du rennst in tausend blose Säbel,
„ Nur daß der Griechen müßger Pöbel
„ Am Tisch nach deinen Thaten fragt.

Ein jeder Stand richtet bey der Bestimmung seiner Handlungen sein Augenmerk nur darauf, ob sie nach dem Geschmacke seiner Nebenmenschen sind; und mitten in seinem Staube sieht der Pöbel nicht auf seine wahre Ruhe, auf die Ruhe, die er leichter erhalten könnte, als die Grossen der Welt; er sucht sich beschwerliche, quälende Beschäftigungen auf, um nur etwas zu thun, das vor ihm andere gethan haben.

Euklio erinnert sich noch genau, durch wie viele mühsame Tage, durch wie viele mit Sorge und Angst durchwachte Nächte er seine ersten Reichthümer erkauft und erhalten hat. Sein Körper, der den meisten Vergnügungen des Lebens schon abgestorben ist, sagt es ihm, daß der gröβte Theil seiner Schätze ein unbrauchbares Gut für ihn ist. Demohngeachtet ersinnet sich Euklio

schon

schon wieder neue Arbeiten, um seine unnützen Reichthümer zu vermehren, und die Sorgen zu häuffen, welche er bey ihrer beschwerlichen Erhaltung voraus siehet. Denn hat nicht Gryphin, hat nicht Harpagon eben so gelebt? War diesen arbeitsamen Männern ein Vergnügen des Tages, eine Ruhe der Nacht, war ihnen selbst ihre Gesundheit so lieb, daß sie dieselbe nicht willig ihrem rühmlichen Bemühen reich zu werden aufgeopfert hätten? Was würden die Leute sagen, wenn Euklio aufhören wolte, diesen würdigen Beyspielen zu folgen? Würden sie nicht glauben, er hätte die grosse Kunst reich zu werden verlernet? Euklio quält sich, weil andere vor ihm sich gequält haben. Er opfert seine Ruhe auf, ob er gleich fühlt, daß sie ihm nöthig ist; er opfert sie auf, weil er sieht, daß andere Menschen diese Ruhe nicht für ein wahres Glück halten wollen. Und wer sind endlich diese Menschen, deren Urtheil Euklio seinem eigenen Gefühle vorziehet? Leute, die er selbst in allen andern Betrachtungen verachtet, weil sie nicht so geschickt, nicht so klug als er sind, grosse Reichthümer zu sammlen. Er hält sie nicht für klug genug, ihr eigenes Glück zu machen; aber für klug genug hält er sie, das seinige durch ihren Ausspruch zu bestimmen.

Man lacht über eingebildete Weltweisen, die von der Eitelkeit des Ruhms schreiben, und selbst diesen Ruhm zu erschreiben suchen; die von der Verachtung der Reichthümer schreiben, und selbst eifrig bemühet sind reich zu werden. Man hat Ursache, über sie zu lachen. Aber der Grund ihrer widersprechenden Aufführung ist allen Menschen gemein. Sie thun was die ganze Welt thut; sie

ſuchen ihr Glück in demjenigen, was jederman für ſchön hält. Sie wiſſen, daß keine Art von Büchern von den Menſchen für beſſer gehalten wird, als diejenigen, nach deren Inhalte ſich kein Menſch richtet, nehmlich die moraliſchen Bücher. Sie ſchreiben alſo Sittenlehren, um etwas zu thun, daß von jederman möge für ſchön gehalten werden. Sie wiſſen, daß ihre Mitbürger den Reichthum für ein groſſes Glück halten; ſie wollen auch einen Theil von dieſem Glücke beſitzen. Bisher iſt ihr Verfahren in keinem Stücke von dem Verfahren anderer Menſchen unterſchieden. Hält es einen Widerſpruch in ſich, ſo iſt das Verfahren des ganzen menſchlichen Geſchlechts eben ſo widerſprechend. Warum ſollten denn ſie allein ausgelacht werden?

Daß Fatill ſeine angenehme Stille verlaſſen hat, in welcher er, gleich ſicher für dem Mangel und für dem Neide, ſeine Tage in der Geſellſchaft vergnügender Freunde zubringen konnte; daß er ſie verlaſſen und ſich in die beſchwerlichen Weitläuftigkeiten eines hohen Ranges geſtürzet hat, dem er nicht gewachſen iſt, und in welchem ihn gefährliche Feinde umgeben: dieſes wird von allen ſeinen bekannten für eine Thorheit gehalten. Es iſt auch wirklich eine Thorheit, aber eine Thorheit, die noch heute zehen unter ſeinen Tadlern auch begehen würden, wenn ſie nur Gelegenheit dazu finden könnten. Fatill hätte ruhig und vergnügt leben können, wenn er nicht den blendenden Schimmer einer eitlen Ehre den wahren Freuden eines ſtillen Lebens vorgezogen hätte. Tauſend andere vor ihm haben ihr Glück auf eine ähnliche Art verſcherzet. Fatill hat ſich eine Laſt aufgebürdet, die ſeinen ſchwachen Schul-

tern

kern zu ſchwer iſt. Tauſend andere vor ihm haben ſich mit gleicher Unbeſonnenheit Laſten aufgebürdet, unter deren Gewicht ſie verſunken ſind. Die Thorheit des Fatill iſt die Thorheit des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Er überlegte nicht, ob der Glanz, den er vor ſich ſahe, und der vielleicht ein wahres Glück für einen andern hätte ſeyn können, auch ein wahres Glück für ihn ſey. Er grief eilfertig nach dieſem Glanze, um keine Gelegenheit zu verſäumen, groß zu werden. Sind nicht alle Menſchen gewohnt, eifrig nach demjenigen zu greifen, was ſie in den Augen anderer Menſchen erheben kan? Wie oft geſchiehet es wohl, daß ſie dabey überlegen, ob ihnen dieſe Erhebung auch nützlich ſey? Fatill wußte von demjenigen, was er an ſtatt des Glückes ſuchte, nichts mehr, als daß es von den Menſchen für ein groſſes Glück gehalten wird. Haben wohl andere einen wichtigern Bewegungsgrund, wenn ſie ſich ihr Glück auswählen wollen? Die Thorheit des Fatill und die ähnlichen Thorheiten ſeiner Mitbürger würden gleich belachenswürdig ſeyn, wenn es nicht eine Verletzung der Menſchlichkeit wäre, Thorheiten zu belachen, deren Folgen ſo ernſthaft und meiſtentheils ſo traurig ſind.

Dieſe Thorheit, ſein Glück mehr in der Einbildung anderer Leute als in ſich ſelbſt zu ſuchen, iſt deſto unglücklicher, weil ſie insgemein den Plan entwirft, nach welchem der Menſch ſein Leben einrichten will. Der unzählige Schwarm von unbrauchbaren Laſten, den die Menſchen Glück und Ehre nennen, iſt groſſentheils aus dieſer Quelle entſprungen. Es fiel zu erſt einigen eitlen Köpfen ein, daß man nicht anders glücklich ſeyn könnte, als wenn man einen ungebrauchten Ueberfluß von denjenigen Din-

gen besässe, die doch nur in so fern schätzbar sind, als sie wirkliche Nothwendigkeiten des Lebens in sich halten, und durch einen edlen Gebrauch, einen Gebrauch, wie ihn die Menschenliebe befiehlet, erhöhet werden. Eben so eitlen Köpfen fiel es ein, daß die wahre Ehre darinn bestehe, wenn man vor einer ganzen Reihe Menschen vorher gehen, wenn man die Blöse seines Körpers mit glänzendern Farben bedecken könnte, als die übrigen Menschen, und wenn man seinen Mitbürgern mit einem gewissen Uebermuthe begegnen dürfe, welchen sie mit niederträchtigem Bücken und Schmeicheln annehmen müßten. Mit gleicher Eitelkeit nahmen andere Menschen diese thörichten Beyspiele an, und glaubten in ihrer Nachfolge glücklich zu seyn. Zuletzt ist diese ausschweifende Thorheit ein Gesetz der Gewonheit geworden. Deswegen erkauffen die Menschen dieses eingebildete Glücke, diese falsche Ehre mit so vielen Sorgen, und oft mit dem Verluste ihrer Tugend, weil sie sehen, daß ein allgemeines Vorurtheil dieselben für das wahre Glück und für die wahre Ehre hält. Die Herrschaft dieses Vorurtheiles ist so sehr ausgebreitet, daß die allgemeine Einrichtung des menschlichen Lebens nach seinen Vorschriften gemacht ist. Der Jüngling, dessen Seele ihre Begriffe erst bildet, siehet, daß Menschen wegen eines Besitzes für glücklich gepriesen werden, der den Sinnen ein wenig schmeichelt. Nichts ist natürlicher, als daß der Jüngling die allgemeinen Begriffe seines Geschlechts auch zu den seinigen macht. Er gewönet sich frühe, sein Glück in dem Urtheile anderer Menschen zu suchen, die älter und erfahrner sind. Es ist sein Unglück, daß diese ältern Menschen

nur

nur in Thorheiten und Vorurtheilen erfahren sind. Ihr lockendes Beyspiel reißt ihn fort. Er fängt an sein Glück zu bauen, und bauet es, wie sie das ihrige gebauet haben. Dasjenige, was er bauet, ist ein Gebäude mühsamer Eitelkeiten.

Dieses unglückliche Vorurtheil ist dem menschlichen Herzen noch auf eine andere Art schädlich, und schädlicher als so lang es nur Thorheiten stiftet. Die Menschen suchen nicht nur ihr zeitliches Glück in den Einbildungen ihrer unwissenden Mitbürger; die Pflicht, die Tugend selbst muß sich nach den Irrthümern der Gewonheit umbilden lassen. Wie oft höret man einen Menschen, der im Begriffe ist wider den Ausspruch seines Gewissens zu handeln, die verwerfliche Handlung dadurch rechtfertigen: **sollte mir das nicht auch frey stehen, was so viele Menschen für erlaubt halten? was sie als erlaubt begehen?** Es ist gewis; wenigstens der Anfang eines lasterhaften Lebens ist eine Zeit des Streites. Das Gewissen, das innerliche Gefühl der Tugend und des Lasters fehlet keinem Menschen: es wohnet in seiner Brust und widerstrebet den Reitzungen des Lasters, die ihn locken. Die ersten Schritte, die er aus den Schranken der Pflicht waget, thut er mit Furcht. Aber er siehet, daß andere Menschen ihr Glück auf einem Wege suchen, der von den Spuren der Tugend abweichet; daß sie ihre Freuden, ihre betrügende Beruhigung auf Laster gründen. Das Vorurtheil überwindet seine eigene Erkenntnis von der Pflicht. Er glaubt, ein Laster sey entschuldbar, wenn es oft begangen wird; wenn es von Menschen begangen worden ist, denen die Eitelkeit Lobsprüche zuge-

rufen hat, Lobsprüche, die sie ihnen selbst wegen dieses Lasters zugerufen hat. Endlich nimmt er das unglücklichste aller herrschenden Vorurtheile an; den schädlichen Irrthum, daß es unmöglich sey, in dem gegenwärtigen Zustande der Welt zu gleicher Zeit recht tugendhaft und recht glücklich zu werden. Es ist wahr, das Scheinglück, das die Menschen allein suchen, findet sich selten bey der Tugend, und kann noch seltener durch sie erlanget werden. Denn eigentlich sind die Glücksgüter in Ansehung der Tugend etwas zufälliges, und die Tugend hindert oft den Menschen gewisse Glücksgüter zu erlangen, indem sie die Mittel misbilliget, die er dazu anwenden müßte. Man fängt also an, die Tugend für beschwerlich zu halten. Man glaubt es andern Leuten, daß da das wahre Glück sey, wo nur Scheingüter sind; man glaubt ihnen, daß uns nichts zu kostbar seyn dürfte, durch dessen Verlust dieses Glück erkauft werden kann; man verliert wirklich, um es zu erkaufen, den kostbarsten Schatz, den Menschen besitzen können, man verliert die Tugend und die Ruhe des Gewissens.

Nur wenige Menschen kommen so weit, daß sie die Scheingüter in der That erlangen, die ihnen ihr Vorurtheil angepriesen hat. Aber ihnen allen ist diese traurige Folge ihrer Thorheit gewis, daß sie den innern Kampf in dem Herzen, den Kampf der weichenden Tugend und des eindringenden Lasters empfinden. Gleichwohl betäuben sie ihr eigenes Gefühl, welches ihnen so oft sagt, daß sie mitten unter ihren schmeichelnden Thorheiten unglücklich sind. Sie wollen nicht wirklich glückseelig seyn. Es ist ihnen genug, wenn sie nur dafür gehalten werden. So beschreibet Horaz diese Thorheit;

... Vereor;

... Vereor, ne cui de te plus, quam tibi, credas;
Neue putes alium ſapiente bonoque beatum;
Neu, ſi te populus ſanum rectequè valentem
Dixtitet, occultum febrem ſub tempus edendi
Diſſimules, donec manibus tremor incidat vnctis.

„ Ich fürchte, du glaubeſt einem andern mehr von dir,
„ als dir ſelbſt; du hältſt einen andern für glücklich als
„ den weiſen und den tugendhaften; und verbirgeſt, wenn
„ dich das Volk geſund nennet, ein heimliches Fieber um
„ die Mittagszeit, biß der Froſt deine Hände erſchüt-
„ tert, die du ſchon zur Mahlzeit geſalbet haſt. „

Wenn wir alle Beiſpiele der wahren Weiſen und Tugendhaften unterſuchen, die zur Ehre der Menſchheit gelebt haben, ſo findet ſich in ihrem Leben inſonderheit dieſes unterſcheidende, daß ſie in ihren Bemühungen, glücklich zu werden Grundſätzen gefolget ſind, die der gemeinen Meinung gerade entgegen ſtehen. Ich will dieſesmal das Beyſpiel des Phocion anführen, eines Mannes, den ich in ſeinem Leben und ſelbſt in ſeinem tragiſchen Ende für glücklich halte. Phocion lebte in Athen, in einer Stadt, wo man um bekannt zu werden, nothwendig einige gute Eigenſchaften beſitzen mußte. Phocions Eigenſchaften waren zu vorzüglich, um unbekannt zu bleiben. Man findet nirgends, daß er Ehrenſtellen geſucht hätte. Die Ehrenſtellen ſuchten ihn. Er ſelbſt hatte nichts mehr gethan, als daß er ſich derſelben würdig machte. Phocion war arm. Er ließ alle Gelegenheiten, reich zu werden, ungebraucht vorübergehen, weil er keine unter allen, die ſich ihm anboten, der Tugend anſtändig fand. Er mußte alſo doch wirklich nicht glauben, daß der Reichthum die wahre

Glück-

Glückseligkeit ausmachte, weil er ihn auf keine unanständige Art annehmen wollte. Eben so wenig hielt er die Höhe des Standes für das wahre Glück. Denn er selbst suchte sie nicht, sondern die freye Wahl seiner Mitbürger gab sie ihm, und oft wider seinen Willen. Phocion hätte die Liebe des ganzen Staats besitzen können, wenn er gegen die Neigungen seiner Mitbürger gefälliger gewesen wäre. Er widersetzte sich ihnen, und bekam ihren Haß, einen Haß, den er zum voraus gesehen hatte. Sollte man einen Mann nicht für unglücklich halten, der von seinen Mitbürgern gehasset wurde? Aber Phocion selbst hielt sich bey diesem Hasse nicht für unglücklich: denn er wurde für eine Aufführung gehasset, welche die größte Liebe verdient hatte. Er widersetzte sich nur verderblichen Anschlägen seiner Mitbürger, und sie hasseten ihn, weil er seine Stimme nicht zu ihrem Verderben geben wollte. Seine unbezwingliche Redlichkeit kostete ihm endlich das Leben. Phocion starb als ein wahrer Märtyrer für das gemeine Beste.

In dem ganzen Leben dieses Mannes bemerket man eine grosse Abweichung von derjenigen Lebensart, die durch verjährte Vorurtheile unter den Menschen eingeführet ist. Welche Art von Glücksgütern, die man hochzuschätzen gewont ist, hätte dem Phocion fehlen können, wenn er sie gesucht, ja, wenn er sie nur auf diejenige Art hätte annehmen wollen, wie sie ihm angebotten wurde? Aber Phocion suchte nur ein Glück; das Glück seiner Pflicht gemäs zu leben. Er suchte sein Leben frey vor Lastern zu erhalten, und die Pflichten eines getreuen Bürgers redlich zu erfüllen. Sein Glück, sein Ruhm bestand darin,

daß

daß er tugendhaft, daß er ein Menſchenfreund war. Ich glaube, er würde die Glücksgüter nicht zurückgewieſen haben, wenn ſie in einer anſtändigen Geſtalt zu ihm gekommen wären. Aber ſein patriotiſcher Eifer trieb ihn ſo weit, daß er nicht einmal die Geſchenke annahm, die ihm Alexander, ſein Oberherr und der Athenienſer Oberherr, ſchickte. Phocion wollte unter keinem Vorwande ſeinen Mitbürgern ein Beyſpiel geben, daß man von den Unterdrückern des Vaterlandes Geſchenke annehmen dürfte. Seltene Uneigennützigkeit zu einer Zeit, da die Kunſt Geſchenke zu bekommen, höher geſchätzet wurde, als Wiſſenſchafft und Tugend!

So lebte ein Heide. Es würde leicht ſeyn, aus der alten Geſchichte mehrere Beyſpiele von gleicher Stärke zu ſammlen. Aber die Religion zeigt uns Beyſpiele, die unendlich erhabener iſt, ſo wie ihre Lehren auch in dieſem Stücke alles dasjenige unendlich übertreffen, was die menſchliche Einſicht vorſchreiben kann. Ich kan nie ohne eine ausnehmende Ehrfurcht das Leben des Paulus, des größten Manns unter den Nachfolgern des Meſſias, überdenken. Paulus lebte nicht nur unter den allgemeinen Vorurtheilen der Menſchen, ſondern er ſelbſt hatte ſchon lockende Vortheile, ein groſſes Anſehen unter ſeinem Volke genoſſen, und ſahe noch gröſſere Hofnungen vor ſich. Wenn man überlegt, wie viel ſchwerer es iſt, Vortheilen zu entſagen, deren ſchmeichlenden Beſitz man ſchon genieſſet, als ſolchen, die man nur noch als möglich vor ſich ſiehet; wenn man dieſes überleget, ſo wird man finden, daß es ein auſſerordentlich ſchwerer Kampf geweſen ſeyn müſſe, den Paulus in ſeiner Seele empfand, als er

die

die glänzenden Reitzungen eines sichern Ansehens unter seinem Volk mit dem traurigen Zustande verwechslen wollte, von allen seinen Brüdern verachtet, gehasset und verfolget zu werden. Denn nichts anders konnte damals diejenigen erwarten, die dem Rufe der Offenbarung folgen wollten. Ich weiß es, daß die Bekehrung des heiligen Mannes durch ein Wunder erleichtert worden ist. Wenn wir aber glauben, daß die göttliche Vorsehung dem Menschen auch mitten in den Wundern ihrer Gnade noch die Freyheit läßt, seiner wesentlichen Denkungsart zu folgen; so kan nichts natürlicher seyn, als daß Paulus auch damals nach den Einsichten seiner Vernunft das wahre Glück, zu welchem er sich berufen fühlte, zuerst sorgfältig untersuchet, und dasselbe mit den Gütern, die er verlassen sollte, in eine Vergleichung gestellet hat, ehe er sich entschloß, jenes anzunehmen und diese fahren zu lassen. Er fand, daß die Vortheile, die er verlassen sollte, nach den gewönlichen Begriffen der Menschen sehr reitzend waren. Das Glück, das ihm zur Vergeltung angebotten wurde, war zwar überhaupt seinen Mitbürgern nicht unbekannt, aber sie hielten es nicht für so schätzbar, daß sie es durch einen zeitlichen Verlust oder durch eine ausserordentliche Bemühung hätten erkauffen mögen. Paulus aber erkannte in demselben das wahre Glück, den gesegneten Zustand eines Menschen, der die Vorschriften des Höchsten zu seiner einzigen Wohlfahrt macht, und den Besitz zeitlicher Vortheile, selbst die Achtung anderer Menschen für etwas zufälliges hält, welches seinem Besitzer bisweilen angenehm seyn kan, aber nichts weniger als nothwendig ist. Er überwand also auf einmal zwo mächtige

Vor-

Vorurtheile, die ihn stets würden besiegt haben, wenn er sein Glück in den Meinungen anderer Menschen hätte suchen wollen; die Vorurtheile, daß ein Mensch alsdenn erst glücklich sey, wenn er die zeitlichen Güter in einem grösserm Ueberflusse besitzet, als der meiste Theil seines Geschlechtes; und daß er wirklich unglücklich sey: wenn er diese Güter entbehren, wenn er seine sinnlichen Vergnügungen verleugnen muß.

Ich hoffe, meine Leser werden dieses Beyspiel aus der heiligen Geschichte nicht für übel angebracht halten. Warum sollten wir uns mit schwächern Beyspielen begnügen, da wir die erhabensten vor uns sehen!

Man würde sehr ausschweifend handeln, wenn man sich in allen Stücken von der Denkungsart anderer Menschen entfernen wollte. Man ist seinem Geschlechte in einigen Stücken so viele Hochachtung, und in andern so viele Gefälligkeit schuldig, sich nach seinen Erfahrungen und Gewonheiten zu richten. Da es nicht möglich ist, daß ein Mensch alle Wissenschafften selbst ergründen sollte, so ist man verbunden, in denjenigen Theilen der Wissenschaften, die man nicht selbst durchforschen kann, fremde Einsichten gelten zu lassen. Aber zu der Wissenschafft der Glückseligkeit ist ein jeder Mensch berufen, und da dürfen ihm fremde Einsichten nicht weiter gelten, als so weit er sie bey der strengsten Prüfung mit richtigen Grundsätzen übereinstimmend findet, mit Grundsätzen, die aus der Pflicht und aus der Tugend entstehen. Das Recht der Gewonheiten muß aus eben diesen Grundsätzen bestimmt werden. Gewonheiten, die keine wesentliche Verbindung mit unserm wahren Glücke

oder mit unserm würklichen Unglücke haben; solche Gewonheiten sind dem freyen Geschmacke der Völcker überlassen. Der einzele Mensch, der bey solchen gleichgültigen Gewonheiten gegen seine Mitbürger nicht gefällig seyn wollte, würde sich durch seine sonderbare Aufführung nicht als einen Weisen, sondern als einen seltsamen Thoren bezeichnen. Das Unterscheidungszeichen des wahren Weisen von andern Menschen bestehet niemals in Kleinigkeiten, in gleichgültigen Dingen. Die Vernunft und zugleich die Offenbarung will ihre Schüler weder zu Eigensinnigen noch zu Sonderlingen machen. Aber sie fordert durchaus, daß ihre Schüler keine Gewonheit, keinen Gebrauch annehmen sollen, der ihr wahres Glück verhindern, der ihre Pflicht verletzen kann.

Es ist angenehm, wenn man mit seinen Mitbürgern eine gleiche Denckungsart, eine gleiche Gesinnung haben kann. Die Menschenliebe macht uns zu dieser Uebereinstimmung geneigt. Ich glaube auch wirklich, daß alle diejenigen, die den Vorschriften der Vernunft richtig folgen, weder in ihren Begriffen, noch in ihren Gesinnungen wesentlich von einander unterschieden sind. Wenigstens können wahre Freunde niemals verschiedene Begriffe von dem Hauptentzwecke ihres Lebens haben. GOtt hat uns von unserm Besten so genau, so sorgfältig unterrichtet, daß es uns nicht möglich ist, unser wahres Glück zu verkennen, wenn wir uns nicht selbst verblenden wollen. Es ist nur ein Weg zur Glückseligkeit; der Tugendhafte kan diesen Weg nicht verfehlen, den die Vorsehung so deutlich bezeichnet hat. Nur in Nebendingen, nur in Kleinigkeiten können Tugendhafte, können wahre Freunde verschiedene Gesinnungen haben; und diese kleinen Ungleichheiten in der Denkungsart machen die Gesellschaft fast eben so angenehm, als die Uebereinstimmung in der Hauptsache. Mich entzückt die Einigkeit, die zwischen mir und meinen Freunden herrscht. Wir sind keinen Augenblick wegen unsers wahren Glücks uneinig gewesen. Unsere grosse gemeinschaftliche Bemühung bestehet in der Aufmerksamkeit auf unsere Pflicht, in den freundschaftlichen Ermunterungen zur Tugend. Einige kleine Verschiedenheiten in der Denkungsart sind viel zu gering, diese reitzende Einigkeit zu unterbrechen. Die Munterkeit unsers Pheron und die zärtliche Schwermuth unsers Damis unterhalten beyde, auf zweyerley Art, aber mit gleichem Reitz die Vertraulichkeit unserer Gesellschafft.

In dem gegenwärtigen Zustande ist es nicht möglich, unter der grossen Gesellschafft des menschlichen Geschlechts eine so übereinstimmende Denkungsart einzuführen. So lange der zahlreiche Theil der Menschen sein wahres Glück weniger suchet als die Befriedigung eitler Begierden; so lange bleibet den wahren Weisen nichts anders übrig, als daß sie sich von einer so thörichten Denkungsart entfernen, und in ihrer kleinern Anzahl die geseegnete Gesinnung erhalten, die der Schöpfer zum Heil seiner Geschöpfe bekannt gemacht hat. In jenen glückseligen Gegenden, wo alle Sachen in ihrer wahren Gestalt erscheinen werden, wo kein Blendwerk unsere Augen mehr verführen wird; da wird auch die vollkommenste Einigkeit der Seelen seyn, da wird das Beyspiel unserer Mitbrüder unbetrüglich, und ihr Beyfall nie anders als gerecht seyn.

Der Freund.

Funfzigstes Stück.

So entweiht sich ein Held der Könige weichlichen Töchtern,
Wenn ihn der Tod fürs Vaterland ruft. Ins Feld hin, wo GOtt steht,
Und dem Tode, gerüstet mit Rache, die Schuldigen zuzählt,
Ruft ihn mehr, als ewiger Ruhm, die Stimme der Unschuld,
Ihn wird dankbar und froh erretteter Völker Mund ehren,
Denn sein Krieg war gerecht. Und bleibt er, mitten im Würgen,
Dannoch ein Mensch, so wollen wir ihn vor dem Ewigen singen.

Klopfstock.

Mein Freund!

Ich habe bisher ihre Wochenschrift gelesen. Ich habe aus ihrem löblichen Bestreben, sich dem menschlichen Geschlechte freundschaftlich zu Nutze zu machen, ein lebhaftes Vergnügen geschöpfet. Kan ich wohl nach dem Begriffe, den ich mir von Ihnen mache,

zweifeln, daß Ihr Freund auch für mich geschrieben sey? daß die Erlaubniß, Ihnen, mein Freund, Briefe zu schicken, auch mich angehen werde? Nein! der schöne Name, den Sie Sich beygeleget haben, läßt mich ganz gewiß hoffen, Sie werden mit mir gemeine Sache machen und die Welt von einem Vorurtheil befreyen helfen, das sie bisher ohne Grund und thöricht genug vertheidigt hat.

Mein Freund! Ich bin ein Soldat. Ohngeachtet ich mich von Jugend auf den schönen Wissenschaften gewidmet habe, so bin ich doch durch wichtige und gültige Bewegungsgründe vermogt worden, in den der Welt und den meisten Menschen so sehr verhaßten Soldatenstand zu tretten. Wenn es Ihnen, Mein Freund! nicht gleichgültig wäre, so würde ich Ihnen die Ursachen, die diese Veränderung bey mir gewirkt haben, bekannt machen. Allein es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß mich weder ein übles Verhalten, noch der Geitz oder die Nachläßigkeit meiner Eltern zum Soldaten gemacht haben Ich bin es mit Einwilligung meiner Eltern und aus eigenem Triebe geworden.

Stellen Sie sich, mein Freund! das Aufsehen vor, das diese schnelle Veränderung nach sich gezogen hat. Ein jeder, der sie hörte, hielte mich für thöricht und meinen Entschluß für eine Sache, die der Verzweiflung nahe käme. Er wird bald lasterhaft werden, hieß es, er wird aufhören ein Freund der Wissenschaften und der Tugend zu seyn, indem er anfangen wird, ein Soldat zu seyn!

Mein

Mein Freund! ich gestehe es, diese Prophezeyungen hätten beynahe meinen Vorsatz ruckgängig gemacht; doch da ich mich mit dem vesten Entschlusse gewafnet hatte, der Tugend fernerhin ergeben zu bleiben, so bin ich ein Soldat geworden. Sollte nun, mein lieber Freund! sollte es nun nicht möglich seyn, daß man ein Soldat und zugleich tugendhaft seyn könnte? Sollte es ein allgemeiner Satz seyn, daß man mit dieser Veränderung des Standes auch seine edlen Neigungen verändern und ausschweifend werden müßte? Sollte man nicht dem Soldatenstande mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als daß man ihn nach dem Pöbel der Soldaten beurtheilte?

Darf ich Sie bitten, Mein Freund! daß Sie, mir und andern tugendhaften Soldaten zu Liebe, in Ihrer Wochenschrift etwas von dieser Materie schreiben? Wie vielen Dank wird Ihnen davor schuldig seyn

Mein Freund

Vom Quartier
den 20. Merz 1755.

Ihr geh. Diener
Ein Soldat LNB.

Der uns unbekannte Verfasser dieses Briefes scheinet uns so edle Begriffe von seinem Stande zu haben, daß wir wünschen, er mögte uns seine eigene Gedanken über diese Sache mitgetheilet haben. Meine Freunde haben mir indessen aufgetragen, seinen Brief zu beantworten, und ich thue es um so lieber, weil ich selbst ein Soldat bin.

Es ist etwas wunderliches und ungereimtes um alle die Urtheile, die überhaupt wider einen gewissen Stand gefället werden. Ich ärgere mich eben so sehr darüber, wenn unsere Stutzer den geistlichen Stand überhaupt verachten und allen Geistlichen ohne Unterschied Verstand und Lebensart absprechen, weil sie bisweilen Geistliche von einer pedantischen, gezwungenen und lächerlichen Aufführung antreffen; als wenn bisweilen allzueifrige Geistliche auf den ganzen Soldatenstand losziehen, weil sie nur die schlechteste Art von Soldaten haben kennen lernen. So wie einige Leute einen Mann nur deswegen für fromm und heilig halten, weil er einen schwarzen Rock trägt, so halten andre einen Menschen aus der einigen Ursache für lasterhaft und fürchterlich, weil er ein Soldatenkleid anhat. Und wie oft findet man nicht, daß der erste in seinem ehrwürdig schwarzen Rocke weit freyer und ausschweifender ist, als der letztere. Solche Urtheile, die sich mehr auf den Unterschied der Kleidung, als auf die Verdienste der Personen selbst gründen, machen denen, die sie fällen, schlechte Ehre. In einem jeden Stande gibt es Leute, die ihrem Stand Ehre machen, und in einem jeden gibt es einige, die ihren Stand beschimpfen. In allen Ständen gibt es einen Pöbel. Es gibt einen gelehrten Pöbel, es gibt einen Pöbel bey Hofe, einen Pöbel unter den Geistlichen, einen Pöbel unter den Soldaten, einen Pöbel überall. Der Stand selbst macht Niemanden groß. Der Besitz derjenigen Eigenschaften, die bey einem gewissen Stande erfordert werden, macht uns allererst eine wahre Ehre. Ich

ehre

ehre einen Geistlichen nicht deswegen, weil er ein Geistlicher ist, sondern weil er ein rechtschaffner Geistlicher ist. Ich schätze einen Soldaten nicht deswegen hoch, weil er ein Soldat ist, sondern weil er ein rechtschaffner Soldat ist. Ein junger Herr von Menschenschröck mag sich noch so sehr in seinem Soldatenkleide brüsten, er mag sich noch so vieles darauf einbilden, daß er ein Soldat ist; macht sein Soldatenkleid den ganzen Soldaten aus, hat er keine andere Verdienste, als gewisse grimmige Blicke, die er beym Spiegel so gut ausstudirt, als eine Buhlerin ihre verliebten Blicke, als eine grobe und ungestümme Aufführung, als die Geschicklichkeit, recht kunstmäßig zu fluchen; so kommt er mir eben so verächtlich vor, als ein Geistlicher, dessen Bauren gesitteter sind, als er. Ist es aber nicht unbillig, die Fehler einzeler Personen, die zu einem gewissen Stande gehören, einem ganzen Stande zur Last zu legen? Wer dieses thut, der würde eben so geschickt urtheilen, als derjenige, der die ganze Moral verwerfen wollte, weil er einen sehr hitzigen und unverschämten Moralisten kennt, oder als derjenige, der die Sitten einer ganzen Stadt oder eines ganzen Volks nach den Sitten des Pöbels beurtheilen wollte.

Ich will mich itzt nicht in eine verhaßte Vergleichung der Stände einlassen. Ich will keinen Stand auf Unkosten des andern erhöhen. Einem jeden gefällt ordentlicher Weise derjenige Stand am besten, dem er sich gewidmet hat. Die Streitigkeiten über den verschiedenen Werth der Stände können dahero selten mit derjenigen Unpartheilichkeit geführt werden, die dazu

nöthig ist. Der Gelehrte schätzt sich höher, als den Soldaten und der Soldat verachtet den Gelehrten gegen sich. Der Soldat zeigt seine Wunden, die er bey Vertheidigung des Vaterlandes bekommen hat, und der Gelehrte zeigt uns seine Bücher, die er zum Besten der Welt verfertigt hat und die ihm so viele Nächte gekostet haben. Ein jeder glaubt, der Staat sey ihm am meisten schuldig. Es gibt in allen Ständen Großsprecher und die Herren Gelehrte können so gut, wo nicht besser, pralen, als wir Soldaten. Es gibt in allen Ständen Leute, die darinnen ihre Ehre suchen, daß sie alle andere Stände gegen den ihrigen verachten. Ein vernünftiger Mann, ein Mann, der wahre Verdienste hat, wird einem jeden Stand Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber wie viel gibt es dergleichen billige Richter? Wenn ein ieder Stand in der Maase edel und rühmlich ist, in der er etwas zum Glück der Welt beyträgt; wer kan dem Soldatenstand seinen Nutzen und seine Vortreflichkeit absprechen? Ist es nicht etwas grosses, etwas rühmliches, sein Vaterland zu vertheidigen, für die Sicherheit und für die Rechte desselben sein Leben aufzuopfern, ja! was noch mehr ist, sich Verwundungen auszusetzen, die einen beständig siechen Körper und ein trauriges Leben nach sich ziehen können. Der Gelehrte mag uns noch so vieles von den Beschwerlichkeiten vorsagen, die er zum Besten der Welt auf sich nimmt; er mag noch so viele Nächte durchwachen, seinen Geist zu verewigen; alle seine Beschwerlichkeiten reichen lange nicht an diejenigen, die mit dem Krieg und mit dem Soldatenstande verknüpft sind. Mich

deucht,

deucht, die andern Stände müßten sehr undankbar gegen den Soldatenstand seyn, durch den sie doch beschützt und vertheidiget werden, wenn sie seinen Verdiensten nicht wollten Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Doch man möchte sagen: kein Stand ist geschickter die Empfindungen der Menschenliebe in uns zu ersticken und uns hart, grausam und unbarmherzig zu machen, als der Soldatenstand. Müssen nicht Leute, die von Plündern und Würgen Profession machen, nach und nach so unmenschlich werden, daß sie an sanften und zärtlichen Empfindungen gar keinen Geschmack mehr haben? Ich antworte: ein Mensch, der keine Menschenliebe, der ein hartes und grausames Gemüth hat, wird in einem jeden Stand Gelegenheit finden, sich in dieser unglückseeligen Beschaffenheit seines Herzens zu stärken. Im Gegentheil ein Mensch, der Menschenliebe, der ein zärtliches und gütiges Herz besitzt, der wird sich in allen Ständen ähnlich, edel und gros bleiben. Ein Soldat, dem das Beste des Vaterlandes die traurige Nothwendigkeit auflegt, sein Schwerd gegen die Feinde desselben zu ziehen, kan auch, wenn er mit dem Blute der Feinde besprützt ist, ein Mensch bleiben. So wie ein gütiger Regent die Uebertrettungen der Gesetze an den Schuldigen rächet; so vergießt ein Held, den die Liebe zum Vaterland ins Feld ruft, das Blut der Feinde ungern. Er würde ihres Lebens mit Vergnügen schonen, wenn er nur sein Vaterland nicht so sehr liebte. Er wird keine unnöthigen Gewaltthätigkeiten ausüben. Er wird nicht Blut vergiessen, um das Vergnügen zu haben grausam zu seyn. Er wird den Feinden nicht alles Mitleiden entziehen.

Er wird aufhören zu würgen, so bald die Sicherheit des Vaterlandes gerettet ist. Ein Scipio zerstört Carthago und weinet. Ich habe noch nie einen wahrhaftig tapfern und großmüthigen Mann gesehen, der nicht zugleich gütig, barmherzig und mitleidig gewesen ist, und ich habe noch nie einen feigen und niederträchtigen Menschen gekannt, der nicht, wo er konnte, hart, unbarmherzig und grausam gewesen wäre.

Ohngeachtet ich selbst ein Soldat bin; so kan ich es doch nicht läugnen, daß der Soldatenstand dieses mit allen Ständen gemein hat, daß er das nicht ist, was er seyn sollte. Die Aufführung vieler Soldaten ist Schuld daran, daß ihr ganzer Stand Vorwürfe leiden muß. Ausser der allgemeinen Neigung zum Bösen gibt es bey einem jeden Stand besondere Quellen, aus denen die Unordnungen desselben fliessen. Eine von den vornehmsten Quellen, aus der manche Unordnungen unter den Soldaten entspringen, mag diese seyn, daß so viele Soldaten einen unrichtigen Begrif von ihrer wahren Ehre haben, ohngeachtet Niemand mehr von Ehre spricht, als sie. Dieser unrichtige Begrif hat einen Einfluß in ihr Leben und in alle ihre Handlungen. Die meisten Soldaten glauben, ihre ganze Ehre bestehe blos in Herzhaftigkeit, so wie etwan ein Mädchen ihre ganze Ehre blos in der Keuschheit sucht und sich, wenn sie auch sonst alle mögliche Laster an sich hat, einbildet, sehr vollkommen zu seyn, wenn sie sich nur für den Mannspersonen hütet. Die Herzhaftigkeit, so denken die meisten Soldaten, die Herzhaftigkeit macht den Soldaten aus. Wenn ein Soldat nur Herz hat, so mag er im

übri-

übrigen thun, was er will. Es läßt gar zu furchtsam, wenn man die Leute mit Frieden läßt, wenn man bescheiden und höflich ist, wenn man nicht lärmt und flucht, wenn man fromm ist und den Pflichten nachkommt, die die bürgerlichen Gesetze vorschreiben. Daher kommt es, daß viele Soldaten, um ihre Herzhaftigkeit zu zeigen, Beleidiger und Feinde der Bürger werden, deren Beschützer sie seyn sollten, ihre Glaubiger halb tod prügeln und den Staat, den sie vertheidigen sollten, als ein feindliches Land ansehen, in dem sie auf Diskretion leben dürfen. Die Herzhaftigkeit ist allerdings eine wesentliche Eigenschaft eines rechtschaffenen Soldaten. Aber diese Herzhaftigkeit muß stets mit Gerechtigkeit und Billigkeit verbunden seyn, wenn sie nicht zu einer wilden Hitze, zu einer tollen Unbesonnenheit werden soll. Ein Soldat ist deswegen, weil er ein Soldat ist, nicht von dem Gehorsam frey, den ein jeder vernünftiger Mensch den Gesetzen der Billigkeit und des Wohlstandes schuldig ist. Ich ärgere mich allezeit darüber, wenn man einen lasterhaften Soldaten dadurch entschuldigen will, daß er ein Soldat ist; gerade als wenn eine unbändige Freyheit ein Vorrecht des Soldatenstandes wäre, gerade als wenn die Soldaten eine besondere Sittenlehre hätten. Der wahre Muth bestehet nicht blos darinnen, daß man der Gefahr des Todes, den drohenden Schwerdern der Feinde ohne Furcht entgegen geht; er besteht auch darinn, daß man seinen Leidenschaften den Krieg ankündigt und diese gefährlichen Feinde nicht aufkommen läßt. Scipio scheint mir tapferer zu seyn, da er, ohngeachtet er damals in seiner feurigsten Jugend, unverhei-

heirathet und ein Ueberwinder war, die gröſte Schönheit von Spanien, die er vor seinen Füſſen liegen sahe, ihrem Liebhaber ungekränkt wieder gab, als da er bey Zama den fürchterlichen Hannibal schlug. Und, wenn man die Wahrheit sagen soll, so kan Niemand tapfrer seyn und der gröſten Gefahr mit einer wahrhaftigern Herzhaftigkeit entgegen gehen, als ein Mann, der rühmlich gelebt hat und vor der Ewigkeit nicht erzittern darf. Ich habe Soldaten gekannt, die man für feige hielt, weil sie fromm und vernünftig waren und die im Krieg Heldenthaten verrichtet haben. Ich habe andre gekannt, die in Friedenszeiten einem jeden den Hals brechen wollten und im Krieg war Niemand verzagter. Religion und Tugend machen Niemand feig; im Gegentheil ohne sie kan Niemand eine wahre Herzhaftigkeit besitzen. Das Schwerd des Soldaten muß nicht durch eine wilde Hitze, durch eine rasende Unbesonnenheit, es muß durch Vernunft und Klugheit regiert werden.

Die meisten Eltern haben den Grundsatz, daß sie diejenigen von ihren Kindern, die sich gar nicht wollen bändigen lassen und nicht die geringste Lust zum Lernen haben, dem Soldatenstand widmen. Mein älteſter Sohn, so sagte jüngsthin Herr Altklug, soll studiren, er ist ein höflicher, stiller und bescheidener Junge; mein jüngster soll ein Soldat werden, denn er ist sonst zu allem Guten verdorben. So bald die Eltern einen von ihren Söhnen dem Soldatenstand gewidmet haben, so bekümmern sie sich gemeiniglich nicht viel mehr darum, ob er etwas lernt oder nicht, ja sie geben ihm wohl gar die Erlaubniß freyer zu leben und auszuschweifen. Ist

es

es denn alſo ein Wunder, wenn in dem Soldatenſtande viele Leute von einer ſchlechten und rauhen Aufführung ſind, da man die Meinung hat, nur derjenige ſey zum Soldatenſtande geſchickt, der zu allen andern Ständen untauglich iſt? Die Eltern ſollten denenjenigen unter ihren Kindern, die Soldaten werden wollten, billig die Grundſätze der Religion, der wahren Ehre, der Tugend, mit vorzüglichem Fleiſſe einprägen und ihre Herzen von Jugend auf zu edlen Empfindungen bilden, weil doch einmal, nach der Meinung der Welt, dem Soldatenſtande Ausſchweifungen beſſer anſtehen, als andern Ständen und weil es in dieſem Stande ſo viele verführende Beyſpiele gibt. Ein rechtſchaffener Geiſtlicher, der lange Zeit Feldprediger war und deſſen Andenken ich noch verehre, hat mir etlichemal eine Erzählung gemacht, die mich allezeit gerührt hat. Ich kannte einen jungen Officier, ſagte er, der wegen ſeiner Herzhaftigkeit, Klugheit und vortrefflichen Aufführung eine allgemeine Liebe und Hochachtung bey der Armee hatte und durch alle ſeine Handlungen bewies, daß er eine ungemeine Aufführung müßte gehabt haben. Er ſuchte meine Freundſchaft und ſein Umgang war mir der angenehmſte Zeitvertreib im Felde. An einem gewiſſen Abend ſahe ich ihn ganz nachdenkend herumgehen. Ich gieng auf ihn zu und fragte ihn, was ihn in ſo tiefe Gedanken verſetzte. Ich denke an den Tod, antwortete er. Sie wiſſen doch, daß wir morgen Sturm laufen müſſen und es iſt doch ein wichtiger Schritt, den man in die Ewigkeit thun muß. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, doch wollte ich nicht gern ohne alles Nach-

den-

denken und unbereitet sterben. Hier haben Sie, setzte er ganz beherzt und freudig hinzu, den Schlüssel zu meinen Sachen. Sollte ich morgen sterben, so tragen Sie Sorge, daß mein letzter Wille beobachtet wird. Sie werden alle meine Sachen in Ordnung finden. Ich gerieth in die größte Bewegung. Ich bat ihn, er mögte sich den Tod nicht so gar gewiß vorstellen. Meine Vorstellungen halfen nichts. Ich mußte den Schlüssel annehmen. Er starb auch wirklich den andern Tag. Als ich seinen Schreibpult öfnete, so fand ich unter andern Papieren alle die Briefe aufgeschlagen, die ihm seine Mutter während seiner Kriegsdienste geschrieben hatte. So vortrefliche Ermahnungen zur Gottesfurcht, so edle Grundsätze, so zärtliche Vorstellungen habe ich nie gelesen. Nun verwunderte ich mich nicht mehr über die vortrefliche Aufführung dieses jungen Officiers, da er eine so vortrefliche Mutter gehabt hatte. Es ist einem Soldaten nützlich und rühmlich, wenn er etwas rechtschafnes gelernet hat. Ein Soldat muß nicht blos seinen Körper, er muß auch seinen Kopf zu gebrauchen wissen. Die größte Kriegshelden sind Gelehrte und Freunde der Gelehrten gewesen. Sie haben sich ihres Umgangs nicht geschämt und das Studiren zu einem nützlichen und rühmlichen Zeitvertreibe gemacht. Die Gelehrsamkeit schärfet den Verstand und adelt das Herz. Sie macht zum Umgang geschickt und auch in Friedenszeiten brauchbar. Ein Soldat, der nichts gelernet, der keinen Geschmack am Lesen und an dem Umgange mit vernünftigen und gelehrten Leuten hat, ergibt sich in Friedenszeiten dem Müssiggange und den Ausschweifungen.

Die

Die lange Weile plagt ihn und er begehet Thorheiten, blos um sich zu beschäftigen. Er wird ein Stutzer, ein Spieler, ein Sauser, ein Rauser, weil er sonst nichts zu thun weiß. Ich wollte, daß wir, die wir den Franzosen in so vielen Stücken nachahmen, ihrem Exempel auch darinn folgten, daß bey einem jeden Regiment eine ausgesuchte Bibliotheck aufgerichtet würde, die sowol in Friedens- als Kriegszeiten gebraucht werden könnte.

Vornemlich wünschte ich, daß sich diejenigen, die vom Kriege Profession und ihrem Stande Ehre machen wollen, mit der Erlernung der Historie beschäftigten. Ohne die Historie bleiben wir stets Kinder, sagt ein alter Schriftsteller. Durch die Historie können wir uns ohne Mühe eine Erfahrung erwerben, die sicher und im Kriege selbst ungemein vortheilhaft ist. Durch die Historie lernen wir so viel grosse Männer kennen, die sich zu allen Zeiten durch Kriegstapferkeit verewigt haben. Ihr Beyspiel kan uns lehren, ein rechtschaffener Soldat müsse auch zu gleicher Zeit ein vernünftiger und tugendhafter Mann seyn, er müsse in allen Stücken auf seine wahre Ehre sehen, keine Niederträchtigkeiten begehen und seine Verdienste nicht blos im Plündern und Würgen suchen.

Man bilde sich ja nicht ein, als wenn man sich durch eine wilde und ungestimme Aufführung Ansehen und Ehrfurcht zu wegen bringe und durch Bescheidenheit und Artigkeit seiner Ehre schade. Ein Soldat, der from, vernünftig und tugendhaft lebt, und nur da Herz zeigt, wo es nöthig ist, wird gewiß allezeit Hochachtung und Freunde finden. Auch selbst diejenigen von seinem

Stan-

Stande, die die wildeſten und unbändigſten ſind, werden eine geheime Ehrfurcht für ihn haben und ihn in Ruhe laſſen. So verdorben iſt die Welt nicht, daß nicht eine ungezwungene, männliche und geſetzte Aufführung mehr Liebe und Hochachtung finden ſollte, als eine wilde, tolle und ausſchweifende Lebensart.

Die Freundſchaft kann ſowol unter den Soldaten Platz finden, als unter Leuten von andern Ständen. Ja! ich getraue mir zu behaupten, daß es nirgends ſo groſſe und ſo rührende Gelegenheiten gibt, Freundſchaft zu beweiſen, als in dem Soldatenleben. Wie zärtlich iſt nicht der Abſchied, den zween Freunde nehmen, die nunmehr fürs Vaterland dem Tode entgegen gehen. Schon ſehen ſie die blinkenden Schwerdter der Feinde. Schon wütet der Tod mit fürchterlichem Getöſe. Sie umarmen ſich noch zum letztenmal und wünſchen in der Ewigkeit wieder vereinigt zu werden. Mit welch ſchmachtenden Blicken ſieht ſich nicht nach geendigter Schlacht ein Freund nach dem andern um! Wie freudig umarmen ſie ſich! Wie freudig dankt ein jeder der Vorſicht für das Leben des andern! Welch ein Schmerz für einen Freund, wenn ſein Freund verwundet zurück kommt! Wie zärtlich tröſtet er ihn! Wie ſorgfältig iſt er, für ſeine Wiederherſtellung zu wachen und ihm ſein Leiden erträglicher zu machen!

Ich weiß nicht, ob jemand ehrwürdiger und zum Umgang angenehmer ſeyn kan, als ein alter Soldat, der unter dem Harniſch grau geworden iſt und nunmehr den Reſt ſeines verdienſtvollen Lebens in Ruhe dahinbringet. Ein ſolcher Mann hat etwas ſo wahrhaftig groſ-

grosses in allen seinen Reden und in allen seinen Handlungen, daß man ihn nicht genug bewundern kan. Alles, was andere Menschen erschreckt, ist ihm eine Kleinigkeit. Er zeigt uns seine Narben auf eine ungezwungene Art. Er redet von den Gefährlichkeiten, die er ausgestanden hat, ohne Pralerey. Er kan uns mehr Schlachten anführen, denen er beygewohnet hat, als ein anderer Lustbarkeiten. Er weiß uns mit vielen geheimen Lebensumständen der größten Männer seiner Zeit zu unterhalten. Er unterrichtet uns mit einer männlichen Beredtsamkeit, wie nöthig die Religion zur Herzhaftigkeit sey. Er gibt der Jugend ein vortrefliches Muster einer ungezwungenen Andacht und er hat sich mit dem Tode so bekannt gemacht, daß er die Ankunft desselben mit Freuden erwartet und sich nach dem Lande sehnet, wo auf alle großmüthige und tapfre Streiter eine ewige Ruhe wartet.

Ein rechtschaffener Officier kan in seinem Dienste so viel Gutes stiften, als ein Geistlicher. Durch sein Beyspiel, durch freundliche Vermahnungen, durch eine kluge Zucht kan er viele von seinen Untergebenen zu vernünftigen und gesitteten Leuten machen. Mir ist es ein grösseres Vergnügen, wenn ich einen von meinen Untergebenen zu einer vernünftigen Lebensart bringen kan, als wenn ich einem halben Dutzend Feinde die Hälse gebrochen hätte.

Wenn man bedenkt, daß der Soldatenstand größtentheils aus Leuthen besteht, die keine Auferziehung, keine Wissenschaften, einen schlimmen Umgang haben, und die gar oft aus Verzweiflung den Degen ergriffen ha-

haben; so darf man sich nicht wundern, daß unter den Soldaten so viele Unordnungen und so böse Beyspiele herrschen. Doch man nehme aus einem jeden Stande eine gewisse Anzahl und halte sie gegen eine gleiche Anzahl von Soldaten, wird man wohl einen grossen Unterschied bemerken? Der Lasterhaften gibt es überall mehr, als der Tugendhaften.

Ein Soldat hat eine ganz besondere Ursache vernünftig und tugendhaft zu seyn. Bey einem jeden andern Menschen sieht man es als eine Schuldigkeit an, daß er vernünftig und tugendhaft ist. Aber einem Soldaten rechnet man es noch dazu als ein ganz besonderes Verdienst an, wenn er vernünftig und tugendhaft ist.

A. Alceſt.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Ein und funfzigſtes Stück.

Sunt aliquid manes: letum non omnia finit.

Propert.

Brief
Eines Verſtorbenen an einen noch lebenden Freund.
Nach Art der Frau Rowe.

Zamir an Philandern.

Von den Wohnungen des Friedens, von dem hellen Aufenthalt verklärter Seelen, warf ich jüngſtens einen Blick auf die niedrigen Wohnungen der Thorheit und der Sorgen. Ich ſahe den Erdball, meine Augen ſuchten dich und ich erblickte den traurigen Philander. Du wareſt in einem Heyn, den die Natur und der Frühling ſchmückte, aber du fühlteſt ihre Schönheit nicht.

Das sanfte Gemurmel des Baches schien dir ein Wehklagen, und da die Einwohner des Heyns ihrem Schöpfer mit freudigen Liedern dankten, war Philander allein betrübt, allein undankbar.

Du warest auf ruhiges Moos gelehnet, deine Blicke waren starr an die Erde geheftet, eine wilde Schwermuth verfinsterte die sonst heitre Züge deines Gesichtes und langsame Thränen rollten von den blassen Wangen.

Mitleidend sah ich dich, mitleidend eilte ich zum Erdball nieder, und war dir unsichtbar zur Seite. Die Vorsicht erlaubet verklärten Seelen nicht sich in sichtbare Schönheit sterblichen Blicken zu enthüllen. Deine thränenvolle Augen würden zu schwach gewesen seyn denjenigen anzusehen, der sonst dein Freund, der sonst dein Zamir war. O wie gerne wär ich dir erschienen! wie gerne hätte ich dich aufgerichtet, und deine Thränen mit sanfter Hand abgetrocknet!

Leise sprachst du; ich hörte die Stimme deines Herzens: "O warum dringen die Strahlen der Sonnen in dieses Gebüsche? warum kan ich mich nicht für ihren Schimmer verbergen; warum kan ich ihren Anblick nicht auf ewig in der kühlen Nacht des Grabes versteckt entfliehen? O Zamir, wie glücklich

„lich bist du! Du bist dem Schmerzen dieses Lebens „entzogen. O warum kan meine vom Körper befreyete Seele sich nicht zu dir schwingen? Wo ruhen itzo „deine Gebeine, o Zamir! Ach auch diese sind in entferntes Erdreich versenket. Ich würde zu deiner „Gruft eilen, den kalten Stein mit treuen Zähren „benetzen, und dir noch die letzte, die betrübteste „Pflicht der Freundschaft leisten. Rosen wollt ich „auf deinen Marmor streuen; Cypressen sollten von „meiner Hand gepflanzt den Aufenthalt deiner Asche „beschatten. ___ Ach! und dann - - Dann wolte ich hinsinken, und dich beweinen und sterben --- „Unglücklicher Philander! Gibt uns denn der Himmel Freunde um nur sie uns wieder entreissen zu können! Von allen meinen Freunden entfernt, von der „falschen Cleone vergessen, von den stolzen Thoren, „die dieser Erdball ehret, verachtet, in den unangenehmsten Aufenthalt verbannet! Unglücklicher Philander, was bleibt dir von deinem vorigen Glück „übrig? Ach nichts, als das Angedenken, das um „dich zu martern allein noch zurück bleibt. Wie öde, „wie traurig ist diese Welt! Alles was ich sehe, scheint „mir Mitleid mit mir zu tragen. Alles was ich sehe, „alle Geschöpfe sind dieser Welt müde, und seufzen „nach ihrer Auflösung. Unglücklicher Philander!

Hier neigte sich dein Haupt zur Erde. Mitleidend wehete ich dir mit ätherischen Schwingen kühlende Lüfte, Ruhe und leichten Schlummer zu. Du schliefest ein, und hörtest einige Augenblicke auf unglücklich zu seyn. Ich bildete dir in Träumen voll Anmuth das Glück zufriedner Seelen vor. Du glaubtest in dem Aufenthalt beglückter Geister zu seyn. Du sahest Fluhren die der Frühling mit tausend Farben schmückte. Du hörtest die jungen Weste sanft lispelnd durch die Blätter eines ruhigen Heynes rauschen, der dir so reitzend schien, daß du in dem glücklichen Eden zu seyn glaubtest, wo der Stammvater der Sterblichen zum erstenmal die süsse Empfindung des Lebens fühlte, zum erstenmal seine göttliche Gattin sah, sie umarmte, und dem Schöpfer mit freudigen Thränen dankte.

Ein sanfter Bach schlängelte sich durch dieses glückliche Feld. Du hörtest entzückt den Gesang der Nachtigallen. Du glaubtest von deinem Traum bezaubert nun vollkommen glücklich zu seyn. Du erwachtest und klagtest das Geschick von neuem an. O hättest du mit Augen der Zufriedenheit mit Augen die die dunkle Schwermuth nicht umwölkt um dich her gesehen, so hättest du wachend erblickt, was du träumend zu sehen glaubtest. Eben diesen Heyn, der dir so traurig scheint, eben diesen Bach hast du im Traum gesehen, eben diese

Nach-

Nachtigallen ſingen noch, und ihr Geſang iſt für ruhige Herzen ſo entzückend als dir die Stimme, die ſo ſüß in deine Ohren tönte, da du dich in einer beſſern Welt glaubteſt.

O Philander! die Welt, in der du biſt iſt ein Himmel, ſie iſt eine Hölle, der Sterbliche kan ſie für ſich zu beyden machen. Das freudige Gebrülle lauter Heerden klingt einem Vergnügten angenehmer als einem Mißvergnügten die künſtlichſte Harmonie und die ſanfteſte Töne zitternder Saiten. Die Menſchen ſind nicht zum Leiden erſchaffen, o Freund! der Vater der Engel und der Menſchen kan keines von ſeinen Geſchöpfen haſſen.

Und weswegen klagſt du, Philander, die Tugendhaften ſind nicht dazu geſchaffen in dieſer Welt glücklich zu werden, um andere glücklich zu machen, ſind ſie da. Du klagſt um irrdiſche Güter, Philander! Sind irrdiſche Güter deiner Klagen werth? Laſterhafte beſitzen ſie oft: willſt du dieſe beneiden? Nein hierzu iſt dein Herz allzugroß. Sie verachten dich, und du klagſt! Iſt deine Seele nicht erhaben genug um ſie ſelbſt verachten zu können? Sey ſtolz auf ihre Verachtung: du müſteſt dich ſelbſt verachten müſſen, wenn ſie dich ehrten.

Der Himmel hat dir Tugend gegeben, er gab dir ein zärtliches und empfindliches Herz: und du klagst darüber, daß er dir keine Glücksgüter gibt! So klagt ein Kind, dem die Mutter süsse Früchte reicht, und wünscht sich eine unreife Beere, oder ein giftiges Kraut, dessen Farbe seinen Augen gefällt. Die Vorsicht gab dir die grösten Geschenke, die sie Sterblichen geben kan: und du klagst weil sie dir eine Kleinigkeit versagt! Der Ort deines Aufenthalts ist unangenehm. O Freund! kein Ort ist Weissen unangenehm, in dem man tugendhaft leben und vergnügt sterben kan. Einem Weisen wird die ödeste Höhle zum Pallast. Und bist du dann in neue Gegenden verbannet, die niemahls die belebenden Strahlen einer Sonnen erblicken? Wohnst du in dem Aufenthalte eines ewigen Winters, in Feldern, die die traurige Nacht unaufhörlich mit schwarzem Gefieder umhüllet? In Gegenden wohin noch kein Sterblicher den kühnen Schritt gewagt? in der Wohnung des Schreckens und der Verzweiflung? Nein, o Philander! auch in der Gegend, in der du dich aufhältst, lacht der Frühling noch. Auch unter deinen Füssen sprossen junge Blumen zitternd hervor: auch da kan der

fleißige

fleißige Schnitter Früchte einerndten, die das Alterthum Geschenke der Ceres nennte. Und warum bist du traurig, Philander? Welche Schönheiten können dich reitzen, wenn du die Schönheiten der Natur nicht fühlest?

Die Geschäfte mit denen du bemühet bist, sind beschwerlich! Ja, aber du nutzest der Welt, wenn du sie über dich nimmst. Bist du dann für dich allein erschaffen? Erfülle deine Pflichten so beschwerlich sie sind, und ein geheimes Vergnügen wird dir sagen, daß du eine grosse That gethan hast, so unbekannt sie auch ist. Die Sterbliche fürchten sich für neuen Pflichten und die vollkommenste Lust die sie empfinden können, bestehet doch in der Erfüllung ihrer Pflichten. Jemehr ein Sterblicher Pflichten hat, die er erfüllen kan, desto glücklicher ist er. Wie viel Freuden? was vor ein innerlich Vergnügen belohnt nicht einen weisen Fürsten, wenn er seine Völker glücklich macht? Ein zärtlicher Vater der seine Kinder zur Tugend auferzieht? Einen liebreichen Ehemann, der bey der geliebten Gattin sein Glück und seine Ruhe findet? Einen Freund der sei-

nen edlen Trieben folgt, und seine Freunde schon mit derjenigen Zärtlichkeit liebet, mit der die Bewohner besserer Welten einander lieben.

Rühmet, thörichte Sterbliche! rühmet die rauschenden Freuden, die euch betrügen und entfliehen, wenn ihr sie zu geniessen glaubt? Das Bewustseyn einer edlen That ist die gröste Wollust, und die Erfüllung menschlicher Pflichten, ist das wahre Glück der Sterblichen. Wie groß, wie glücklich ist der Mann, der alle Pflichten seines Standes erfüllet, er mag seyn in welchem Stand er will, er mag die Krone oder den Schäferstab tragen. Wie groß ist er! seine Enkel werden ihn noch segnen, sein Nahme wird unter den Engeln bekannt werden, bessere Welten werden ihn ehren, sollte ihn auch der Erdball verachten, und wenn er einst die Augen schliessen wird, wird ihn ein erleuchteter Chor seeliger Geister im Triumph empfangen, und die himmlisch gewordene Seele frohlockend zu dem Thron des ewigen Wesens begleiten.

Bleibt

Bleibt dir noch eine Ursache zu klagen übrig, o Philander! Ja die Quelle deiner Thränen ist noch nicht erschöpft. Freundschafft und Liebe, die gröſte Vergnügen der Menschheit, machen dich betrübt. Freundschaft und Liebe! mächtige Worte! Du klagst, weil du von deinen Freunden entfernt bist! Was liebst du an deinen Freunden? Den Cörper oder die Seele? In ihrem Herzen wohnest du noch, bist du gleich von ihnen selbst entfernet; sie lieben dich noch. Sey ihrer werth, sey tugendhaft: so werden sie dir in der Entfernung sagen, stolz auf deine Freundschaft seyn, und dem Himmel danken, daß er den Sterblichen das Vermögen gegeben hat tugendhaft zu leben. Sanffte zärtliche Thränen werden sie vergiessen, wenn sie dich nimmer hören. Weine nur, ia Philander, beweine ihre Entfernung sie sind deiner Thränen werth! Selbst in deine Thränen wird sich eine geheime Süssigkeit mischen. Fliehe die traurige Gedanken, die dich schwermüthig machen; auch in den Schmerzen, die die Freundschaft und die Zärtlichkeit erregt, wohnet eine stille Wollust. Ich will dir nicht wehren ein Mensch zu seyn: sey ein Mensch, weine, aber sey auch wieder ein Weiser. Höre auf zu weinen!

Cleone ist dir ungetreu! du klagst Philander! War sie deiner werth, da sie dich lassen konnte? Sie kan dich vergessen, und du bist tugendhafft: du kanst sie nicht vergessen, und ihr Herz ist niederträchtig. O danke der Vorsicht für dieses was du ein Unglück glaubst. Vielleicht erwartet dich schon mit gleicher Schönheit des Cörpers geschmückt mit ungleich schönerer Seele, eine Gattin die dir die Vorsicht bestimmt hat, dir die Mühseligkeiten dieses Lebens zu versüssen. Vielleicht bist du hier zu einer beständigen Einsamkeit bestimmt. O so wende deine Liebe, wende deine Zärtlichkeit auf höhere Gegenstände. Wann du die Schönheit liebst, so liebe du die Quelle aller Schönheit, liebe den Vatter aller Wesen. Leide gedultig, o Philander, und sey tugendhafft! überlasse dem Himmel das übrige.

Du klagst um mich, Philander, meinem Tode weyhest du Thränen, und ich höre deine Klagen mit stillem Mitleiden an. Aber auch diese Klage ist ungerecht. Ungerecht? sprichst du. Ist es der Zärtlichkeit nicht erlaubt um seinen Freund zu klagen? . . Nein, Philander, du klagst über dich selbst, und nicht über mich. Oder beneidest du mich um das Glück, das ich

in

in den Chören heiliger Seelen genieſſe, und das Lob des Schöpfers mit unſterblichen Saytenſpielen erhebe? Nein du beklagſt meinen Tod nicht, du beklagſt nur dein einſames Leben. Zärtlicher Freund! beklage dich nicht. Die kurze Schmerzen des Lebens werden auch dich nicht ewig quälen. Auch ich werde einſtens unſichtbar um dein Krankenlager ſtehen, dein mattes Haupt aufrichten helfen, dir heilige Gedancken und Entzükungen eines künftigen Lebens zuliſpeln und den Schweiß des Todes von deiner Stirne trocknen. Wie glücklich wirſt du nicht ſeyn, wann du mit ruhigen Herzen die Menſchliche Geſellſchaft verlaſſen kanſt, gewiß, daß du ihre Geſetze nicht übertretten haſt, und daß du ihr würdiger Mitbürger geweſen biſt. Durch Zuverſicht und Glauben wirſt du die Schmerzen des Todes überwinden, die Gründe der Religion werden dich ſtärken, deine um dich herum weinende Freunde werden dich beweinen, und Thränen der Freude werden ſich unter die Thränen ihrer Wehmuth miſchen. In ſüſſen erhabenen Gedanken verſenket, wirſt du, wenn deine Zunge ſchon ſtarret ſie noch mit zärtlichem Blick ſegnen. Endlich werden auch deine Augen das Licht verlieren. Du wirſt ſie eröfnen um noch einmahl die Strahlen der

irrdi-

irrdischen Sonne zu sehen. Sie werden sich schliessen, dein Athem wird immer schwächer, den matten Busen heben. Dein Blut wird mehr und mehr unmerklich aufhören den Puls zu beleben. Dann will ich dir die Augen sanft zudrücken; dann will ich die nunmehr schon der Verwesung eigene Glieder auf dem Lager zurechte legen. Dein Bewustseyn deine Gedanken werden einige Augenblick lang aufhören. . . Auf einmal wird sich deiner vom Cörper befreyten Seele eine neue Welt eröfnen, eine Welt voller Entzückungen . . . Mit sterblichen Worten läßt sich dieses Glück nicht ausdrücken. Dann will ich dich umarmen, dann sollst du erst empfinden, wie groß das Glück der Freundschaft sey. O denke bey deinem Leben, o Philander, denke bisweilen an die Wollust, die dich erwartet und höre auf schwermüthig zu seyn und zu klagen. Wie groß ist unser Schöpfer? wie groß sind die Freuden, die er uns bestimmet hat!

Freund!

Freund! ich nenne dich noch so, auch da du noch sterblich bist! Mit welcher Entzückung werde ich dich so nennen, wenn ich dich in der Versammlung der Unsterblichen umarmen werde. Werde durch ein edles Leben werth eines edlen Todes, und liebe auch nach dem Tode noch

Deinen Freund

Zamir.

P. Damis.

Nachfolgendes Lied ist eingeschickt worden.

❀ ❀ ❀

Daß Damon heute glücklich ist
Der Silvien als Eh'mann küßt
Das läßt sich hören;
Doch wird er stets so glücklich seyn
Und niemals seine Wahl bereun?
Die Zeit wirds lehren.

❀ ❀ ❀

Daß Thoren sich in Golde blähn,
Die wir verschmäht und arm gesehn,
Das läßt sich hören;
Bringt sie das wandelbare Glück
Nicht in den vor'gen Stand zurück?
Die Zeit wirds lehren.

Daß

❋ ❋ ❋

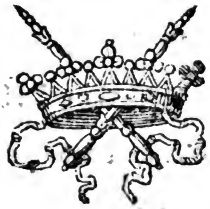
Daß Doris in der Kindheit Zeit
Wenn man sie küssen will, noch schreyt,
Das läßt sich hören;
Wird sie wohl achtzehn jährig seyn
Und auch alsdenn beym Küssen schreyn?
Die Zeit wirds lehren.

❋ ❋ ❋

Daß Mops sich einen Dichter glaubt
Das hat ihm Stentors Lob erlaubt,
Es läßt sich hören;
Ob ihn vielleicht die künft'ge Welt
Auch noch für einen Dichter hält?
Die Zeit wirds lehren.

* * *

Daß mich Philinens Reitz beſiegt
Und mich ihr ſüſſer Kuß vergnügt
Das läßt ſich hören ;
Liebt ſie mich allezeit allein,
Wird ihre Gunſt beſtändig ſeyn ?
Die Zeit wirds lehren.



Dieſe Blätter werden wöchentlich in der Poſchiſchen Hofbuchhandlung in Anſpach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Zwey und funfzigstes Stück.

Nunc illud quaeram; meritone tibi sit
Suspectum genus hoc scribendi.

Hor.

Meine Herren!

Man sagt, sie wollen mit dem zweiten Bande aufhören zu schreiben: ist es wahr? Wir gestehen, daß wir noch immer keine gewiße Spur finden und noch nicht gewiß bestimmen können, wer sie eigentlich sind. Wir kennen wohl verschiedene Leute, die man vor die Verfasser ihrer Wochenschrift ausgiebt: aber wir können noch auf keinen Grund kommen. Wir entschliessen uns Ihnen noch einmahl vor ihrem Ende zu schreiben. Wann sie aufgehört werden haben, Schriftsteller zu seyn, werden sie vielleicht Zeit genug übrig haben um Kundschafter abzugeben, und wir bieten ihnen hiemit auf das feyer-

Digitized by Google

lichſte eine Stelle in unſerer Geſellſchaft an. Es ſind Leute unter uns, die mit den ſchwerſten Geſchäften überladen zu ſeyn ſcheinen, und die bey aller ihrer Arbeit noch Zeit genug haben, gute Kundſchafter abzugeben, und alles auszuforſchen, was in der ganzen Stadt vorgehet. Die Nachricht, daß ſie aufhören wollten zu ſchreiben, hat verſchiedene Bewegungen hervorgebracht: wir haben ſie durch unſere gewöhnliche Kundſchafter erfahren, und wollen ſie ihnen hiemit mittheilen.

Hr. X . . Hr. Y . . Hr. Z . . und verſchiedene andere haben die größte Freude darüber bezeugt. Sie halten zwar ihr Wochenblat nicht mit, aber ſie haben gehört, daß ſie Satyren ſchreiben, und das iſt etwas unverantwortliches in ihren Augen. Jeder denkt die Reihe möchte einmahl an ihn kommen. Indeſſen haben ſich einige Leute gefunden, die ſich entſchloſſen haben ein neues Wochenblat zu ſchreiben. Herr Judas Spürhund wollte eines anfangen und ihm ſeinen eigenen Namen geben, daß es der Spürhund heiſſen ſollte. Die bekannteſten Stadtmährgen ſollten der Innhalt davon ſeyn, und ich ſtehe ihnen davor, es würde gewiß mehr Beyfall finden, als ihr Freund: ob es ſo lange währet, iſt eine andere Frage.

Herr Schlafſucht hat einen ſtarken Band witziger Schriften in Proſa und in Verſen fertig liegen, und weil ſich ſo kein Verleger dazu finden will, hat er ſich entſchloſſen, es als ein Wochenblat heraus zu geben.

Der

Der Innhalt mag seyn, wie er will: in ein Wochenblat muß sich alles bringen lassen. Es hat einer von den lebhaftesten Köpfen Teutschlands den Anschlag im Scherz gehabt, Briefe aus der Asiatischen Banise zu machen, wann man nur bißweilen gnädige Fräulein darüber setzte. Herr Schlaffucht denkt im Ernst, es ließe sich ein Wochenblat auf diese Art schreiben, und er getraut sich die Banise oder sonst ein Buch, es mag seyn welches es wolle, als ein Wochenblatt heraus zu geben. Genug wann man nur darüber setzt: Der Freund 53stes Stück, und hernach kan er nur anfangen: Blitz, Donner und Hagel zerschmettre die glänzende Thürne von Pegu.

Herr * * * ein sehr frommer und stiller Mensch hat sich gleichfalls entschlossen, weil der Cubach keinen Abgang mehr finden will, eine neue Auflage davon, als ein Wochenblat, heraus zu geben.

Herr Reimefrüh, Herr Stadt Satyricus Hans Unverschämt, Herr Johannes Trophonius, Herr Rechtslinks, Herr Hecatombe, Herr Schreyviel und einige andere haben sich neulich entschlossen, eine Art einer gelehrten Gesellschaft untereinander aufzurichten. Weil ihre Gesellschaft die Gesellschaft der Freunde heisset, wollen sie sich, ihnen zum Possen, die Gesellschaft der Feinde nennen. Diese Gesellschaft soll sich allezeit um acht Uhr versammlen, und biß Mitternacht beysammen bleiben.

Und wann sie aufhören zu schreiben, wird diese Gesellschaft anfangen. Einer von ihnen gieng neulich auf der Strasse, und verlohr von ohngefehr ein Papier, welches einer von uns aufhob, und folgendes darinnen fand:

Register derjenigen Leute, die ich in mein künftiges Wochenblat zu bringen willens bin:

Herr Sackspiegel zog gestern seinen Hut nicht vor mir ab, und ich grüßte ihn doch.

* Er soll noch ganz gelind davon kommen. Es ist die Mode der meisten iungen Herren, und er hatte noch dazu sein reiches Kleid an.

Ich machte neulich ein Lobgedicht, auf Herrn * * * * Er gab mir nur 8. Groschen dafür und dieses ist, so wahr ich ehrlich bin! zu wenig. Es war ein Gedichte, ich könnte es meinem eigenen Bruder nicht unter 12. Groschen geben. Er soll sehr lächerlich gemacht werden.

Ich laß neulich in Gesellschaft ein Gedichte vor, und Clitander schlief darüber ein. Der Narre! Er soll es theuer bezahlen.

Ich wollte iüngst Philinden küssen, und sie stieß mich so heftig zurücke, daß ich der Länge nach hinfiel. Das ungezogene Mädchen soll in mein Wochenblat.

Herr

Herr Extrafein, ein Kaufmann, mahnet mich wegen einer kleinen Summe von 40. Thlr. die ich ihm erst seit 8. Jahren schuldig bin. Er drohet mir, er will mich verklagen, und ich! ich will eine Satyre auf ihn schreiben.

Der reiche Wechsler, Herr Judenzinus, lachte mich neulich aus, weil mein Kleid zerrissen war, und sagte mir, die Musen müsten nicht halb so geschickt seyn als das geringste Näther-Mädchen; sie würden mir sonst schon den Rock besser zusammen genähet haben. Der Dummkopf! Er soll es nicht umsonst gethan haben. Ich verstehe zwar Scherz, aber er war nicht so billig, daß er mir nur das geringste gegeben hätte.

Hier hörte das Register auf. Vermuthlich ist Herr Reimefrüh der Verfasser. Wir schicken es ihnen: sie können es, wenn sie wollen, so gut, als die vorigen Briefe, drucken lassen. Wir bleiben

Ihre unbekannte Freunde

Die Gesellschaft der Kundschafter.

Dieser Brief kam zu rechter Zeit an, um uns zu bewegen, unsern Vorsatz zu verändern. Wir wollten aufhören zu schreiben, aber weil wir sahen, daß das Aufhören eines Wochenblattes so viel neue herfür bringen sollte, haben wir uns entschlossen fortzuschreiben. Stiften wir gleich auch wenig gutes: wir verhindern doch dadurch etwas böses. Die Gesellschaft der Feinde hat zwar einen Namen, der etwas wiedersinnig scheinet: aber wir zweifeln an ihrer Möglichkeit gar nicht. Wie viel sieht man nicht Gesellschaften, die untereinander recht frölich und vertraulich thun, und die doch aus lauter Personen bestehen, die einander von ganzem Herzen feind sind? Gewisse Umstände verbinden oft Feinde miteinander umzugehen, und sie gehen miteinander um, als wenn sie Komedien miteinander spielten. Ein jeder nimmt sich eine gewisse Rolle vor, die er in der Gesellschaft spielen will, und spielt sie gut. Denn zu unsern Zeiten kommt die Schauspielkunst sehr empor, sogar unter denenjenigen, die am heftigsten darwider schmählen. Ein Fremder, der eine solche Gesellschaft frölich und vertraut sieht und nicht daran denkt, daß es nur eine Komedie ist, hält oft Leute für die besten Freunde: in der Thataber ist sie das, was man mit Recht die Gesellschaft der Feinde nennen kan. Das Wochenblat, welches so heissen sollte, würde nicht lange währen. Herr Trophonius und Herr Reimefrüh würden sich gewiß bald wieder entzweyen.

Da wir das Register des Herrn Reimefrüh durchlasen, gab er uns zu einigen ernsthaften Gedanken über die Satyren überhaupt Anlaß. Ich hoffe unsere Leser sollen nicht verdrüßlich darüber werden, daß wir diesen Band damit beschliessen; ob sie schon ein wenig ernsthaft sind.

Ein Satyrischer Schriftsteller, der im Zorne schreibt, kan ohnmöglich gut schreiben. Er wird zwar eine gewisse Bitterkeit in seine Schrift bringen, die anfangs gefällt; eine beissende Schrift, die auf eine gewisse Person abzielt, findet zwar bißweilen Beyfall; aber man verachtet allezeit den Verfasser. Dieses ist eine schon sehr oft gesagte Wahrheit, und doch sehen so wenig Leute den wahren Endzweck der Satyre ein.

Das Amt eines Satyren-Schreibers gehet da an, wo das Amt eines Predigers aufhört. Diejenigen Fehler, die man nicht auf der Kanzel strafen kan oder darf, sind den Satyren überlassen. Die Laster aber, die der Prediger strafen soll, gehören eigentlich nicht in eine Satyre. Es würde einem Prediger übel lassen, wenn er die Thorheiten seiner Nebenmenschen lächerlich machen wollte: er würde ausgezischt werden, wenn er wider einen elenden Reimer, einen schwatzhaften Zeitungsträger, einen lächerlichen Stutzer predigen wollte: diese Leute gehören unter den Richterstuhl

der

der Satyrenschreiber. Ein Satyrenschreiber hingegen, der auf Ehebruch, auf Diebstahl, Mord und andere grobe Verbrechen eine Satyre machen wollte, würde zeigen, daß er sein Handwerk nicht verstehe. Das Beyspiel Juvenals, wenn er über den Ehbruch schmählt, kan hierinnen nicht entschuldigen. Man darf nur die Sitten der damaligen Zeit ansehen, und man wird den Unterscheid leicht finden. Gewisse Leute tadeln eine Sittenschrift, wann sie nur die Thorheit lächerlich macht, und die Laster nicht ernsthaft bestraft. Es ist wahr: sie verdienen ernsthaft bestraft zu werden: allein dieses darf die Satyre nicht thun. Sie kan die Laster zwar vorstellen, aber sie muß ihnen nur die Larve vom Gesichte reissen. Sie zu strafen, muß sie dem ernsthaften Sittenlehrer überlassen.

Moliere hat seinen Geitzhals, ja auch seinen Tartüfe nur in so weit beschrieben, als es lächerlich ist. Harpagon ist ein Narre aber kein Bösewicht. Moliere zeigt ihn zwar als einen Wucherer, und diese sind Bösewichter: aber er entdecket sein Laster nur, und straft es nicht. Der Englische Schriftsteller, der diesen Stücken nachgeahmet hat, macht ihn nicht blos zum Narren; er macht ihn zum Verräther, zum öffentlichen Bösewicht. Moliere kannte die wahren Grenzen der Schaubühne; Schedwell * kannte sie nicht. Die Prediger,

* S. Lettres sur les Anglois.

Prediger, die in dem verwichenen Jahrhundert über die Fischbeinsröcke und dergleichen wunderliche Moden predigten, erniedrigten ihr Amt: diese Thorheiten sollten nur die Satyren bestraffen. Sie werden mit Recht verhöhnet, und wer würde nicht eben auch einen Satyrenschreiber verhöhnen, der sich einfallen liesse über den Cartouche oder den Lips Tullian eine Satyre zu schreiben? Wenige Leute sehen den Unterschied zwischen einem Prediger, einem Moralisten und einem Satyrenschreiber genugsam ein. Der Prediger beweist daß wir tugendhaft seyn sollen, weil wir Christen sind; der Moralist sagt, wir sollten tugendhaft leben, auch wenn wir keine Christen wären; der Satyrenschreiber ermahnet uns zur Tugend, weil er das Lächerliche in dem Laster zeigt, das die andern beyde bestrafen. Wie glücklich wären nicht die Schriftsteller, wenn sie nicht nöthig hätten, daß man ihnen den abgetragenen Sittenspruch noch oft vorsagte, daß man tugendhaft seyn müsse, um ein guter Prediger, ein wahrer Moralist, oder ein vernünftiger Satyrenschreiber zu werden!

Digitized by Google

Du, die der Reimer flieht, die der Pedant entehret,
Du Wahrheit! bists allein, die Weise schreiben lehret.
Ein Mann, der niedrig denkt, schreibt allzeit matt und schlecht
Ehrt ihn gleich seine Zeit; die Nachwelt ist gerecht.
O Tugend lehre mich erst leben, und dann schreiben,
Beym Ernst noch angenehm, beym Scherz noch edel bleiben.
Nutzt meine Schrift der Welt, nutzt sie dem Vaterland,
Dann sey mein Nahme gleich der Nachwelt unbekannt.
Dann mag das blöde Volk den Chörilus erhöhen;
Ich will ihn ohne Zorn und ohne Mißgunst sehen.
Nur der verdienet Ruhm, der keinen Ruhm begehrt.
Nicht Wissenschaft, nicht Witz, das Herz macht unsern Werth.

E. Pheron.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z164733500

Ephemer. litt
b. miscell.
g. Germam. minor. cent
120

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google